

Geheime Olympia

Das Attentat von München: Wie der Staat sein Versagen vertuschte



Ostereich € 4,70
Schweiz sfr 7,30

Belux € 4,90
Dänemark kr 45,-
Finland € 7,-
Frankreich € 5,60

Griechenland € 6,-
Großbritannien £ 4,99
Hongkong HK\$ 82,-
Italien € 5,60

Japan (inkl. Tax) Yen 1.785,-
Malta € 5,90
Norwegen NOK 65,-
Polen (ISSN 00387452) 21,31,-

Portugal (cont.) € 5,60
Spanien € 5,60
Spanien / Kanaren € 5,70
Schweden kr 64,-
Slowakei € 6,20
Slowenien € 5,60

Türkei TL 15,20
Ungarn Ft 1,790,-

Tschech. Republik Kč 175,-

Ich kann meine Kunden
nur von etwas überzeugen,
von dem ich selbst
überzeugt bin.

Marcus Apelt, 32,
Deutsche Bank Berater Privatkunden

Gute Beratung denkt weiter. Was wir
mit Kompetenz, Erfahrung und Engage-
ment für Sie leisten können, erfahren Sie
im Deutsche Bank Beratungsgespräch oder
unter www.deutsche-bank.de/beratung

Leistung aus Leidenschaft



Hausmitteilung

23. Juli 2012

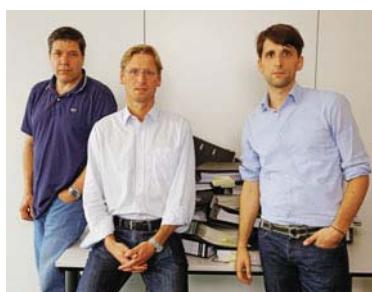
Betr.: Syrien, Titel, Spiritualität

In drei verschiedenen Fahrzeugen, mit langen Stopps in abgelegenen Gehöften, begleitet von Kundshafern auf Motorrädern, die jeden Streckenabschnitt vor der Durchfahrt nach jäh errichteten Checkpoints absuchten – so verlief die Reise des SPIEGEL-Reporters Christoph Reuter nach Hula in Zentralsyrien, wo am 25. Mai über hundert Menschen ermordet wurden. Den Ortsteil Taldū, den Ort des Massakers, kontrollieren die Dörfler jetzt selbst, gemeinsam mit einer Gruppe der „Freien Syrischen Armee“, wobei beide weitgehend identisch sind. Dort konnten sich Reuter und Fotograf Marcel Mettelsiefen frei bewegen, jedenfalls bis am ersten Abend in der Nähe Granaten einschlügen. In einem der wenigen Keller des Ortes wurden die Interviews zwischen eingelagerten Lebensmitteln weitergeführt, unterbrochen nur vom Streit, ob es für den Fall eines Granattreffers besser sei, die Tür offen oder geschlossen zu halten. Die Aussagen der Zeugen, so Reuter, „geben klare Hinweise darauf, wer die Täter waren“ (Seite 80).



Mettelsiefen, Reuter

Tausende Dokumente über das Olympiamassaker von München, bei dem 1972 elf Israelis starben, haben deutsche Behörden auf Antrag des SPIEGEL jetzt freigegeben. Zunächst skeptisch saßen die Redakteure Felix Bohr, Gunther Latsch und Klaus Wiegrefe vor den Ordern und fragten sich, ob sich der Aufwand lohnen würde. Doch schnell war klar, warum viele der Akten bislang mit „Geheim“ gestempelt waren: Sie belegen das Ausmaß des Versagens deutscher Politiker, Polizisten und Geheimdienstler. Monate vor dem Attentat gab es Warnungen, dass Terroristen aus Nahost die Spiele attackieren wollten – doch sie wurden ignoriert oder versickerten. Nachträglich liest sich die im Herbst 1972 vorgelegte Darstellung



Latsch, Wiegrefe, Bohr

der Bundesregierung und der bayerischen Landesregierung wie eine Mischung aus Halbwahrheiten und Desinformationen. Den Behörden, sagt Latsch, seien „so gravierende Fehler unterlaufen, dass von einer Unausweichlichkeit der Katastrophe nicht mehr die Rede sein kann“. Die Sicht des damaligen Innenministers Hans-Dietrich Genscher sowie deutscher und israelischer Sportler schildert eine SPIEGEL-TV-Dokumentation für die ARD, die der SPIEGEL-Inlandsausgabe als DVD beiliegt (Seite 34).

Mit dem Körper, dem Geist, dem Lebenssinn und dem Glück beschäftigte sich SPIEGEL-Reporter Jochen-Martin Gutsch. Er tauchte ein in die Welt der spirituellen Angebote – ein Millionenmarkt, der die Sehnsüchte der Deutschen bedient. Gutsch schlug Offeren aus, sein Karma zu reinigen oder seinen genetischen Code zu stabilisieren. Ausprobieren wollte er die „energetisch wirkende Bettwäsche“, die ihn interessierte, weil er bisweilen unruhig schläft. Auf einer Messe schmiegte er sich 20 Minuten lang in diese Wäsche, seine linke Hand, die „Herzhand“, legte er auf ein Symbol, das auf der Wäsche appliziert ist. Es sei, so erfuhr er, aus der „geistigen Welt“ an den Bettwäscheproduzenten übermittelt worden. Einen Aktivierungs-Code, ebenfalls aus der geistigen Welt, sollte er dreimal aussprechen, dann abwarten. Ob er etwas spüre, wurde er schließlich gefragt. Gutsch: „Leider nein“ (Seite 52).

Jetzt im Handel

Harvard Business manager

August 2012 · Deutschland · 11,90
Zentrale Herausgeberin: Harvard Business School Publishing Corporation · www.harvardbusinessmanager.de
VERANTWORTUNG Wie fair sind die Ticketpreise bei Olympia 2012?
SELBSTMANAGEMENT So lernen Sie, charismatischer aufzutreten.
VORDENKER Heribert Meffert – der Marketingpapst aus Münster.



DAS NEUE VORBILD

Welche Stärken deutsche Manager so erfolgreich machen

■ VERANTWORTUNG

Wie fair sind die Ticketpreise bei Olympia 2012?

■ SELBSTMANAGEMENT

So lernen Sie, charismatischer aufzutreten.

■ VORDENKER

Heribert Meffert – der Marketingpapst aus Münster.



Die digitale Ausgabe

■ Einmal online herunterladen, jederzeit offline lesen

■ Für Tablet und PC/Mac

www.harvardbusinessmanager.de/hbm-digital



Harvard Business manager

DAS WISSEN DER BESTEN

In diesem Heft

Titel

München 1972: Geheimakten belegen das Versagen der deutschen Sicherheitsbehörden 34

Deutschland

Panorama: IWF gibt Griechenland kein Geld mehr / Länderfinanzausgleich – auch Hessen droht mit Klage / Bundesregierung setzt auf China im Syrien-Konflikt 13
Religion: Deutscher Sonderweg zu einem Gesetz für die Beschneidung von Knaben 16
Innere Sicherheit: Der Neuaufbau des Verfassungsschutzes wird zur Bewährungsprobe für Innenminister Friedrich 20
Der Kölner Sprengstoffanschlag der NSU 2004 wurde zwar als rechtsextremistische Tat erkannt, aber nur schlampig verfolgt 22
Umwelt: Die heimliche Diplomatie von Minister Peter Altmaier für ein Atomendlager 24
Karrieren: Schwerer Neustart für ehemalige grüne Parteichefs 26
Diplomatie: Niebels Versorgungswerk 30
Kriminalität: Im bislang größten Fall von Online-Betrug wird deutlich, wie leicht sich Internetkunden täuschen lassen 32
Strafjustiz: Narkoseärztin in Aachen nach Geständnis zu „lebenslänglich“ verurteilt 45
Parteien: SPIEGEL-Gespräch mit dem Berliner Piraten Alexander Morlang über die politische Macht der Computernerds 47

Gesellschaft

Szene: Ein Kind wird von einem Spielautomaten verschluckt / Jörg Kachelmann über den deutschen Sommer 50
Eine Meldung und ihre Geschichte – wie ein Neunjähriger zwei Einbrecher in die Flucht schlug 51
Glück: Die Deutschen suchen auf Esoterik-Messen nach dem Sinn des Lebens 52
Ortstermin: Wie ein Bestseller die Geschäfte eines Hamburger Sex-Shops für Frauen beeinflusst 57

Wirtschaft

Trends: Ilse Aigner will Dispo-Zinsen transparenter machen / Baby-Walz baut Personal ab / US-Dürre treibt die Getreidepreise hoch 58
Konsum: Am Kampf zwischen Otto und Amazon wird sich zeigen, welche Chancen der klassische Handel überhaupt noch hat 60
Banken: Interview mit der BaFin-Chefin Elke König über Kontrollmöglichkeiten für die affären geschüttelte Branche 64
Steuerhinterziehung: Das Abkommen mit der Schweiz steht auf der Kippe 66
Mit dubiosen Tricks lockt die Schweizer Privatbank Pictet deutsche Millionäre 68
Kernenergie: Wie Japan seine Energie-Zukunft plant – und dafür abgeschaltete Meiler reaktiviert 70
Schuldenkrise: Finnlands Finanzministerin Jutta Urpilainen setzt auf Pfand von Griechenland und Spanien 72
Mode: Körpernde Unterwäsche soll auch Männer begeistern 73

Ausland

Panorama: Havannas Regierung behindert Reformen / Hexenjagd gegen muslimische Clinton-Vertraute 74



Schnitt ins Recht

Seiten 16, 122, 124

Das Kölner Beschneidungs-Urteil hat eine Grundsatzdebatte ausgelöst. Juristen versuchen, Religionsfreiheit und Kindeswohl in Einklang zu bringen. SPIEGEL-Autor Matthias Matussek und der Münchner Kinderchirurg Maximilian Stehr streiten für und gegen das religiöse Ritual.

Betrogene Schnäppchenjäger

Seite 32

Seit viele Menschen ihre Waren im Internet kaufen, boomt auch der Online-Betrug. In Augsburg endet nun der Prozess gegen eine Bande, die 1,1 Millionen Euro mit gefälschten Internetshops eingenommen hat.

Steuerschlupfloch Schweiz

Seiten 66, 68

Während um ein deutsch-schweizerisches Steuerabkommen gerungen wird, bieten Banken wie das Genfer Institut Pictet deutschen Millionären unverdrossen Schlupflöcher an.



Klangschalen-Behandlung

Die Macht des Übersinnlichen

Seite 52

In Deutschland blüht das Geschäft mit der Esoterik. Überall locken Messen Tausende Besucher, die nach Sinn suchen. An die Stelle der Kirchen sind teils seltene Formen der Geistesertüchtigung getreten. Der Markt bedient nicht nur Spinner, sondern inzwischen auch ganz normales Bürgertum.



Syrischer Abgrund

Seiten 76, 80

SPIEGEL-Reporter Christoph Reuter beschreibt den brutalen Überlebenskampf des Assad-Regimes – und rekonstruiert die umstrittenste Bluttat dieses Krieges: das Massaker von Hula, bei dem zahlreiche Zivilisten mit Schusswaffen, Äxten und Messern getötet wurden.

SHAAM NEWS NETWORK / DPA

„Ich bin doch kein Putschist“

Seite 84

Rumäniens umstrittener Premier, Victor Ponta, antwortet im SPIEGEL-Gespräch seinen Kritikern, die ihm einen „schleichenden Staatsstreich“ vorwerfen. Er gibt sich als Demokrat und will alle „Missverständnisse“ korrigieren.

Ein Autor und seine Rechte

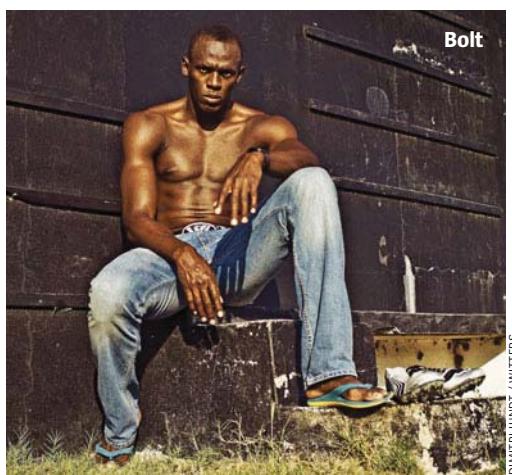
Seite 116

Mit seinem Roman „Der Nazi & der Friseur“ erreichte er seit den siebziger Jahren weltweit ein Millionenpublikum. Jetzt, mit 86 Jahren, hat sich Edgar Hilsenrath in einen Streit um die Rechte an seinen Werken verwickelt.

Rekordsprinter aus Jamaika

Seite 92

Er liebt frittiertes Huhn und ist nicht so muskelbepackt wie seine Gegner. Es ist eigentlich ein Rätsel, wie aus Usain Bolt der schnellste Mensch der Welt werden konnte. Bei den Olympischen Spielen in London gilt er als klarer Favorit, den Fans verspricht Bolt ein historisches Rennen.



Syrien: Endkampf um die Macht	76
Protokoll eines Massakers	80
Rumänien: SPIEGEL-Gespräch mit Premierminister Victor Ponta	
über sein Demokratieverständnis und die Putschvorwürfe gegen ihn	84
China: Postengeschacher in der Sommerfrische	87
Global Village: Wie Einwohner von Haitis größtem Slum ihr Schicksal in die eigene Hand nehmen	89

Sport

Szene: Dialog mit Nordkorea / Werbepolizei schützt Olympia-Sponsoren	91
Olympische Spiele: Der Hype um den jamaikanischen Rekordsprinter Usain Bolt	92
Matthias Steiner über die Folgen des Olympia-Ruhms	96
Affären: Blamage für deutsche Anti-Doping-Kämpfer	97

Wissenschaft · Technik

Prisma: Weltkarte der Bettwanzen / Tödliche Querschläger im Wohnzimmer	98
Forensik: Die Kunst, eine Schiffskatastrophe zu rekonstruieren	100
Krebs: Interview mit dem Hamburger Urologen Hartwig Huland über Zweifel am Nutzen von Prostata-Operationen	102
Luftfahrt: Leichtsinn gefährdet die Sicherheit am Promi-Flugplatz Egelsbach bei Frankfurt am Main	104
Medizin: Neuartige Stents verändern die Herzmedizin	106
Tiere: Der Kampf gegen die Nashornschlächter in Afrika	108

Kultur

Szene: „Bavaria“ – eine Filmhommage an Bayern von Joseph Vilsmaier / Deutsche Künstler installieren eine Regenskulptur auf dem Flughafen von Singapur	110
Betrug: SPIEGEL-Gespräch mit der früheren NDR-Fernsehspielchefin Doris Heinze über ihre kriminelle Energie	112
Bestseller	115
Autoren: Der bizarre Streit zwischen Edgar Hilsenrath und seinem Verleger	116
Debatte: Warum Beschneidung kein Verbrechen ist	122
Der Münchner Chirurgie-Professor Maximilian Stehr lehnt aus ärztlich-ethischer Sicht die Beschneidung bei Kindern ab	124
Filmkritik: Verändert das Attentat in einem US-Kino die Sicht auf den Batman-Film „The Dark Knight Rises“?	126

Medien

Trends: Das ZDF baut seinen Showtanker „Wetten, dass ...?“ um / Neue Show für Joko und Klaas	127
Soziale Netzwerke: Wie man sich Facebook-Fans kaufen kann	128
TV-Stars: Im Interview wettert Waldemar Hartmann gegen die ARD	130

Briefe	6
Impressum, Leserservice	132
Register	134
Personalien	136
Hohlspiegel / Rückspiegel	138

Titelbild: Fotos Imago, Keystone; Umklapper: Foto Bilderberg



SPIEGEL-Titel 29/2012

„Der Artikel ist ein Plädoyer für Achtsamkeit und Mitgefühl. Gelegenheit für jeden gesunden Menschen, darüber nachzudenken, einen Gang herunterzuschalten und sein Herz für die wirklich wichtigen Dinge im Leben zu öffnen.“

ALEXANDER MÜHLMANN, BERLIN

Nr. 29/2012, „Berührt uns!“ – Samuel Koch und Philippe Pozzo di Borgo über Einsamkeit und Lebensmut

Rucksack des Lebens

Ich kann zum Umgang mit Behinderung Philippe Pozzo di Borgo und Samuel Koch nur beipflichten und Mitmenschen raten: Gehen Sie mit uns so um, wie Sie selbst wünschen, dass man mit Ihnen umgeht! Haben Sie keine Vorurteile uns gegenüber, denn so hart es auch klingen mag, nicht selten entsteht eine Behinderung durch die Gesellschaft, die mit unseren Besonderheiten nicht umgehen kann. Sie ist nicht einfach eine Gegebenheit, der man wehrlos ausgesetzt ist.

NICO WUNDERLE, PÖCKING (BAYERN)

Als Priester mit einer sichtbaren Gehbehinderung mache ich ambivalente Erfahrungen. Bin ich äußerlich in Zivil, erlebe ich immer wieder Diskriminierungen. Rutsche ich zum Beispiel mit den Gehhilfen aus, fragen Passanten nicht mich, sondern meine Begleitung, ob ich mir weh getan hätte. Sobald ich aber als Priester eindeutig erkennbar bin, begegnen mir Fremde auf Augenhöhe und glauben, dass ich mir lediglich ein Bein gebrochen hätte, also nicht behindert sei. Diese Zeitgenossen wünschen mir dann gern „gute Besserung!“

GARY LUKAS ALBRECHT, ESSEN

Ein Wermutstropfen bleibt: Samuel Koch kam so schwer zu Schaden, weil er einem alternden Showstar mit menschlichem Sensationskitzel die schwindenden Einschaltquoten retten sollte.

DR. MED. THOMAS SCHÄTZLER, DORTMUND

Im Jahr 2003 bin ich im Suff kopfüber in einen Kanal gesprungen und habe mir dabei einen Halswirbel gebrochen. Die Heilung verlief rasend schnell, nur eine riesige Narbe ist mir geblieben. Sechs Monate danach war ich bei den Gebirgsjägern, später im Himalaya bergsteigen. Die Frage nach Sinn, Gerechtigkeit oder Schicksal habe ich mir oft gestellt. Be-



Buchautor Koch im April in Berlin

antworten kann ich sie nicht. Ich kann aber ein liebender Ehemann und Familienvater sein und meine Kinder später, wenn sie es verstehen, zu Demut und Dankbarkeit erziehen.

MORITZ ALY, RHEINBACH (NRW)

Da werde ich meinen verhältnismäßig kleinen Rucksack des Lebens, den wohl jeder mit sich herumträgt, mit anderen Augen ansehen müssen. Und ja, ich würde gerne beiden Herren eine Umarmung schenken und sie für ihren Mut und ihre doch so offensichtliche Verletzlichkeit mit einem Küsschen belohnen.

PETRA IRION, REINACH (SCHWEIZ)

Ich als Tetraplegiker (seit einem fremdverschuldeten Verkehrsunfall 2005) habe in dem Gespräch Aussagen vermisst zu der langwierigen und psychisch extrem belastenden Phase der puren Verzweif-

lung, des Was-alles-nicht-mehr-geht, inklusiver der Unfähigkeit zur Selbsttötung. Seit das Was-noch-alles-geht ins Zentrum gerückt ist, sitze ich mitten im Leben, zufriedener als mancher Zeitgenosse, der mitten im Leben steht. Vor allem auch dank ziemlich guter Freunde.

REINHARD CORDES, ERDING (BAYERN)

Nr. 28/2012, In der EU-Frage kämpft Karlsruhe auch gegen seinen Machtverlust

Entfesselte Banken-Orks

Frau Merkel, Herr Schäuble, Herr Bofinger und andere verwechseln Ursache und Wirkung. Nicht fern der Materie operierende Verfassungsrichter können Europa beschädigen, sondern eine seit 2008 untätige Regierung, die weder die Tragweite ihres Nichthandelns erkannt noch zu irgendeinem Zeitpunkt das Problem oder die Lösung voll durchdrungen hat. Eine Regierung, die nunmehr planlos den Märkten hinterherflickschustert, ohne unsere Verfassungsgrenzen frühzeitig zu berücksichtigen.

DIRK WEISKE, STUTTGART

Wenn in einem Jahr mehr Geld für Banken mobilisiert wird als in 30 Jahren für Bildung, dann ist die Politik vor allem schlecht beraten. Von Beratern, die andere Interessen vertreten als die der Allgemeinheit.

STEFAN ESSLING, MERCHWEILER (SAARL.)

200 Jahre Kampf um Demokratie in Europa enden in einer Kommission, die niemand gewählt hat, und einem Parlament, das so mächtig ist wie die Abgeordneten in Pjöngjang. Darin liegt das wahre Problem.

MICHAEL HEUBERGER, SELIGENPORTEN (BAYERN)

In Karlsruhe hat die Entscheidungsschlacht der letzten demokratischen Bürgerwehren gegen Horden von entfesselten Politiker- und Banken-Orks, angeführt von einer zutiefst antidemokratischen Königin, begonnen. Alle Hoffnungen ruhen auf dem weisen Zauberer Voßkuhle und seinen Recken. Hoffentlich gewinnt er die Schlacht, sonst ist alles verloren, wofür wir gelebt und gearbeitet haben!

JÜRGEN SCHULZE, ERZHAUSEN (HESSEN)

Diskutieren Sie im Internet

www.spiegel.de/forum und www.facebook.com/DerSpiegel

- ▶ **Titel** Wie hat das Olympia-Attentat 1972 die Weltpolitik verändert?
- ▶ **Soziale Medien** Was ist von Unternehmern zu halten, die sich Freunde und Anhänger im Netz kaufen?
- ▶ **Esoterik** Kann man Glück kaufen?



Endlich Punkte einlösen
und sich belohnen –
wo und wann immer
Sie wollen.

EXKLUSIV FÜR
LE CLUB ACCORHOTELS
MITGLIEDER.



LE CLUB ACCORHOTELS
LOYALITÄT KANN MAN NICHT BEZAHLEN. ABER BELOHNEN.

Treten Sie ein: 2.500 Hotels erwarten Sie. Sammeln Sie Punkte und belohnen Sie sich mit besonderen Hotelaufenthalten ganz nach Ihrem Geschmack*. Sie wollen Mitglied werden? Besuchen Sie uns auf:

WWW.ACCORHOTELS.COM/CLUB

SOFITEL LUXURY HOTELS
pullman



GRAND MERCURE

NOVOTEL

sofitel NOVOTEL

Mercure

adagio

ibis

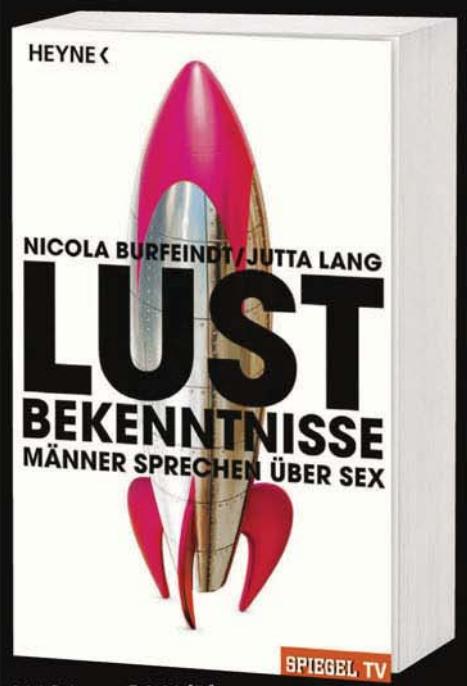
ibis STYLES all seasons

Thalassa



»ALLES IST ERLAUBT. SEX IST EIN SPIEL MIT NUR EINER REGEL.«

Phillip von Sentleben



304 Seiten · € 8,99 [D]
ISBN 978-3-453-63009-3

Auch als E-Book

Leseprobe unter www.heyne.de

Die SPIEGEL-TV-Autorinnen Nicola Burfeindt und Jutta Lang haben 23 Männer zu leidenschaftlichem Sex, tiefen Gefühlen und erotischen Fantasien befragt. Entstanden sind freizügige, anregende und humorvolle Gespräche, die – entgegen allen weiblichen Vorurteilen – zeigen: Männer sprechen über Sex!

Mit Beiträgen von
Balian Buschbaum, Ulrich Clement,
Gunter Gabriel, Roman Koidl,
Oliver Mommsen, Maximilian Pütz,
David Schnarch u.v.a.

SPIEGEL TV

HEYNE

Briefe

Nr. 28/2012, Das Urteil über Verena Becker

Schützende Hand?

Trotz Aufklärungspflicht konnte das Gericht im Urteil gegen Verena Becker keinen der Karlsruher Mörder feststellen. Mord verjährt nicht. Somit steht die Bundesanwaltschaft wieder bei null und auf schwierigem Weg, da 1994 die beim BKA gelagerten Spurenakten zum Karlsruher Anschlag vernichtet wurden. Wer wie Frau Friedrichsen die Berichterstattung immer wieder auf mich fokussiert, sollte erwähnen, dass ich keine Strafe für Frau Becker beantragt und dies begründet habe. Einen Beweis für die unmittelbare Tatbeteiligung von Frau Becker sieht Frau



Verurteilte Becker

Friedrichsen nicht. Sie hätte häufiger zum Prozess kommen oder einige Passagen meines Plädoyers im Internet nachlesen sollen. Sie schreibt, die Angeklagte sei dem Verfassungsschutz „dienlich“ gewesen, aber jeder Beweis für eine „schützende Hand“ fehle. Was mag Frau Becker denn gemeint haben, als sie von einer „schmutzigen Geschichte“ schrieb? Peter-Jürgen Boock sei nicht mehr der „Märchenonkel der RAF“, erklärt Frau Friedrichsen. Sie hätte anfügen sollen, dass er eine direkte Beteiligung von Christian Klar und Knut Folkerts am Attentat ausgeschlossen hat. Die Karlsruher Mörder seien definitiv unter den im Jemen ausgebildeten RAF-Mitgliedern gewesen, von denen, so Boock in der Hauptverhandlung, nur Günter Sonnenberg und Verena Becker gut Motorrad fahren konnten. Diese Fähigkeit mussten aber beide Karlsruher Attentäter besitzen.

MICHAEL BUBACK, GÖTTINGEN

(Verena Becker bestreitet, je ein Motorrad gefahren zu haben. –Red.)

Nr. 28/2012, Wir Väter sind auch noch da!

Dienstags zum Kinderturnen

Nach drei Ehen kann ich nur feststellen, dass Sie recht haben. Selbst wenn man windelt, cremt, füttert, anzieht, auszieht, mit den Kindern zum Arzt geht und dies

genauso erledigt wie die jeweilige Mutter, es heißt doch immer: „Irgendwie kannst du das nicht“, oder: „Du hast doch gar nichts getan.“

TORSTEN SCHUCK, PRAG

Solange sich die meisten Frauen nicht ihre Rosinenpickerei abgewöhnen, wird es keine wirklich gleichberechtigte Gesellschaft geben. Zu oft werden die Väter gar nicht ernsthaft gefragt, wenn es um die Aufteilung der Elternzeit geht. Mutti will daheim bleiben? Mutti bleibt daheim!

FRANK BECKER, NÜRNBERG

Für uns Mütter wäre es traumhaft, wenn die Elternzeit nehmenden Männer, die dazu bei Krankheiten des Kindes Nachtwache schieben, nicht die absoluten Exoten in Deutschland wären. Macht in der Familie – schön und gut. Aber weiß der Autor auch, wie viel Spaß es macht, gut bezahlte Jobs zu verlieren und gesellschaftlich immer unsichtbarer zu werden?

KERSTIN SCHOLZ, BERLIN

Auch mich stört, dass die Debatte über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf nur von oder für Frauen geführt wird. Das schadet der Sache und verfestigt überholte Denkschemata. Erst wenn Arbeitgeber wissen, dass Männer auch familiäre Rücksichten nehmen wollen und müssen, wird sich die Familienfreundlichkeit in Betrieben für alle verbessern. Und nur so entsteht der nötige Druck für den Ausbau von Kinderbetreuung.

ULRIKE PLATNER-MÜHLENBEIN, BRILON (NRW)

„Wo bleiben wir Väter?“ – Ja, wo bleiben sie denn?

TANJA THUL, FELL (RHLD.-PF.)

So wie Ihr Autor fühle ich auch. Meine Frau und ich teilen uns die „Kindkrank-Tage“, je nach beruflichem Kalender. Nicht selten wird das durch wechselseitiges Ablösen geregelt (Frau vormittags ins Büro, ich nachmittags). Selbstverständlich gibt es dafür teilweise flotte Sprüche der Kollegen. Deswegen erwähne ich schon gar nicht mehr, dass ich dienstags immer zum Kinderturnen gehe.

LARS NOLTING, LEHRE (NIEDERS.)



Vater mit Kind

EIN REBELL, DER DIE WELT NICHT ÄNDERN WILL.

PRODUKTION AUSSCHLIESSLICH MIT ERNEUERBAREN ENERGIEN. FÜR UNS DER NÄCHSTE SCHRITT.

Cleve Beaufort ist bereit, ungewöhnliche Wege einzuschlagen, wenn sie ihn seinem Ziel näher bringen: Die Herstellung von Autos nachhaltiger zu gestalten. So denkt Beaufort bei erneuerbaren Energien nicht automatisch an Sonne, Wind oder Wasser, sondern an eine nahe gelegene Mülldeponie. Eine Maßnahme, die der Atmosphäre jedes Jahr 92.000 Tonnen CO₂ erspart. Mithilfe von Turbinen wird im amerikanischen BMW Werk Spartanburg Methangas, das in Verrottungsprozessen auf der Mülldeponie entsteht, in Strom und Warmwasser umgewandelt – momentan über 50 Prozent des Gesamtbedarfs. Besonders stolz sind Beaufort und sein Team, dass ihr Modell mittlerweile auch in anderen Werken umgesetzt wird.

Die BMW Group ist zum siebten Mal in Folge nachhaltigster Automobilhersteller der Welt. Erfahren Sie mehr über den Branchenführer im Dow Jones Sustainability Index auf



Jetzt Film ansehen.





Talker Lanz, Gäste

Nr. 28/2012, Wie Markus Lanz zur ZDF-Hoffnung werden konnte

Die nächste Evolutionsstufe

Danke, Herr Niggemeier, für die feine Analyse des Markus Lanz und seiner Talk-Methoden. Schlechter Witz, Plusterwörter und konservativer Populismus – da ist kein Tiefgang, das ist nicht investigativ. „Markus Lanz“ ist „Britt“ für geistig arme Reiche.

CORNELIUS OETTLE,
PLÜDERHAUSEN (BAD.-WÜRTT.)

Ohne ein großer Anhänger von Markus Lanz zu sein, ärgere ich mich über den gehässigen Artikel. Die Maßstäbe eines Printjournalisten an einen Fernsehmoderator anzulegen ist lächerlich. Bei den vielen TV-Minuten, die Markus Lanz wöchentlich absolviert, kommt zwangsläufig mancher Blödsinn heraus.

JOHANNES ENGASSER, MÜNCHEN

Markus Lanz ist wirklich die Krone der Schöpfung im Talk-Universum, die nächste Evolutionsstufe nach Gottschalk, Jauch und Kerner. Einmalig, wie er den Spagat zwischen anspruchslosen Gesprächen und unterster Schublade sowie geheuchelter Anteilnahme und Schadenfreude schafft. Er wird es in der heutigen TV-Welt noch weit bringen.

FRIEDRICH WEINBERGER, MÜNCHEN

Endlich! Endlich hat einer bemerkt, dass Markus Lanz das Langweiligste ist, was der deutschen Fernsehlandschaft je passiert ist. Meine Mutter hätte sich ihn nicht als Schwiegersohn gewünscht. Meine Großmutter schon. So gesehen passt er ja gut ins ZDF.

MARTINA SCHEUREN, HAMBURG

Korrektur

zu Heft 29/2012

Seite 61, „Turbulente Entwicklung“: Bei der Aufzählung der VW-Vorstandsvorsitzenden fehlt Bernd Piechersrieder, der die Position von 2002 bis 2006 besetzte.

Nr. 28/2012, Das gefährlichste Tauchrevier der Welt

Las Vegas an der Küste

Die Tauchbedingungen am Blue Hole sind durch den einfachen Einstieg, gute Sicht und kaum nennenswerte Strömung an sich völlig unproblematisch. Der Wahnsinn dort begann so richtig erst Ende der neunziger Jahre, als mit dem Einzug des Massentourismus Heerscharen von meist jungen Hobbytauchern mit schmalem Budget, aber umso größerem Bedürfnis nach Coolness, Action und Nervenkitzel in den Sinai reisten. Deren Übermut gepaart mit den besonderen Verhältnissen vor Ort, einer Laissez-faire-Haltung der ägyptischen Behörden sowie einer kaum vorhandenen Infrastruktur für Notfälle führen dann zu den beschriebenen Katastrophen. Ein Abstieg in Tiefen von knapp 60 Metern ohne Spezialausrüstung, entsprechende Planung und noch dazu bei unzureichendem Ausbildungs- und Erfahrungsstand wird so fast zwangsläufig zum Höllentrip.

ANDREAS BAUMANN, BAMBERG



Bergungsexperte Omar

In den neunziger Jahren hatte ich das Vergnügen, Tarek Omar kennenzulernen und mit ihm zu tauchen. Seine Liebe zum Meer, zur Tiefe und seine spezielle Beziehung zu diesem mystischen Ort, dem Blue Hole, haben mich sehr beeindruckt. Das Schicksal und die Bergung Jurij Lipskis beschreiben Sie, ohne ein kleines, aber wichtiges Detail zu erwähnen: Lipski war Israeli. Die Hilfsbereitschaft des Arabers Tarek und die Dankbarkeit der israelischen Familie sollten beispielhaft sein für das Miteinander in dieser von Feindseligkeit geprägten Region.

GERHARD ALTREUTER, BALINGEN (BAD.-WÜRTT.)

Zu meiner aktiven Taucherzeit bis Anfang der achtziger Jahre fuhren ausgebildete und erfahrene Sporttaucher zu diesen Tauchgründen, keine im Ferienschnell-durchgang ‚ausgebildeten‘ Unterwasser-touristen. 2010 erkannte ich den Sinai um Scharm al-Scheich nicht wieder: Las Vegas an der Küste.

JÜRGEN WAGNER, BERLIN

Ich habe 1998 eine Tauchbasis in Dahab geleitet und die „Dunkelziffer“ live erlebt. Fast täglich sehr schwere Tauchunfälle, vor allem nach durchzetter Nacht. Den Tauchern bleibt ein unvergesslicher Urlaub mit Lungenriss, Dekompressionskammer, teurem Genesungsaufenthalt und lebenslangen Schäden, wenn sie denn überleben. Danke, dass Sie auch die negativen Seiten eines solchen Tauchgangs angesprochen haben!

HOLGER THIES, OBERHAUSEN

Nr. 28/2012, Ferdinand von Schirach hat Fragen an die Wirklichkeit

Hatte Kermit doch recht?

Sind Sie gegen den Euro? Wenn ja, wieso sagen Sie es nicht? Wenn nein, wieso sagen Sie es nicht? Wieso fällt Ihnen nichts Geistreichereres zum Higgs-Boson ein? Beruhigt es Sie, dass Ihr Essay trotzdem packend und durchaus lustig ausfällt? Oder ist Ihnen das jetzt auch egal?

PASCAL MICHELS, LONDON

Mit Ihren vielen „Fragen an die Wirklichkeit“ sprechen Sie dem interessierten deutschen Normalbürger aus dem Herzen. Ich übernehme Ihr Fragenstellen zukünftig für mich, falls die Wirklichkeit mich wieder mal total irritiert: Das tröstet, macht sogar gute Laune.

SABINE FUNDA, BERLIN

Lieber Herr von Schirach, geht's noch?

KNUT KÖSTLER, NÜRNBERG

Ferdinand von Schirach reiht in seinem provokanten, genialen Essay rhetorische Fragen aneinander. Es sind viele, die sich der durch die politische und wirtschaftliche Entwicklung im Euro-Raum beunruhigte Bürger täglich stellt, auf die er aber von der Politik keine klaren Antworten bekommt. Die letzte Frage von Schirachs, „Geht es Ihnen gut?“, kann ich beantworten, stellvertretend für andere ratlose Bürger: Es geht mir nicht mehr gut in Deutschland! Es kann so im Umgang mit den Rechten und der Verantwortung der Bürger nicht mehr weitergehen.

KARIN MOTZ-GLASOW, SCHONGAU (BAYERN)

Sind Sie nicht auch der Meinung, dass es sich um den genialsten SPIEGEL-Essay seit 24 ¾ Jahren handelt? Hatte Kermit doch recht, als er sagte, wer nicht frage, bleibe dumm? Warum dauert es so lange, bis der Kapitalismus vorbei ist? Und warum wird bei ver.di-Bildungsseminaren immer weniger Kuchen gegessen?

JONAS HÖPKEN, OLDENDURG (NIEDERS.)

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

„Einfach lecker.
Könnt ihr mir ruhig abnehmen.“



Einfach
einscannen
und Film
anschauen.

ÜBERZEUGEND GUT. DAS WEIZEN AUS KROMBACH.

Gibt's auch
Alkoholfrei!



Die Stadt der Zukunft ist eine, die nichts auf morgen verschiebt.

Deutschland geht neue Wege. Mit Antworten für nachhaltige Stadtentwicklung.

Städte sind die Impulsgeber unserer Gesellschaft. Doch auch beim Klimawandel liegen sie vorn: Heute sind Städte für rund zwei Drittel des weltweiten Energieverbrauchs und für bis zu 70% der weltweiten Treibhausgas-Emissionen verantwortlich. Und die urbanen Zentren wachsen.

Geht der Klimawandel heute vielfach von Städten aus, bieten sich genau hier auch zahlreiche Möglichkeiten, ihn zu bekämpfen. So lassen sich CO₂-Emissionen von Gebäuden mit energieeffizienter Technik um bis zu 50% senken. Aber nicht nur die Zukunft des Klimas entscheidet sich in den Städten: Als Wirtschafts- und Lebenszentren, deren Bruttonsozialprodukt dem ganzen Länder entsprechen kann, sind Städte auch Ausgangspunkt für nachhaltige Entwicklung überhaupt.

Berlin, Hamburg, München: Städte bringen Menschen, Wirtschaft und Klimaschutz gewinnbringend zusammen, indem sie konsequent auf zukunftsweisende Technologien setzen. München, zum Beispiel, möchte bis 2030 seine CO₂-Emissionen pro Einwohner im Vergleich zu 1990 halbieren. Und bis zum Jahr 2025 so viel Ökostrom erzeugen lassen, wie zur Versorgung der gesamten Stadt notwendig ist. Und München ist nicht allein: Überall in Deutschland und auf der Welt arbeiten Planer und Entscheider daran, Konzepte für die Stadt von morgen in die Tat umzusetzen.

Die Antworten für die Stadt der Zukunft sind da. Und die Zeit für neue Wege ist jetzt. Denn die Welt von morgen braucht unsere Antworten schon heute.



GRIECHENLAND

IWF will Hilfen stoppen

Der Internationale Währungsfond (IWF) hat signalisiert, dass er sich nicht an weiteren Griechenland-Hilfen beteiligen werde. Das haben hochrangige Vertreter der Brüsseler EU-Spitze mitgeteilt. Damit wird eine Pleite Athens im September wahrscheinlicher. Derzeit untersucht die Troika aus EU-Kommission, Europäischer Zentralbank (EZB) und IWF, wie weit das Land seinen Reformverpflichtungen nachkommt. Fest steht jedoch bereits, dass die Regierung in Athen den Schuldenstand des Landes nicht wie vereinbart bis zum Jahr 2020 auf rund 120 Prozent der Jahreswirtschaftsleistung drücken kann. Erhält das Land mehr Zeit, seine Ziele zu erfüllen, würde das nach Schätzungen der Troika zusätzliche Hilfen zwischen 10 und 50 Milliarden Euro erfordern. Viele Regierungen der Euro-Zone sind jedoch nicht mehr bereit,

neue Griechenland-Lasten zu schultern. Zudem haben Länder wie die Niederlande und Finnland ihre Hilfen daran gekoppelt, dass sich der IWF beteiligt (siehe Seite 72). Das Risiko eines Austritts von Griechenland aus der Währungsunion wird mittlerweile in den Ländern der Euro-Zone für beherrschbar gehalten. Um die Ansteckungsgefahr für andere Länder zu begrenzen, wollen die Regierungen den Start des neuen Rettungsschirms ESM abwarten. Dieser kann jedoch nicht vor dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts am 12. September in Kraft treten. Um Griechenland über den Monat August zu helfen, könnte ein letztes Mal die EZB einspringen. Eigentlich müsste Athen am 20. August 3,8 Milliarden Euro an die Zentralbank zurückzahlen. Die Lösung könnte eine Art Kreislaufgeschäft sein, bei dem die Euro-Notenbanken selbst die Kreditablösung übernehmen: Der griechische Staat könnte neue kurzfristige Staatsanleihen herausgeben – sogenannte T-Bills – und sie an die griechischen Banken verkaufen. Diese wiederum reichen die Papiere bei der griechischen Notenbank ein – als Sicherheit für neue Nothilfen.



IWF-Chefin Lagarde

JUGENDSCHUTZ

Mit Mutti ins Kino

Bundesfamilienministerin Kristina Schröder (CDU) will Kinder besser vor Gewaltdarstellungen in Filmen schützen und dafür das Jugendschutzgesetz verschärfen. Derzeit ist es Kindern ab sechs Jahren erlaubt, in Begleitung ihrer Eltern alle Kinofilme zu sehen, die eigentlich erst ab zwölf Jahren freigegeben sind. Diese Regelung soll abgeschafft werden, das sieht ein Gesetzentwurf aus dem Hause Schröders vor. Stattdessen soll die Freiwillige Selbstkontrolle (FSK) die Filme noch genauer auf nicht kindgerechte Inhalte prüfen und nur einen Teil der FSK-12-Filme für den gemeinsamen Kinobesuch mit den Eltern freigeben. Das Ministerium will dafür die Zusatzkennzeichnung „Elternbegleitetes Kino“ einführen.

FINANZAUSGLEICH

Bouffier stützt Seehofer

Im Streit um den Länderfinanzausgleich überlegt auch Hessen, vor das Bundesverfassungsgericht zu ziehen. „Wenn wir uns mit den Nehmerländern nicht verständigen, müssen wir gemeinsam mit Bayern und Baden-Württemberg klagen“, sagt Hessens Regierungschef Volker Bouffier (CDU). „Hessen steht zu dem gemeinsamen Kabinettsbeschluss mit Bayern und Baden-Württemberg.“ Die drei Länder hatten im Januar 2011 entschieden, gegen den Finanzausgleich vorzugehen. Vergangene Woche beschloss Bayerns Kabinett, die Klage einzuleiten. Anders als CSU-Chef Horst Seehofer setzt Bouffier den Nehmerländern jedoch eine letzte Frist: „Die Möglichkeit einer Verständigung endet für uns Anfang 2013.“

ENBW

Staatsanwälte wollen Ausschussakten

Die Staatsanwaltschaft Stuttgart hat im Zuge des Ermittlungsverfahrens gegen den ehemaligen Ministerpräsidenten Stefan Mappus (CDU) und den Banker Dirk Notheis den Parlamentarischen Untersuchungsausschuss um Akteneinsicht und die Überlassung aller Ausschussprotokolle gebeten. „Der Inhalt und das Ergebnis der Beweisaufnahme des Untersuchungsausschusses“ seien zur Aufklärung des Sachverhalts von Bedeutung, heißt es in dem Schreiben der Staatsanwalt-



Mappus

schaft an den Ausschussvorsitzenden Ulrich Müller. Der CDU-Abgeordnete sagte: „Die Herausgabe der Protokolle bewerte ich persönlich als unproblematisch, die Weitergabe anderer Ausschussunterlagen an die

Staatsanwaltschaft bedarf jedoch noch der Klärung.“ In dieser Woche wird im Ausschuss das Gutachten der Wirtschaftswissenschaftler Dirk Schiereck und Christian Kammlott erwartet. Sie sollen prüfen, ob der Kaufpreis der EnBW-Aktien angemessen war. In Bankenkreisen heißt es, Notheis erhoffe sich davon eine Bestätigung seiner Version, dass Morgan Stanley den Preis angemessen ermittelt habe.

BERND WEISSBROD / DPA



Asylbewerber

BETHEL FATH / DER SPIEGEL

ASYLRECHT

Arbeit statt Stütze

Nach der Entscheidung der Verfassungsrichter, dass der Staat Asylbewerbern Leistungen auf Hartz-IV-Niveau gewähren muss, ist in der schwarz-gelben Koalition eine Diskussion über die Rechte von Flüchtlingen auf dem Arbeitsmarkt entbrannt. Die FDP will Asylbewerbern künftig generell erlauben, in Deutschland einen Job anzunehmen. Derzeit dürfen geduldete Einwanderer im ersten Jahr ihres Aufenthalts nicht arbeiten, bis zum vierten Jahr gilt für sie ein sogenannter nachrangiger Arbeitsmarktzugang, das heißt, sie dürfen nur einen Job anneh-

men, wenn sich nachweislich kein deutscher Bewerber findet. In „Zeiten des Fachkräftemangels“ und „angesichts der Alterung der Gesellschaft“ sei diese Regelung „schlicht unverantwortlich“, sagt der FDP-Innenexperte Hartfrid Wolff. „Eine Arbeitserlaubnis für alle wäre menschenwürdiger und würde auch die Staatskasse entlasten.“ Die Union dagegen signalisiert, dass sie an den geltenden Regeln nichts ändern wolle. Es gebe „keinen Handlungsbedarf“, heißt es bei zuständigen Fachpolitikern aus der CDU. In Deutschland leben 130 000 Asylsuchende.

AUSSEN POLITIK

China als Verbündeter?

Die Bundesregierung will bei der Suche nach einer internationalen Lösung der Syrien-Krise künftig stärker auf China als auf Russland setzen. Peking habe großes Interesse an Wirtschaftsbeziehungen zu den Golfstaaten und beziehe zudem wichtige Rohstoffe aus der Region, heißt es im Kanzleramt. Man habe die Hoffnung, dass China sich nicht weiter hinter Russland verstecken werde, um es sich mit wichtigen arabischen Staaten nicht zu verderben. Bundeskanzlerin Angela Merkel werde das Thema noch einmal mit der Führung in Peking erörtern. Auch Bundesaußenminister Guido Westerwelle will auf seinen Amtskollegen Yang Jiechi einwirken. China hatte gemeinsam mit Russland am vergangenen Donnerstag eine Resolution des Uno-Sicherheitsrates zu Syrien blockiert. Während die Bundesregierung auf einen Wandel in Peking setzt, hat Merkel die Hoffnung aufgegeben, die Haltung des russischen Präsidenten verändern zu können. Bereits nach einem Treffen mit Waldimir Putin An-

fang Juni in Berlin hatte sie den Eindruck gewonnen, dass der Kreml nicht von seiner starren Syrien-Position abrücken werde.



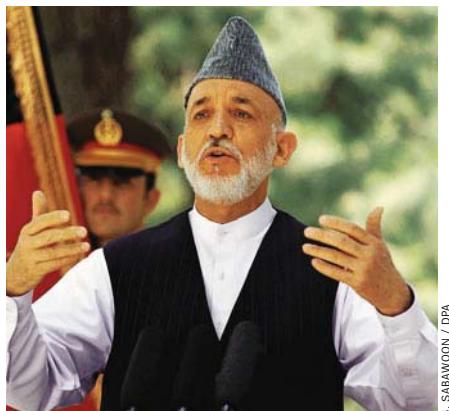
Westerwelle, Yang

MICHAEL HANSCHKE / DPA

DIPLOMATIE

Karzais Gesprächswünsche

Der afghanische Präsident Hamid Karzai hat Deutschland um erneute Hilfe bei der Vermittlung von Friedensgesprächen mit den Taliban gebeten. Bei einem Treffen mit Außenminister Guido Westerwelle am Rande der internationalen Geberkonferenz in Tokio Anfang Juli regte Karzai an, dass Deutschland wie schon in den Jahren 2010 und 2011 als Vermittler bei der politischen Annäherung zwischen Kabul und den Islamisten aktiv werden solle. Damals hatte der deutsche Sonderbeauftragte Michael Steiner erste Gespräche zwischen dem Taliban-Gesandten Tayyeb Agha, der als enger Vertrauter von Mullah Omar gilt, und US-Regierungsvertretern eingefädelt. Aus Sicht der afghanischen Regierung gilt Deutschland als neutraler Vermittler. Top-Diplomat Steiner hatte unter strengster Geheimhaltung drei Treffen organisiert, die zwischen November 2010 und Mai 2011 stattfanden, etwa in einem BND-Gebäude bei München.



Karzai

Ende 2011 schien der diplomatische Drahtseilakt zu gelingen. Allerdings torpedierte Karzai selbst eine Einigung durch öffentliche Kritik. Schließlich brachen die Taliban im März 2012 die Verhandlungen ab. Steiner, mittlerweile Botschafter in Indien, hatte Karzai im Frühjahr 2012 in Kabul signalisiert, er halte einen zweiten deutschen Vermittlungsversuch für möglich, allerdings nicht vor der US-Präsidentenwahl im November. Die Bundesregierung lehnt öffentlich jeglichen Kommentar zu den Bemühungen ab. Westerwelle versicherte jedoch in Tokio, dass Berlin den Friedensprozess jederzeit unterstützen werde.



Beck und Becker an der Rennstrecke

ARTHUR THILL / AFP

Der Kurt, der Michael und der Boris

Der große Crash am Nürburgring

Der Kurt will als Ministerpräsident immer „nah bei de Leut“ sein, wie er es nennt. Und wo gibt es in seinem überschaubaren Land mehr Leut als an einem Sonntag auf dem Nürburgring, wenn dort der Michael fährt, ein Kind des Nürburgrings? Wenn Michael, der ehemalige Kerpener, renntags Gas gibt, macht das die Eifelbauern für ein Wochenende wohlhabend und den Landesvater froh. Doch Michael, inzwischen Weltbürger mit Wohnsitz Genfer See, hat nicht jede Woche Zeit, er muss ja auch den Bauern in Silverstone und Spa helfen oder den Potentaten in Bahrain und Shanghai. Deshalb hatte Kurt vor Jahren die Idee, dem Ring neue Attraktionen zu verschaffen: eine Achterbahn, ein Automuseum, ein 4-D-Kino, in dem als vierte Dimension Sprühregen einsetzt. Kurt versprach, der über 300 Millionen Euro teure Vergnügungspark werde keinen Cent Steuergeld kosten. Das Problem war, Investoren zu finden, die mit der gleichen Naivität an die Anziehungskraft einer Achterbahn glaubten wie Kurt. So gerieten er und seine Subalternen an Kreditvermittler, die einen Leumund hatten wie Gebrauchtwagenhändler. Das mit dem Versprechen wurde also schwierig, genauso schwierig wie das mit der Achterbahn, die am Tag der Einweihung nicht richtig fuhr, statt im Formel-1-Tempo eher auf Tretrollerniveau. Die Achterbahn wurde außer Betrieb gesetzt, die Leut' blieben daheim, daran mochte auch der Boris nichts ändern, kein Kind des Nürburgrings, sondern ein Kind des Wimble-

don-Rasens, aber willig genug, als Werbefigur den drittklassigen Freizeitpark toll zu finden. Auf gut 400 000 Euro einigten sich der Boris und der Kurt für acht Auftritte, und dreimal war der Leimener auch am Ring und strahlte. Als die Nürburgring GmbH erstmals Richtung Pleite steuerte, kamen Kurts Leute darauf, so ein teurer Grüssaugust passte vielleicht doch nicht: Sie stornierten die Boris-Auftritte. Dumm nur, dass der Boris ein Geschäftsmann ist, der das Geld genauso braucht wie der Kurt, weshalb er auf sein volles Honorar besteht. Zuletzt wollte der Kurt seinen Ring retten, indem er einmal mehr seine Landeskasse anzapfte, 13 Millionen Euro, um Kredite zu bedienen. Das fand aber die EU nicht in Ordnung, so eine Staatshilfe sei wettbewerbsrechtlich heikel. Und deshalb musste Kurt vorige Woche die Insolvenz seines Rings verkünden. In anderen Ländern hätte der Chef jetzt vielleicht Schuld auf sich geladen, das Feld frei gemacht für frische Kräfte. Schon lange wollen zwei Genossen den Kurt beerben. Der eine hat als Wirtschaftsminister seinerzeit die Verträge der Ring-GmbH geschnitten; der andere hat als Infrastrukturminister nun das Monitum der EU an der Hacke. Sie stecken mittendrin im Ring-Schlamsel. Eigentlich steckt die komplette rheinland-pfälzische SPD mittendrin. Da kann der Kurt auch gleich das Steuer in der Hand behalten. Vor zwei Wochen hat er angekündigt, sich für zwei weitere Jahre als Landesvorsitzender wählen zu lassen.



FOTOS: DIAMALA GROSSMAN / DER SPIEGEL

Szenen einer Beschneidung in Köln: Seit Wochen diskutiert das Land über Penisse

RELIGION

Das Stückchen Fleisch

Der Vorhaut-Streit hat Berlin erreicht. Juristen stehen vor der fast unlösbar Aufgabe, Religionsfreiheit, Elternrecht und Kindeswohl in Einklang zu bringen. Die Justizministerin fürchtet, die Debatte könne sich auf andere religiöse Praktiken ausweiten.

Doktor Ulus hört gern die Französischen Suiten von Bach, während er seinen Patienten die Vorhaut abtrennt. Ulus ist Kinderchirurg in Köln, er sagt, klassische Musik beruhige die Kinder. Wenn es gut läuft, hat er bis zum frühen Nachmittag ein Dutzend Vorhäute abgeschnitten. Er sagt: „Ich lege Penisse frei und zeige ihnen die Welt.“

Hikmet Ulus ist ein heiterer Mann, der es als Kinderchirurg zu einem kleinen Vermögen gebracht hat. Die Beschneidungsdebatte gefällt ihm nicht. Seit Wochen diskutiert das Land über Penisse. Es ist üblich geworden, beim Mittagessen das Für und Wider eines Lebens ohne Vorhaut zu erörtern, auch Frauen steuern Erfahrungen bei. In Talkshows melden sich Beschnittene und Unbeschnittene zu Wort, und man erfährt nebenher, freiwillig oder nicht, welcher Mann im Kollegen- oder Freundeskreis noch eine Vorhaut hat und welcher nicht. Die Diskussion hat schwierige Züge angenommen, so

sieht es Hikmet Ulus. Er rät Eltern, mit einer Beschneidung aus religiösen Gründen erst einmal zu warten.

Die Erregung um das Stückchen Fleisch könnte amüsante Seiten haben, tatsächlich ist sie in vielerlei Hinsicht heikel.

Längst ist der Umgang mit der Vorhaut zu einem Thema geworden, mit dem sich die Bundeskanzlerin auseinandersetzen muss. Sie hat deswegen ihre Justizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger in den vergangenen Wochen mehrfach angerufen. Die Liberale gilt im Kanzleramt als besonders widerborstige Ministerin, außerdem ist Merkel Naturwissenschaftlerin und damit eine Frau, die die Welt sehr praktisch sieht.

Aber in dieser rechtlich komplizierten und heiklen Angelegenheit schätzte die Kanzlerin den Rat ihrer Justizministerin. Es ging um das Urteil des Kölner Landgerichts, das religiöse Beschneidungen von Jungen kriminalisiert und damit die Debatte ausgelöst hatte. Zunächst hielten

die beiden Frauen die Angelegenheit für eine Verirrung eines deutschen Landgerichts, die eine höhere Instanz früher oder später ausbügeln werde. Sollten etwa ein paar Juristen aus Köln eine religiöse Pflicht untersagen, der Juden seit Jahrtausenden folgen? Oder all die Muslime in diesem Land?

Das Urteil, gesprochen am 7. Mai, wurde erst Ende Juni bekannt, und seitdem wird mit jedem Tag die Aufregung größer. Plötzlich interessierte sich die Welt nicht mehr nur für Merkels Europapolitik, sondern auch für jene merkwürdigen Richter, die Juden und Muslimen jenen Ritus verbieten wollen, der für sie so selbstverständlich ist wie für Katholiken die Taufe mit Weihwasser. Als Merkel und Leutheusser-Schnarrenberger am vorletzten Wochenende wieder einmal telefonierten, waren sie sich schnell einig, dass sie die Debatte nicht mehr laufenlassen könnten. Sie entschieden, dass die Regierung ein Gesetz auf den Weg bringen wird, eine



Lex Beschneidung, die in den nüchternen Worten des säkularen Rechtsstaats das erlauben soll, was das Erste Buch Mose so formuliert: „Am Fleisch eurer Vorhaut müsst ihr euch beschneiden lassen. Das soll geschehen zum Zeichen des Bundes zwischen mir und euch.“

Man kann das Ganze für eine juristische Posse halten. Nur wenige Länder wagten bislang, die Beschneidung gesetzlich zu regeln. In vielen westlichen Staaten wird sie einfach praktiziert, obwohl es auch dort zum Teil heftige Debatten gibt. In Deutschland aber ist mitunter festgelegt, welche Farben Dachziegel haben

dürfen und wie oft man den Bürgersteig vor seinem Haus zu fegen hat. So gesehen ist es fast verwunderlich, dass sich deutsche Beamte nicht viel früher der Beschneidung angenommen haben.

Zwar hat Bundeskanzlerin Merkel im CDU-Präsidium über den Übereifer der Juristen gespottet, Deutschland mache sich zur „Komikernation“. Sie musste aber einsehen, wie ernst die Sache ist. Die Aussöhnung mit den Juden ist für Merkel Staatsräson, weshalb sie auch die Worte von Dieter Graumann ernst nahm. Es könnte nicht sein, sagte der Präsident des Zentralrats der Juden, dass „jüdi-

sches Leben in Deutschland gar nicht mehr möglich“ sei.

Außerdem leben in Deutschland rund vier Millionen Muslime, kaum etwas würde sie mehr vor den Kopf stoßen als das Verdict des Staates, dass ein wichtiger Teil ihrer religiösen Tradition strafbar sei.

Anders als sonst ist es diesmal nicht die Koalition, die Merkel Kopfweh macht. Im Parlament gibt es quer durch die Parteien eine Mehrheit für eine gesetzliche Regelung; nur die Linkspartei ist dagegen. Diesmal liegen die Probleme nicht im Politischen, sondern in der Sache selbst. Denn so klar und ehrenwert die Absicht ist, ein Gesetz zu schmieden, so schwierig ist die Umsetzung.

Eine Tradition, die bislang unter dem Schutz einer gesellschaftlichen Billigung stand, soll nun in ein Paragrafenwerk geprésst werden. Dabei stehen fundamentale Rechte gegeneinander. Das Kind hat ein Grundrecht auf körperliche Unverletztheit. Eine Beschneidung ist kein kleiner Eingriff: Der Berufsverband der Kinder- und Jugendärzte nannte sie eine „Form der Körperverletzung“. Demgegenüber stehen das Elternrecht, das sich auch auf religiöse Fragen erstreckt, und ein jahrtausendealter Ritus, der für Juden und Muslime ein fester Bestandteil ihres Glaubens ist.

Es ist kompliziert genug, diese Grundrechte gegeneinander abzuwägen. Mindestens ebenso große Sorgen macht sich die Justizministerin, dass die Debatte in eine unangenehme Richtung kippen könnte. Die männliche Beschneidung ist nicht die einzige religiöse Praxis mit einer alten Tradition. Die Vielehe gehört dazu,



Koalitionspartner Leutheusser-Schnarrenberger, Merkel: „Komikernation“

THOMAS PETER / REUTERS



ALAMY / MAURITIUS IMAGES

Beschneidungsgegner in den USA: „Barbarisch und dumm“

das Verbot der Bluttransfusion, wie es bei den Zeugen Jehovas besteht, oder die erzwungene Verschleierung von Frauen in Teilen der islamischen Welt. Die Frage wird kommen, warum das eine verboten ist, das andere aber erlaubt sein soll. „Wir brauchen eine eng begrenzte Regelung für die Beschneidung von Jungen“, sagt Justizministerin Leutheusser-Schnarrenberger. „Das hat mit der Scharia-Debatte nichts zu tun.“

So groß die Aufregung derzeit ist, so klein fing die Diskussion an. Es begann damit, dass ein Junge mit dem Namen Ali al-Akbar, vier Jahre alt, am Abend des 4. November 2010 ein wenig Blut verlor. Am Nachmittag hatte ihm der Mediziner Omar Kezze in seiner Kölner Praxis die Vorhaut entfernt, auf Wunsch der Mutter. Kezze stammt aus dem syrischen Aleppo und arbeitet seit 1991 als niedergelassener Arzt in Deutschland, er ist erfahren in Beschneidungen. Ali al-Akbar bedeutet Ali der Große, er war eines von vielen Kindern, deren Eltern in seine Praxis kamen. Eine Routine-sache.

Kezze setzte dem Jungen eine Spritze zur lokalen Betäubung und legte das Skalpell an. Der Eingriff war schnell vorbei. Anschließend fuhr die Mutter mit ihrem Sohn zu einer Freundin im Kölner Westen, bei der sie vorübergehend wohnten. Als gegen 19 Uhr die Blutungen bei dem Jungen nicht aufhörten, kam Kezze noch einmal zur Visite, legte eine zusätzliche Komresse an und gab dem Jungen Schmerzmittel. Medizinisch sei alles „sau-

ber abgelaufen“, sagt Kezze heute. Das bestätigt auch das urologische Gutachten für das Kölner Landgericht.

Der Junge blutete dennoch weiter, und wie die Freundin der Familie erzählt, war dessen Mutter dafür verantwortlich. Offenbar hatte sie ihrem Sohn zu früh den Verband abgenommen, so dass die Wunde nicht vollständig heilen konnte. Die Mutter, damals 39 Jahre alt, gebürtige Tunesierin, sprach nur gebrochen Deutsch, außerdem war sie sehbehindert.

Am zweiten Tag nach der Beschneidung sei sie im Schlafanzug auf die Straße gerannt und habe „wie am Spieß“ geschrien, so erzählt es die Freundin. Ein Passant entdeckte sie „in völlig verwirrtem Zustand“ und rief einen Krankenwagen, der die Mutter mit ihrem Sohn in das Kölner Universitätsklinikum brachte. Die Ärzte dort setzten den Jungen unter Narkose, trennten die Naht auf, erneuerten sie und stillten die Blutung.

Omar Kezze, der Ali beschritten hat, hält das immer noch für unnötig. Er ärgerte sich über das Gerichtsverfahren, sagt er, obwohl er freigesprochen worden sei, schäme er sich für das Urteil. Es sei eine Provokation der in Deutschland lebenden Muslime. „Ich frage mich, ob das alles ge-

nauso gelaufen wäre, wenn der Junge ein Jude gewesen wäre.“

Als Mutter stürzte sich, kurz nachdem ihr Sohn in der Uni-Klinik eingeliefert worden war, aus dem zweiten Stock des Krankenhauses. Sie kam mit Verletzungen davon, musste aber „einige Tage in die Irrenanstalt“, wie die Freundin sagt. Sie weiß nicht, wo die Familie heute lebt. Die Mutter habe keine Papiere für Deutschland besessen, wahrscheinlich sei sie mit dem Sohn zurück nach Tunesien. Es sei unklar, wo Ali der Große, inzwischen sechs Jahre alt, geblieben ist.

Anfang 2011 erhob die Kölner Staatsanwaltschaft Anklage gegen Omar Kezze wegen gefährlicher Körperverletzung. Das Kölner Amtsgericht folgte dem nicht. Aber die Staatsanwältin ging in Berufung, und das Landgericht stellte in der zweiten Verhandlung fest, dass die Körperverletzung nicht durch die Einwilligung der Mutter gerechtfertigt gewesen sei. Eine Beschneidung verändere den Körper eines Kindes „dauerhaft und irreparabel“, schrieben die Richter. Allerdings sprachen sie Kezze wegen der unklaren Rechtslage frei. Er habe in „unvermeidbarem Verbotsirrtum“ gehandelt und sei daher ohne Schuld. Die Frist zur Revision ließ die Staatsanwaltschaft verstreichen. „Das hätte bei der Brisanz des Falles nie geschehen dürfen“, sagt der Kölner Generalstaatsanwalt Jürgen Kapischke.

Der Bochumer Strafrechtsprofessor Rolf Dietrich Herzberg teilt die Auffassung der Kölner Richter. Er hält die Ent-



Video: Wie eine israelische Mutter gegen Beschneidungen kämpft

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. spiegel.de/app302012beschneidung

fernung der Vorhaut aus religiösen Gründen für eine „Missachtung des Grundrechts auf körperliche Unversehrtheit“. Wenn man das Ritual als Maßnahme im wohlverstandenen Interesse der Kinder verstehe, sei das „eine empathielose Bagatellisierung dessen, was man Kindern mit der Beschneidung antut“.

Herzberg ist derjenige, auf den die Diskussion über Beschneidungen unter Rechtsglehrten zurückgeht. Er ist 74, seit neun Jahren emeritiert und hatte sich mit Beschneidungen nicht befasst, bis ihm das Buch „Die verlorenen Söhne“ der Islamkritikerin Necla Kelek in die Hände fiel. Kelek schildert darin die Beschneidung ihres neunjährigen Neffen. Er habe nicht wie ein Held gewirkt, sondern wie ein „gepeinigtes Menschenkind“. Herzberg war von der Schilderung abgestoßen und zugleich fasziniert, vor allem war er aber darüber erstaunt, dass sich bislang keiner seiner Juristenkollegen damit befasst hatte. Er versprach Kelek, sich des Themas anzunehmen. Holm Putzke, damals wissenschaftlicher Mitarbeiter, arbeitete sich ein.

Für einen ehrgeizigen Lehrstuhlmitarbeiter, gleich welchen Fachgebiets, ist ein ungelöstes und halbwegs relevantes akademisches Problem ein Nugget. Putzke hatte bis dahin über allerlei Themen veröffentlicht. Die Beschneidung versprach wesentlich mehr Aufregung.

Im Februar 2008 erschien in der Festschrift zu Herzbergs 70. Geburtstag das Ergebnis von Putzkés Mühen. Der Aufsatz heißt „Die strafrechtliche Relevanz der Beschneidung von Knaben“, ist 41 Seiten lang und hat 222 Fußnoten. Putzke argumentiert darin, dass man der körperlichen Unversehrtheit des Kindes Vorrang gegenüber den religiösen Wünschen der Eltern einräumen kann und soll. Ihm war bewusst, dass seine Thesen Juden wie Muslime provozieren könnten. Er zieht in dem Aufsatz Parallelen zur Debatte um die dänischen Mohammed-Karikaturen. Trotzdem: Wissenschaft sei dazu berufen, Kritik zu äußern, schrieb Putzke. Er war bereit zu kämpfen.

Die Attacken blieben aus. Für die juristischen Feinheiten der Beschneidung interessierte sich nur die Fachwelt. Vor allem jene Kinderärzte, die mit rituellen Beschneidungen Geld verdienten, waren sauer auf Putzke, der ihrer Ansicht nach eine Selbstverständlichkeit ohne Not in Frage stellte. 2008 trafen sich in Berlin Mediziner und Juristen, um das Problem in aller Ausführlichkeit zu diskutieren. Die Öffentlichkeit bekam davon wenig mit.

Dabei wird auch in anderen westlichen Ländern seit Jahren gestritten, wie mit Beschneidungen umgegangen werden soll. Die Regierungen tun sich mit dem komplizierten Dreiecksverhältnis zwischen Eltern, Kind und Staat genauso schwer wie Deutschland. Schweden ist in

Europa das einzige Land, das die Beschneidung ausdrücklich regelt – mit strengen Auflagen und nur in Krankenhäusern.

Dass Deutschland bislang in der Beschneidungsfrage eine verhältnismäßig liberale Praxis übt, zeigt schon das Wartezimmer des Kölner Arztes Ulus. Hier sitzen Jungen aus halb Europa mit ihren Eltern, eine irakischtämmige Familie kam eigens aus Norwegen. „Dort hätten wir nur Probleme bekommen“, sagt die Mutter. Deshalb habe man Verwandte in Köln besucht. In Norwegen, so fürchtet sie, hätte das Jugendamt ihr den Sohn weggenommen.

In Frankreich, wo die Trennung von Religion und Staat besonders streng ist, wird pragmatisch geschwiegen: Die Vorhautentfernung bei Jungen ist im Prinzip

85 Prozent, heute liegt sie nur noch bei etwa 55 Prozent. Die American Academy of Pediatrics, der Berufsverband der Kinderärzte, nimmt eine zurückhaltendere Position ein als vor Jahrzehnten. Man müsse auch die Risiken des Eingriffs berücksichtigen, heißt es.

Immer wieder protestieren Beschneidungsgegner gegen die angebliche „Genitalverstümmelung“. Die National Organization of Restoring Men kämpft seit Anfang der Neunziger dagegen, „Babys zu metzgen“. Auch Prominente wenden sich gegen die Zirkumzision. Vergangenen Sommer twitterte der Schauspieler Russell Crowe: „Beschneidung ist barbarisch und dumm.“ Zur selben Zeit scheiterte in San Francisco eine Bürgerinitiative mit dem Vorhaben, den Schnitt zu verbieten.

Die Beschneidungsgegner schauen nun auf Deutschland, wo Rechtsexperten eine Lösung finden müssen. Es wird keine einfache Operation. Völlig offen ist, in welchem Gesetzbuch die Beschneidung überhaupt geregelt werden soll. Das Strafgesetz wäre eine Option. Dort soll aber eigentlich nur stehen, was verboten ist. Eine andere Variante wäre das Familienrecht, wo die Rechte der Eltern und Kinder festgelegt sind. Justizministerin Leuthesser-Schnarrenberger hat aber auch an das Gesetz über die religiöse Kindererziehung erinnert. Eine klare, rechtssichere Lösung, wie sie vollmundig am Freitag der Deutsche Richterbund forderte, ist schwer zu bekommen.

Weil alles so kompliziert ist, rief die Justizministerin eine Arbeitsgruppe hochrangiger Juristen zusammen. Die Leiter der Abteilungen für Zivilrecht, Strafrecht und Verfassungsrecht sollen im Sommer darüber brüten, wie ein Gesetz den Spruch der Kölner Richter neutralisieren kann. „Die Sache ist komplizierter, als ein einfaches Sätzchen irgendwo einzufügen, wie sich das einige vorstellen“, sagt die Ministerin. „Ich schließe nach dieser emotionalen Debatte nicht aus, dass das Gesetz vor das Bundesverfassungsgericht kommt. Da werden die Richter zu beurteilen haben, ob sie die Grundrechtsabwägung teilen, die wir vornehmen werden.“ Das kann Jahre dauern.

Doktor Ulus aus Köln, der so gern Bach hört, hat nun ein wenig Ruhe. Nicht wegen der Debatte, sondern wegen des Ramadan. Der große Sturm auf seine Praxis geht erst in vier Wochen weiter.

GEORG BÖNISCH, ÖZLEM GEZER,
MARC HUJER, SOUAD MEKHNET,
RALF NEUKIRCH, RENÉ PFISTER,
CHRISTOPH SCHEUERMANN

Lesen Sie dazu ab Seite 122:
SPIEGEL-Autor Matthias Matussek argumentiert für die Beschneidung, der Kinderchirurg Maximilian Stehr dagegen.



Zentralratsvorsitzender Graumann
„Jüdisches Leben nicht mehr möglich“

Körperverletzung, die Einwilligung der Eltern rechtfertigt sie nur ausnahmsweise. Doch von Strafverfahren ist bislang nichts bekannt geworden. Ähnlich ist die Lage in anderen europäischen Staaten. Bedenken von Juristen gibt es überall – doch „eine rechtskräftige Verurteilung ist uns aus keinem Land bekannt geworden“, heißt es im Freiburger Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht.

Die hitzigste Debatte aber wird in den USA geführt, wo in manchen Regionen 80 Prozent der Männer beschneitten sind. Und anders als die Befürworter von Beschneidungen glauben machen wollen, wächst auch dort die Skepsis. Die Zahl der Beschneidungen von Neugeborenen geht seit Jahren zurück; 1965 lag sie bei



Verfassungsschützer Fromm im Januar

INNERE SICHERHEIT

Anarchos im Amt

Heinz Fromm scheiterte als Verfassungsschutzpräsident an einer Behörde, die die eigene Modernisierung verpasst hat. Der Neuaufbau wird zur Bewährungsprobe für Innenminister Friedrich.

Heinrich Fromm steht hinter einer Glasscheibe eines Séparées in Berlin-Mitte, Bundespressekonferenz. Er soll gleich den Verfassungsschutzbericht vorstellen, es ist Mittwoch vergangener Woche. Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich (CSU) redet auf ihn ein, gestikulierend. Fromm nickt schließlich. Der Minister sieht aus wie ein Reiter, der sein müdes Pferd ein letztes Mal antreibt.

Es soll um Terrorismus und Rechtsextremismus gehen, aber in Wahrheit geht es um den Verfassungsschutz an sich und die Frage, ob der Geheimdienst die Verfassung schützt oder ihr schadet. Zu besichtigen ist an diesem Tag ein Nach-Präsident, den seine Mitarbeiter als tief frustriert beschreiben, zerknitterte Gesichtszüge, tiefe Furchen. Was der Bericht denn überhaupt wert sei angesichts der Fehler und Fehleinschätzungen, wird Fromm gefragt. „Das Amt hat über die Jahre durchaus auch erfolgreich gearbeitet“, schnappt er zurück, „aber ich erwarte nicht, dass Sie das zur Kenntnis nehmen.“

Fromm hat hingeschmissen, als er erfuhr, dass seine Mitarbeiter Akten über V-Leute im Umfeld der Neonazi-Mörder Uwe Mundlos, Uwe Böhnhardt sowie Beate Zschäpe vernichtet haben und das offenbar vertuschen wollten. Am letzten Samstag im Juni, nachdem er die Löschaktion eingeräumt hatte, saß er in seinem Haus in Hessen. Im Radio liefen Meldungen über die Löschtagte im Dienst, geschredderte Akten, unvollständige Dateien. Es war der Moment, an dem er sich sagte, „das vertrete ich nicht mehr“.

Fromm setzte noch am Sonnabend ein Schreiben zur Demission auf, am Sonntag brachte ein Kurier sein Rücktrittsgesuch nach Berlin, Bundesinnenministerium, dreifache Ausfertigung, für den Minister, den Staatssekretär und die Personalabteilung, drei Sätze nur. Seitdem befindet sich der Verfassungsschutz in einer tiefen Krise. Verhandelt wird über eine Behörde, die ihre Modernisierung verpasst hat und der nun die Frage nach der Existenzberechtigung gestellt wird.

Zur persönlichen Tragödie des Heinz Fromm gehört, dass er den Geheimdienst demokratischer führen wollte, rechtsstaatlicher – und dass er abtritt als ein Chef, der seinen Laden nicht im Griff hatte, der seinen Minister und das Parlament falsch unterrichtete. Der Verfassungsschutz steht da als Ansammlung von Vertuschern und Versagern, als „Schande für jeden Rechtsstaat“ („Süddeutsche Zeitung“), eine Behörde, in der „Sodom und Gomorrha“ herrschen, wie der FDP-Innenexperte Hartfrid Wolff befand.

Das System Verfassungsschutz erwarten weitgehende Veränderungen. Selbst konservative Politiker wie Innenminister Friedrich sprechen von „beschädigtem Vertrauen“ und „knallharten Konsequenzen“. Der Umbau wird nicht nur über die Zukunft des Verfassungsschutzes entscheiden, sondern auch über die Zukunft des Ministers.

Die Reform ist Friedrichs wichtigstes Werk, von ihrem Gelingen wird auch abhängen, ob er als guter oder als schlechter Innenminister wahrgenommen wird. Die

Folgen der Affäre, sagt Fromm, seien „nicht absehbar“.

Als er im Juni 2000 das Amt des Präsidenten übernahm, sollte er für die rot-grüne Bundesregierung einen Mentalitätswechsel einleiten. Die Grünen hätten den Verfassungsschutz am liebsten abschafft, die Sozialdemokraten wollten Kontinuität. Fromm war ein Kompromisskandidat, der beide Wünsche versöhnen sollte. Er ist ein konservativer Sozialdemokrat, kein Linker, aber auch ein nach-



Rechtsextremistin Zschäpe um 1997
„Größter Misserfolg“ des Dienstes

denklicher Anhänger des Rechtsstaats. Fromm sollte die Behörde heraus aus der Halbwelt der Schatten und Grauschleier führen, hinein in die Ära eines modernen Nachrichtendienstes, mit scharfen Analysen und effizienten Operationen.

Als er antrat, stand das World Trade Center noch, für Fromm hatte der Kampf gegen rechts „oberste Priorität“. Es war das Jahr, in dem Bundeskanzler Gerhard Schröder den Aufstand der Anständigen ausrief, aber anders als manche Kollegen hat Fromm die Gefahr durch Neonazis schon als Jugendlicher ernsthaft bewegt. Seine Kinder fühlen eher grün, zu Hause gab es viele Diskussionen über die braune Gefahr. Fromm hat davon mit stilem Stolz erzählt, er sah es als Verpflichtung. „Die Erwartung, einen Beitrag zur staatlichen Bekämpfung des Rechtsextremismus leisten zu können“, sagt er, sei ein Großteil seiner Motivation gewesen, beim Verfassungsschutz zu arbeiten. „Das gilt bis heute.“ Dass es ausgerechnet die zehnfachen Mörder des „Nationalsozialistischen Untergrunds“ sind, die „den größten Misserfolg“ (Friedrich) des Verfassungsschutzes markieren, trifft ihn umso härter.

Als der damalige Innenstaatssekretär August Hanning 2006 die Abteilungen zur Bekämpfung von Rechts- und Linksextremismus verschmelzen wollte, war Fromm anderer Meinung. Hanning hatte für heimische Herausforderungen abfällige Worte übrig, er sah Bin Laden, nicht Böhnhardt als größte Gefahr. Fromm widersprach. Der Rechtsextremismus werde vernachlässigt, sagte er, aber er konnte sich nicht durchsetzen.

2007 hatte Hanning Fromm einen Abgesandten des Innenministeriums ins Haus geschickt, der den Verfassungsschutz ummodeln sollte und in Köln-Chorweiler wütete, als wäre er von McKinsey. Plötzlich war von Controlling und Benchmarking die Rede, es gab Fortschrittsberichte, aber einen Mentalitätswechsel erreichten weder Fromm noch der Gesandte aus Berlin. Die Kölner Zentrale des BfV blieb ein Mikrokosmos, eine Monokultur, wie Insider sie beschreiben, auf die politische Veränderungen im fernen Berlin wenig Einfluss haben.

Am kreativsten zeigten sich die Kölner Geheimen, als ein Umzug der Behörde nach Berlin zur Diskussion stand. Sie nahmen ein Video auf und stellten es auf YouTube, klandestin natürlich. „Die Regierung will uns zwingen, Arbeit in der Hauptstadt zu erbringen“, reimte ein männlicher Bariton zu Glockenspiel. „Chorweiler, wir bleiben dir treu!“

Wer Chorweiler so im Herzen trägt, dem fehlt schon mal das Gespür dafür, dass man Akten nicht vernichtet, wenn in Berlin ein Untersuchungsausschuss droht, der aufklären soll, warum der Staat versagt hat, warum der Verfassungsschutz den richtigen Spuren folgte, aber nicht die richtigen Schlüsse zog (siehe Seite 22). Fromm muss sich diesen Fragen stellen, seit die Neonazis Böhnhardt und Mundlos am 4. November 2011 tot in Eisenach gefunden wurden.

ist sein Tarnname, im Amt nennen sie ihn „Mini“. In Köln leitet der Regierungsdirektor das Referat 2B2, zehn Mitarbeiter, zuständig für Werbung von Rechtsextremisten als Informanten. Er ist seit 26 Jahren beim Dienst.

Am 10. November 2011, zwei Tage nach Fromms Bitte, wies Lingen seine Mitarbeiter an, die Akten von sieben V-Leuten zu vernichten; die der Spitzel mit den Decknamen „Tobago“, „Tusche“, „Treppe“, „Tonfarbe“, „Tacho“, „Tarif“ und „Tinte“, alle mit T wie Thüringen, wo sie rekrutiert worden waren. Lingen beauftragte seine Mitarbeiter auch, nach den Namen Mundlos, Böhnhardt und Zschäpe zu suchen. Am gleichen Tag schrieb er seinem Abteilungsleiter. „Alle drei Personen waren niemals Gegenstand von Führungs- und Werbungsmaßnahmen des BfV.“ Und, in Bezug auf die V-Leute: „Zu diesen Fällen gibt es keine Akten mehr bei uns.“ Seinen Leuten erklärte er, bei der Recherche seien Akten „festgestellt worden, die vernichtet werden müssen, da sie nicht mehr gebraucht werden“.

Die Akten der Abteilung 2 lagern in einem etwa 25 Quadratmeter großen Raum voller Rollschränke. Er ist besonders gesichert, nur wer eine Berechtigung nachweisen kann, darf eintreten. Lingen schätzt, dass hier die Akten über etwa tausend Personen, die der Verfassungsschutz anwerben wollte, aufbewahrt werden, ein „Schatz“. Hier löschen seine Mitarbeiter am 11. November erst die Computerdateien und schredderten danach die Papierbestände.

Am 15. November 2011, einem Dienstag, stellte sich Fromm in Berlin den Abgeordneten, die im Parlamentarischen Kontrollgremium die Geheimdienste beaufsichtigen sollen. Fromm trug vor, auf seinem Sprechzettel stand: „Die Akten sind nicht mehr vorhanden“, sie seien „vermutlich“ dem Landesverfassungsschutz übergeben worden. Eine Falschinformation.

Zwei Tage später schrieb Fromm an Friedrich. „Die zugehörigen Akten sind – da sie vermutlich dem LfV übergeben wurden – bei Abteilung 2 nicht mehr vorhanden.“ Wieder falsch.

Fromm schlepperte die Falschinformation wie Ballast mit sich herum. Er trug sie seinem Minister während eines Sicherheitsgesprächs am 28. November vor und noch einmal den Abgeordneten.

Die Löschaktion flog erst auf, als er Ende Juni wieder einmal vor das Kontrollgremium musste. Über die V-Leute



HENNING SCHACHT / ACTION PRESS

Innenminister Friedrich: Weitere Löschungen von Protokollen



MICHAEL GOTTSCHALK / DAPD

Designierter Präsident Maaßen: Nötige Härte

Am 8. November, vier Tage nach dem Tod der Terroristen, bereitete er sich auf die Präsidenten-Lage vor, die jeden Dienstag in der siebenten Etage des Kanzleramts stattfindet und vom Kanzleramtschef geleitet wird.

„Ich bitte um detaillierte Aufarbeitung des Vorgangs“, notierte Fromm an die Adresse der zuständigen Abteilung 2. „Bitte um kritische Durchsicht der Akten zu den Informationen zu den drei Personen, dem Thüringer Heimatschutz und möglichen Verbindungen zur NPD.“

Zwei Mal „bitte“. Fromm ist ein Präsident, der seine Mitarbeiter höflich behandelt, selbst wenn der Druck enorm ist.

Die Bitten erreichten auch Lothar Lingen, 54, verheiratet, Brillenträger. Lingen

„Feierabendterrorismus“

2004 vermutete der Verfassungsschutz Neonazis hinter einem Bombenanschlag – und spielte die Gefahr gleichzeitig herunter.

Es war ein lichter Moment im Wirken der „Projekteinheit 22B“ des Bundesamts für Verfassungsschutz (BfV). Am 8. Juli 2004, vier Wochen nach der Explosion einer Nagelbombe in einer vorwiegend von türkischen Migranten bewohnten Straße in Köln, notierten die Aufklärer: „Eine rechtsextremistische Motivation der Tat“ sei „nicht auszuschließen.“

„Der Anschlag in Köln“, so steht es in dem neunseitigen Vermerk („amtlich geheimgehalten“), erinnere an die Attentatserie des britischen Neonazis David Copeland, der fünf Jahre zuvor mit ähnlichen Nagelbomben 3 Menschen ermordet und mehr als 120 verletzt hatte. Copeland, der seine Sprengsätze damals in Londoner Einwanderervierteln und in einem Schwulenlokal gezündet hatte, gab später vor Gericht an, Ziel sei der „Beginn eines Rassenkriegs“ gewesen.

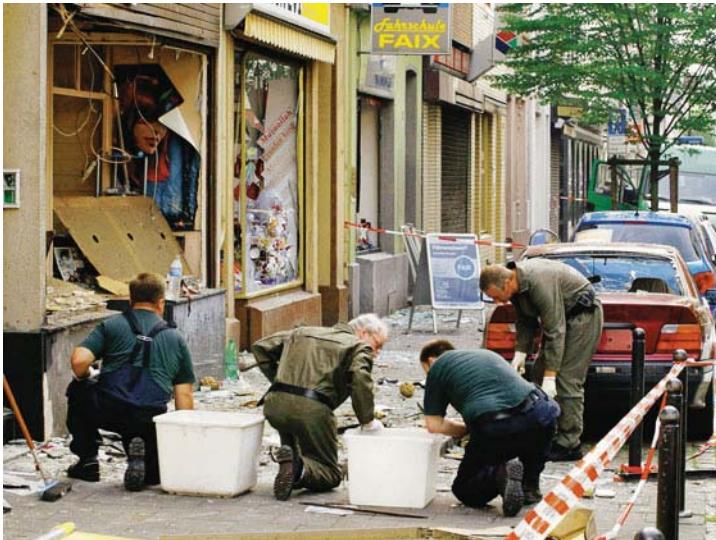
Die Bombenkampagne des militärischen Rechtsextremisten, so heißt es im Verfassungsschutzvermerk, könnte den Tätern von Köln „als Muster gienkt haben“; die „Auswahl des Anschlagszieles sowie die Tatausführung“ wiesen auf eine „ähnliche Vorgehensweise“ hin. Zudem sei in der Zeitschrift „Stormer“, einem Propaganda-Organ der neonazistischen Terrortruppe „Combat 18“, dazu aufgerufen worden, Copelands „heroische“ Taten zu kopieren.

Rechtsextremistische Bombenleger in Deutschland? Der ungeheuerliche Verdacht, den die Verfassungsschützer seinerzeit zu Papier brachten, kam der Wahrheit sehr nahe: Der Anschlag wird – neben zehn Morden und einem weiteren Sprengstoffattentat – der Terrorzelle „Nationalsozialistischer Untergrund“ um Uwe Böhnhardt, Uwe Mundlos und Beate Zschäpe zugeschrieben.

Doch auf das Trio, das 1998 untergetaucht und jahrelang wegen der Vorbereitung von Sprengstoffverbrechen

gesucht worden war, kam das BfV damals nicht: Die zuständige Fachabteilung recherchierte zwar in der Geheimdienstdatenbank Nadis nach möglichen Tatverdächtigen, die durch „militante Aktivitäten“ wie „Brandanschläge, Bombenbau o. Ä.“ in Erscheinung getreten waren – aber sie beschränkte sich dabei ausschließlich auf männliche Personen „im Alter zwischen 20 und 30 Jahren mit Wohnort Köln“.

Die „umfangreichen Maßnahmen zur Eingrenzung eines möglichen rechtsextremistischen Täterkreises“ wurden im Oktober 2004 sogar in der sogenannten nachrichtendienstlichen



Tatort in Köln 2004: Britische Bombenkampagne als Muster?

Lage im Kanzleramt vorgetragen. Doch die Verfassungsschützer hatten offenbar kein gesteigertes Interesse daran, dass ihr Verdacht im rechtsextremen Milieu publik wurde.

Fast zeitgleich mit dem Kölner Anschlag verfasste das Bundesamt ein Lagebild für die Länderkollegen und das Bundesinnenministerium. In dem Papier aus dem Juli 2004 wird die „Gefahr eines bewaffneten Kampfes deutscher Rechtsextremisten“ kleingeschalten. „Möglich“, so das Resümee, sei „derzeit allenfalls ein von Kleinstgruppen oder Einzelpersonen geführter „Feierabendterrorismus“, der sich eher gegen „Objekte“ und weniger gegen Personen richtet.“

SVEN RÖBEL

in Thüringen war das erste Mal öffentlich berichtet worden, der Präsident sollte Auskunft geben. Seine Leute schrieben ihm auf, „Anfang des Jahres 2011“ seien Akten vernichtet worden, die dienstlich nicht mehr benötigt und damit auch „vor Bekanntwerden der Aktivitäten des NSU vernichtet wurden.“

Fromm stützte. Anfang 2011? Kleinlaut räumte die Abteilung 2 schließlich ein, die Akten seien erst am 11. November 2011 vernichtet worden. Eine Kollegin von Lingen erinnert sich heute, sie habe „einige Tage nach der Aktenvernichtung zufällig einen weiteren Aktenordner gefunden“, der einen der sieben V-Leute betroffen habe. Sie sei damit zu Lingen gegangen, der auch dieses Dokument schreddern ließ. Und weil sie schon dabei waren, vernichteten die Beamten auch noch eine weitere Anlage, die in der Zentralregisteratur herumlagen. Die zweite Vernichtung, glaubt Fromm, sei aus dem Grund erfolgt, die „Beseitigung der Akten vom 11. November vertuschen zu wollen“.

Bis heute ist offen, warum Lingen die sieben V-Leute aus den Akten verschwinden ließ. Wollte er eine mögliche Verstrickung des Geheimdienstes vertuschen? Hatte er Angst vor einer Rüge, weil die Akten der V-Leute noch immer aufbewahrt worden waren? Erklären kann das nur er selbst. Aber Lingen schweigt dazu.

Die Aufklärung der Löschtagte bietet Einblick in das Inneneben einer Behörde, in der sich Teile der Mitarbeiter abgekoppelt haben. Ich lösche dich, ich lösche dich nicht – Fromm hat die Anarchos im Amt nicht ertragen.

Sein Rücktritt hat in der Beobachtung der Geheimdienste etwas verändert, das weit über seine Person hinausgeht. Die

ungeüblich betroffenen Worte haben einen Ton gesetzt, den es in der an Skandalen reichen Geschichte der Geheimdienste bislang nicht gegeben hat. Es hat sich die Beweislast umgekehrt, der Verfassungsschutz wird jetzt auch von Konservativen als eine Behörde betrachtet, der fast alles zuzutrauen ist. Wenn selbst der Präsident von seinen Mitarbeitern hintergangen wird, wem kann man dann noch trauen? Der Verfassungsschutz lebt davon, dass er Vertrauen genießt. Dieses Vertrauen ist zerstört, über diesen Fall hinaus.

Die Affäre bedeutet wohl auch den faktischen Abschied von einem neuen NPD-Verbotsverfahren. Das Bundesamt ist die Behörde, die das heikle Vorhaben vorbereiten soll. Anfang Juni haben die Länder 16 Dossiers zugeliefert, die nun durchgekämmt werden müssen nach verfassungsfeindlichen Indizien und V-Leuten, die das

BEWEIST STROM- STARKE

DER NEUE RX 450h VOLLHYBRID

Erleben Sie einen faszinierenden Premium-SUV, der seine Stärken auf jedem Terrain eindrucksvoll unter Beweis stellt: den neuen Lexus RX 450h. Die innovative Vollhybrid-Technologie verbindet souveräne Fahrdynamik mit klassenbesten Verbrauchs- und Emissionswerten. Bei beeindruckenden 220 kW (299 PS) und einer Beschleunigung von 0 auf 100 km/h in 7,8 Sekunden verbraucht der RX 450h lediglich 6,3 l/100 km* – und ist auch damit Klassenbester. Freuen Sie sich auf unverwechselbares Design und wegweisende Technologie im neuen RX 450h – bei einer einmaligen Probefahrt in Ihrem Lexus Forum!

SIND SIE BEREIT?



LEXUS
HYBRID
DRIVE

LEXUS

*Kraftstoffverbrauch in l/100 km kombiniert 6,3 (innerorts 6,5/außerorts 6,0), CO₂-Emissionen in g/km kombiniert 145 nach dem vorgeschriebenen EU-Messverfahren. Rein elektrisch fahren bis zu 4 km und mit bis zu 65 km/h. Maximale Gesamtreichweite einer Tankfüllung: bis zu 1.083 km, Systemleistung: 220 kW (299 PS). Abb. zeigt RX 450h F Sport.

Verfahren belasten könnten. Zuständig ist ausgerechnet jene Abteilung, die die Vernichtung von Akten über V-Männer verschleiert hat. Mit einem neuen Präsidenten, der sich erst einarbeitet und keine Gewähr für seine Leute übernehmen kann, ist ein Gang zum Bundesverfassungsgericht praktisch ausgeschlossen, weil vor Gericht die gleichen sensiblen Fragen verhandelt würden: V-Leute im rechtsextremen Milieu und saubere Akten.

In Köln, sagen altgediente Mitarbeiter, herrschten derzeit Zustände „wie im Krieg“, niemand traue niemandem. Drei Abteilungsleiter wurden versetzt, darunter mit Artur Hertwig der verantwortliche Abteilungsleiter Rechtsextremismus und mit Joachim Seeger der Abteilungsleiter für Zentrale Fachunterstützung. Disziplinarverfahren laufen, weitere Umsetzungen werden folgen. Vieles spricht für einen Neuanfang, einen Umzug nach Berlin, näher an die Regierung, aber auch an die parlamentarischen Kontrolleure und die Öffentlichkeit. Weniger Monokultur und mehr Einfluss von außen sind nötig.

Ob die Koalition für eine solche Reform die Kraft hat, ist fraglich. Innenminister Friedrich wirkt nicht, als wolle er mehr als den Zustand verwälten, von „knallhart“ keine Spur. Eine zügige Reform hat der Minister verpasst. Scheibenweise kommen weitere Vernichtungen ans Licht. Sein Ministerium ordnete im November und Dezember 2011 sogar weitere Löschungen von Protokollen abgehörter Telefonate im Umfeld der Thüringer Neonazis an.

Von einem „Messias“ ist jetzt in Köln die Rede, der kommen müsse. Dieser Messias soll Hans-Georg Maaßen, 49, werden, ein verdienter Ministerialer mit 21 Jahren Erfahrung im Bundesinnenministerium, ein „brillanter Jurist“ (Friedrich).

Maaßen hat, noch als Referatsleiter für Ausländerrecht, eine umstrittene Entscheidung vertreten, als er 2002 den damaligen Guantanamo-Häftling Murat Kurnaz nicht nach Deutschland lassen wollte, weil Kurnaz’ Aufenthaltsgenehmigung durch den langen Aufenthalt in Guantanamo erloschen sei. Die Freie Universität Berlin verweigerte Maaßen deshalb die Ernennung zum Honorarprofessor. Aber Maaßen hat auch die nötige Härte, um unpopuläre Entscheidungen im Verfassungsschutz durchzusetzen. Oft ist, wie viel er verändern darf.

Maaßen weiß, dass es um die Zukunft des Verfassungsschutzes an sich geht. Er zieht gar nicht erst nach Köln, sondern wird pendeln und in Berlin wohnen bleiben; das ist auch ein Signal an die Beamten in Köln-Chorweiler.

Als seine Ernennung bekannt wurde, hat Maaßen im Ministerium gesagt, seine Aufgabe ähnele der des Stadtbaurichtors von Köln nach dem Zweiten Weltkrieg.

HOLGER STARK

U M W E L T

Frieden im Altbau

Minister Altmaier hat mit den Spitzen von SPD und Grünen die Grundlagen für einen Kompromiss in der Endlagerfrage geschaffen. Größtes Hindernis: der Niedersachsen-Wahlkampf.



Erkundungsbergwerk Gorleben: Ein Konflikt könnte befriedet werden, der die Republik seit

Die freien Tage des Sommers verbringt Peter Altmaier gern in seiner Heimat im Saarland. In der Gemeinde Rehlingen-Siersburg besitzt der Bundesumweltminister ein Haus mit großem Garten. An diesem Dienstag will der CDU-Politiker seine Ferien im Grünen antreten, doch wenn nicht alles täuscht, könnte es mit dem Heimatkurlaub schon bald wieder vorbei sein.

So schnell wie möglich will sich der Saarländer mit Spitzenpolitikern aus Bund und Ländern treffen, um einen Kompromiss zu besiegeln, über den er sich im Grundsatz bereits mit Grünen-Chef Jürgen Trittin und dem SPD-Vorsitzenden Sigmar Gabriel einig ist. In mehreren vertraulichen Gesprächen hat sich das Trio auf ein neues Verfahren für die Suche nach einem atomaren Endlager geeinigt. Danach sollen in den nächsten Jahren neben Gorleben weitere Standorte untersucht werden, und zwar „ergebnisoffen“, wie es im bürokratischen Jargon der Umweltpolitiker heißt. Selbst bei den heftig umstrittenen Verfahrens- und Organisationsfragen gibt es eine Annäherung.

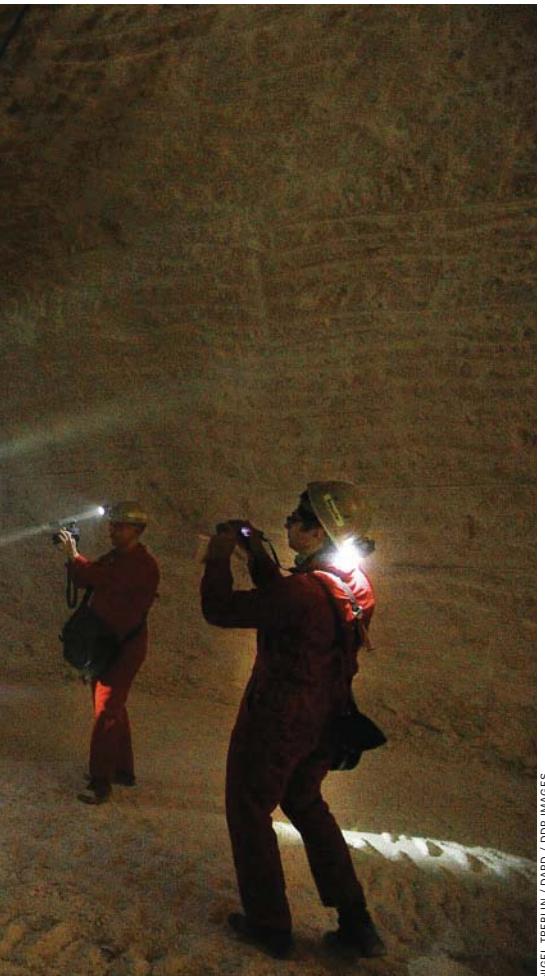
Hält der Kompromiss, könnte ein Konflikt befriedet werden, der die Republik seit Jahrzehnten spaltet. Es wäre ein erster Coup für den neuen Umweltminister

und ein weiteres Beispiel, dass wichtige politische Entscheidungen derzeit vorrangig im Konsens zwischen Union und den Oppositionsparteien SPD und Grüne getroffen werden. Wie bei der Euro-Rettung regiert auch in der Umweltpolitik eine informelle Groß-Koalition.

Die Basis für den lagerübergreifenden Kompromiss legte Altmaier an einem Ort, der es im politischen Berlin mittlerweile zu einiger Berühmtheit gebracht hat – in seiner geräumigen Altbauwohnung gegenüber vom West-Berliner Edelkaufhaus KaDeWe. Anfang Juli hatte er Gabriel und Trittin zum Frühstück zu Gast. Bei belegten Brötchen und Obst verhandelten die Männer rund eine Stunde die strittigen Fragen. Trittin war zuvor schon einmal allein hier gewesen.

Seither sind sich die drei in wichtigen Punkten einig, nun geht es vor allem darum, die eigenen Truppen zu überzeugen. Trittin und Gabriel müssen mit Widerstand ihrer niedersächsischen Parteifreunde rechnen, Minister Altmaier fürchtet Kritik in den eigenen Reihen, weil er der Opposition Zugeständnisse machte. „Peter Altmaier hat die Konfliktpunkte verstanden“, lobt Grünen-Chef Trittin.

Die bestehen vor allem in der Frage, wie die Suche organisiert und kontrolliert



NIGEL TREBLIN / DPA / DDP IMAGES

Jahrzehnten spaltet

werden soll. Klar ist, dass die Vorgaben von EU-Energiekommissar Günther Oettinger eingehalten werden müssen. Er verlangt, dass es bei der Endlagerung mindestens zwei getrennte Organisationen geben muss: Eine genehmigt und beaufsichtigt das Endlager, eine andere ist für Suche und Betrieb zuständig. So soll es das künftige Gesetz regeln.

Doch das führt zu Problemen. Betreiber der Endlager in Deutschland ist bislang das Bundesamt für Strahlenschutz in Salzgitter. Die Behörde ist zum Beispiel für die Aufräumarbeiten im maroden Atomlager Asse zuständig. Behördenchef Wolfram König verdankt seinen Job Jürgen Trittin, der ihn in seiner Zeit als Umweltminister ins Amt hievt. Den bisherigen Erkundungsprozess im Salzstock in Gorleben sieht König kritisch. Mit König, so meinen die Grünen, hätten sie immer eine Karte im Spiel der Endlagersuche.

So sah das auch Altmaiers Vorgänger Norbert Röttgen. Der wollte als Umweltminister Königs Behörde deshalb zwar den Betrieb des Endlagers für hochradioaktive Abfälle anvertrauen, die Suche jedoch sollte ursprünglich ein unabhängiges Institut übernehmen. Das sollte nach wissenschaftlichen Kriterien den am besten

geeigneten Standort auswählen. Zudem sollte es, nach Vorbild des Bundeskartellsamts, möglichst frei von politischer Einflussnahme sein.

König und die Grünen verstanden den Plan so, wie er gedacht war – als Kampfansage und als Entmachtung des Bundesamtes für Strahlenschutz. Denn wer für die Endlagersuche zuständig ist, sitzt am entscheidenden Hebel, wenn es um den konkreten Standort geht.

In diesem Punkt ist der neue Umweltminister nun bereit nachzugeben. Geht es nach Altmaiers Leuten, soll Königs Behörde künftig beides dürfen: den Standort suchen und das Endlager betreiben. „Dass König eine wichtige Rolle spielt, ist akzeptiert“, heißt es in Altmaiers Umfeld. Das Kalkül: Wenn der Gorleben-Kritiker an Bord bleibt, könnten die Grünen es leichter hinnehmen, dass auch der Salzstock Gorleben als möglicher Standort in der Auswahl bleibt.

Der Fahrplan für den Gorleben-Kompromiss steht, zumindest aus Sicht von Altmaiers Leuten. Sobald der Ressortchef von Trittin und Gabriel grünes Licht bekommen hat, wird er die Ministerpräsidenten von Bayern, Baden-Württemberg und Niedersachsen informieren. Wenn Horst Seehofer, Winfried Kretschmann und David McAllister dem Kompromiss zustimmen, wird eine Pressekonferenz angesetzt. Und Altmaier reist nach Gorleben. Im Urlaub oder eben danach.

Zuvor aber sind Altmeiers Verhandlungspartner gefragt. Trittin und Gabriel



JOERG SARBACH / DPA

Partner Altmaier, Gabriel: Obst zum Frühstück

müssen ihre Freunde in Niedersachsen von der Weisheit ihrer Übereinkunft überzeugen. Denn nirgends tobt der Streit um Gorleben erbitterter als dort.

Vor allem die Grünen in dem Land definieren sich seit ihrer Gründung als Endlagergegner. Nun aber erleben sie, dass mal der grüne Ministerpräsident Kretschmann aus Baden-Württemberg in den Verhandlungsrunden sitzt, mal seine rheinland-pfälzische Parteifreundin und Wirtschaftsministerin Eveline Lemke, und beide geben sich kompromissbereit.

Einige niedersächsische Grüne hegen deshalb den Verdacht, das neue Suchverfahren diene letztlich nur dazu, die in Hinterzimmern längst getroffene Gorleben-Entscheidung gerichtsfest zu machen.

Sogar Trittin schlägt inzwischen tiefes Misstrauen entgegen. Auch er steht im Verdacht, urgrüne Positionen zu räumen.

Vor zwei Wochen schrieben daher der grüne Fraktionsvorsitzende im Landtag, Stefan Wenzel, und die Europa-Politikerin Rebecca Harms einen wütenden Brief an ihre Parteifreunde. Sie seien „in höchstem Maße irritiert“. Der Prozess für das neue Gesetz laufe „höchst intransparent“ ab, klagten sie. Zum mindesten aber müsse ein gefundener Kompromiss öffentlich erörtert und von der Partei abgesegnet werden. Das hätte aus Sicht der niedersächsischen Grünen zwei Vorteile, zum einen könnte die Landespartei wieder mitreden. Zum anderen ließe sich eine solche Diskussion bis zum Winter im Landtagswahlkampf nutzen.

Fraktionschef Trittin ist verärgert über die Querschüsse aus dem Land. „Es hilft, sich zu unterhalten“, sagt er. „Der Parteirat hat einstimmig beschlossen, dass wir die bestehenden Dissenspunkte mit dem Umweltminister durchverhandeln sollen.“

Etwas einfacher hat es Parteichef Gabriel, dessen niedersächsische Genossen sich beim Standort kompromissbereit gezeigt haben. Er weiß, dass er zu dem stehen muss, was er als Umweltminister selbst vertreten hat: eine ergebnisoffene Suche ohne Tabus.

Zwar nutzte in den vergangenen Wochen der noch weitgehend unbekannte SPD-Spitzenkandidat Stephan Weil das Thema, um sich politisch zu profilieren. Einem Kompromiss aber will er sich nicht in den Weg stellen. Falls es einen parteiübergreifenden Konsens gebe, der Gorleben einschließe, werde er den als künftiger Ministerpräsident selbstverständlich umsetzen, sagte er vor kurzem. Kritik an Gabriel will er ohnehin nicht üben: „Der hat in den Verhandlungen mit dem Bund mehr bewegt als die ganze niedersächsische Landesregierung“, behauptet Weil.

Dabei sitzt in der Staatskanzlei in Hannover der eigentliche Gewinner, wenn es nun zu einer Einigung kommt. David McAllister könnte ein unpopuläres Thema rechtzeitig vor der Wahl abräumen und wenn möglich noch einen kleinen politischen Zusatzgewinn erzielen. Niedersachsen, hofft der Regierungschef, könne Sitz der neuen Behörde werden.

MICHAEL FRÖHLINGSDORF, PETER MÜLLER,
GORDON REPINSKI



OLIVER KILLIG / DER SPIEGEL

KARRIEREN

Der Schmerz der Bewegung

Grüne Ex-Vorsitzende haben es schwer: Die Versorgung verdienter Parteileute ist verpönt, ohne Wirtschaftskontakte fallen sie oft ins Nichts. Der Absturz von Spitzenleuten steht in seltsamem Kontrast zum menschenfreundlichen Image der Grünen. Von Merlind Theile

Am Telefon sagt Angelika Beer, sie habe aber nicht viel Zeit. Ein schneller Kaffee beim Bahnhof in Neumünster, mehr sei heute nicht drin. Sie ist ja beschäftigt. Beer macht wieder Politik.

Sie wählt ein Bäckereicafé und setzt sich in die Raucherlounge. Beer trägt praktische Kleidung und ihre Igelfrisur, aus der seitlich ein langes Zöpfchen wächst, mit rot-gelb-grünen Fäden. Früher war Beer Chef in einer Regierungspartei, sie jonglierte mit den großen Themen des Weltgeschehens. Nun ist sie Piratin, seit Mai im Kieler Landtag. Beer freut sich über die „politisch geniale Si-

tuation“, dass die Piraten-Fraktion in der Mitte des Plenums sitzt, wenigstens nicht schlechter als die Grünen. Als Abgeordnete kümmert sie sich nun um Regionales, Abfallwirtschaft, Fischerei.

Es ist jetzt alles etwas kleiner als früher. Beer, 55, war mal Vorsitzende der Grünen, in der wichtigen Zeit, als Rot-Grün die Macht in den Händen hielt. Wenn Bundeskanzler Gerhard Schröder und Außenminister Joschka Fischer im Koitionsausschuss die Geschickte des Landes verhandelten, saß Beer mit am Tisch. Dann kam der Bruch mit ihrer Partei.

Wie viele Führungsleute der Grünen erlebte Beer, wie radikal sich die Partei

von ihrem Spitzenpersonal abwendet, wenn es nicht mehr gebraucht wird. Grüne Funktionsträger fallen nach dem Abtritt tief, tiefer als in anderen Parteien. Die Idee, verdiente Spitzenleute nach dem Rückzug aufzufangen, ist den Grünen fremd.

Als Antiparteien-Partei verteuften die Grünen von Beginn an die Bräuche der Etablierten, bei denen loyale Leute stets ein warmes Plätzchen fanden. Die Grünen wollten anders sein. Bei ihnen sollte es um die Sache gehen. Das bedeutete auch, dass sie ihr Führungspersonal ungerührt entsorgten. Angelika Beer spürte das ebenso wie Ludger Volmer



CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

Autor Volmer

Piratin Beer

HC PLAMBECK / DER SPIEGEL

und Gunda Röstel, beide Vorsitzende in den neunziger Jahren. Beer hasste darauf die Grünen und ging zur Konkurrenz. Volmer hasste die Grünen und blieb in ihrem Bann. Röstel hasste die Grünen nicht, sie hakte sie ab und fing in der Wirtschaft an.

Was Beer, Volmer und Röstel erlebten, ist ein Vorgriff auf das, was in allen Parteien ansteht. Etwas ändert sich in ihrer Kultur. Die Piraten werden auch deshalb so bejubelt, weil sie mit dem Kungelsystem radikal brechen wollen; ihre Führungsleute sollen nicht mal Geld bekommen, niemand soll abhängig sein von Posten in der Partei. Und die Ungerührtheit, mit der Angela Merkel kürzlich ihren Umweltminister Norbert Röttgen schassete, zeigt, dass auch die Union kein Belohnungs- und Fürsorgeverein mehr ist wie noch zu Zeiten Helmut Kohls.

„Kultur der Nachsorge? Pffff.“ Angelika Beer pustet Zigarettenqualm in die Luft. „Ich hab die Partei 1980 mitgegründet. Aber Dankbarkeit braucht man bei den Grünen nicht zu erwarten. War ein schmerzhafter Prozess, mich von denen zu verabschieden.“

Wie die meisten Gründungsmitglieder stritt Beer ursprünglich für den Pazifis-

mus. 1987 zog sie mit dieser Haltung in den Bundestag ein, 1994 wurde sie verteidigungspolitische Sprecherin der Fraktion. Als die Grünen sich 1999 in der Bundesregierung zum Nato-Einsatz im Kosovo verhalten mussten, spiegelte sich in Beer der Zwiespalt der ganzen Partei.

Beer rang sich dazu durch, den Krieg mitzutragen. Fortan galt sie linken Parteifreunden als Verräterin, sie erhielt Morddrohungen. Ende 2002 übernahm Beer gemeinsam mit Reinhard Bütkofer die Parteiführung, aber die Stimmung wendete sich immer stärker gegen sie, auch wegen ihrer Beziehung zu einem Bundeswehrhoffizier, den sie 2003 heiratete. Im folgenden Jahr verdrängte Claudia Roth sie von der Spitze. Ein Bundestagsmandat hatte Beer da schon nicht mehr. Sie rettete sich noch für eine Legislaturperiode ins EU-Parlament, aber für die Wahl 2009 wurde sie auch hier nicht mehr aufgestellt. Im März 2009 erklärte sie unter Tränen ihren Austritt aus der Partei.

„Ich hatte das Gefühl, dass ich gar nicht mehr das Recht habe, selbst zu entscheiden, ob ich austrete oder nicht“, sagt Beer. In ihren Worten klingt die Härte nach, die jemand spürt, der sein Leben

der Politik verschrieben hatte und dann ausgespuckt wurde von der Partei.

Die Unerbittlichkeit, mit der die Grünen ihre Spaltenleute abservieren, steht in merkwürdigem Kontrast zu ihrem menschenfreundlichen Image. In Westdeutschland erwuchs die Partei aus einem Glaubenskrieg, Jung gegen Alt, 68er gegen Nazis, das hieß auch: Gut gegen Böse. Das grüne Milieu stand für Frieden, Gleichberechtigung und Umweltschutz. Moralisch sah man sich stets auf der richtigen Seite.

Die Identifikation mit der Bewegung war hoch, das Private war politisch. Das gesellschaftliche Projekt, das schließlich in der Gründung der Grünen gipfelte, war auch aufgeladen mit Emotionen, das erklärt den Hass der Geschassten. Sie verloren nicht bloß irgendeine Vereinsmitgliedschaft. Sie verloren ihre ideologische Heimat. Doch wenn das grüne Gegenmodell zur tradierten Ordnung nicht mehr Halt gibt – was ist es dann?

Angelika Beer hat sich fürs Weiteropponieren entschieden. Sie ging einfach zur nächsten Protestbewegung, im Herbst 2009 trat sie den Piraten bei. Für Lüdger Volmer, 60, ist die Sache schwieriger.

„Ich bin jetzt Flaneur“, sagt Volmer. Er sitzt in einem Straßencafé am Berliner Ku’damm in der Nähe seiner Wohnung. Volmer sagt, er reise viel, zuletzt zwei Monate lang quer durch Südamerika. Ferner berät er Unternehmen „in politischen Angelegenheiten“ und gibt ein Hauptseminar am Berliner Otto-Suhr-Institut. Einer seiner Aufsätze behandelt den Kosovo-Krieg. Volmer sagt, der Artikel zirkuliere unter seinen serbischen Studenten und in deren Heimat. „Meine Studenten sagen mir, dass dort zum ersten Mal verbreitet werde, was die deutschen Motive waren“, sagt Volmer. Er ist also weiterhin wichtig, als Aufklärer, Geschichtsschreiber.

So sieht er auch seine Rolle bei den Grünen. Glaubt man Volmers Darstellung, möchte er mit seiner Partei eigentlich nichts mehr zu tun haben, aber die anderen holten ihn ja immer wieder zurück. Irgendwann gab es diese Anfrage eines Verlags an den Ex-Parteichef und Ex-Staatsminister Volmer, zum 30-jährigen Bestehen im Jahr 2010 doch ein Buch über die Grünen zu schreiben, schließlich hatte er sie mitgegründet, wie Angelika Beer. Ein Buch. Volmer konnte nicht nein sagen. Es wurde eine Abrechnung.

Die Grünen drohten zu einer bloßen „Funktionspartei“ herabzusinken, schrieb Volmer, zu einer Art „FDP mit menschlichem Antlitz“. Wobei es mit der Menschlichkeit in Wahrheit nicht so weit her sei: „In der Praxis wurden viele Grüne intern zu Meistern in der Kunst der Intrige, im Wettkampf, Fallenstellen und Hutnadeln-in-den-Rücken-Stechen.“

Volmer hat das offenbar so erlebt. Von 1991 bis 1994 war er Parteichef, unter

Joschka Fischer diente er von 1998 bis 2002 als Staatsminister im Auswärtigen Amt. Drei Jahre später beendete die Visa-Affäre seine politische Karriere. Der Erlass, der Fischer damals fast das Amt gekostet hätte, trug Volmers Namen.

Der eingesetzte Untersuchungsausschuss schrieb ihm zwar kein Verschulden zu, trotzdem blieb die Sache an ihm hängen. Ludger Volmer sagt, Parteifreunde aus seinem Landesverband hätten die Lage sofort zu ihren Gunsten ausgenutzt und ihn abgedrängt. Zur Bundestagswahl 2005 habe er aufgrund dieser mangelnden Solidarität nicht mehr antreten wollen.

de auch Angehörige des grünen Milieus, die aufgrund ihres Werdegangs selten in eine erfolgreiche Firma oder Anwaltskanzlei zurückkehren können.

Ludger Volmer hat Sozialwissenschaften, Pädagogik und Philosophie studiert. Er sagt: „Es gab in meinem Leben nichts, was ich besser gekonnt hätte als grüne Politik.“ Es ist ein bitterer Satz für jemanden, der sich schon mit Anfang fünfzig zum Rückzug gezwungen sah. Volmers Glück ist, dass er von seinen Altersbezügen als Abgeordneter und Staatsminister gut leben kann.

Gunda Röstel, 50, fiel nicht so weich. Von 1996 bis 2000 stand sie neben Jürgen

hörte zum Konzern E.on, der im Jahr 2000 vor allem für Atomkraft stand. Röstel rechtfertigte den Wechsel vor sich selbst mit der Begründung, dass Wasser ja eine alternative Energiequelle sei und deshalb gut ins grüne Konzept passe.

Seit zwölf Jahren arbeitet sie in der Branche, inzwischen als Geschäftsführerin der Stadtentwässerung Dresden, 400 Mitarbeiter, rund 80 Millionen Euro Jahresumsatz. An einem Sommernachmittag kommt sie mit Ziehkofferchen und rosa farbenem Hosenanzug ins Berliner Regierungsviertel, sie hat hier Termine, als Wirtschaftsvertreterin. An den Stil der Grünen erinnert bestenfalls noch der lange gewundene Goldohrring, der an ihrem linken Ohr läppchen baumelt.

Ihr altes Politikerleben scheint Röstel kaum zu vermissen, nichts an ihr strahlt Bitterkeit aus. „Ich bin ein pragmatischer Mensch. Ich kann harte Konsequenzen ziehen und komme damit gut klar.“

Ihr Abschied von den Grünen, der so viel schmerzfreier ausfiel als der Abschied, den Beer und Volmer erlebten, hängt auch mit ihrer Herkunft zusammen. Röstel ist geboren und aufgewachsen in der DDR. Als sie nach der Wende zu Bündnis 90/Die Grünen stieß, fremdelte sie mit den ideologischen Grabenkämpfen in der Partei. „Diese ganzen hitzigen Debatten der Westdeutschen, zum Beispiel über den Feminismus, konnte ich anfangs überhaupt nicht nachvollziehen“, sagt sie. „Ich musste erst lernen, die Grünen zu lieben.“ Vermutlich schützt diese Distanz, wenn es mit der Politik nicht mehr so gut läuft.

Wie gehen die drei früheren Parteivorsitzenden heute mit den Grünen um? Gibt es Kontakte, eine Aussicht auf Versöhnung oder endgültigen Abschied?

Gunda Röstel sagt, manchmal juckt es sie schon noch in den Fingern, bei der Hochschulpolitik oder der Energiewende. Sie telefoniere hin und wieder mit einigen Grünen, zum Beispiel mit Jürgen Trittin. Aber zurück auf die Parteibühne wolle sie nicht. Das sei vorbei.

Angelika Beer ist den Grünen jetzt wieder ganz nah, im Kieler Landtag sitzt sie fast neben ihnen. Sollte ihr mal langweilig werden bei den Parlamentsdebatten, könnte sie Zettelchen rüberwerfen, Mitgliedsanträge der Piraten vielleicht. Beer sagt, es gebe in ihrer alten Partei viele Wechselinteressenten.

Ludger Volmer hatte sich geschworen, nie wieder ein Treffen der Grünen zu besuchen. Dann kam im Juni 2011 der Sonderparteitag zum Atomausstieg, abgehalten in der Berliner Messe, nahe Volmers Wohnung. Er fand dann für sich einen Kompromiss: hingehen, aber nur ins Foyer, nicht in die Halle. Volmer brauchte schließlich Stoff für sein neues Buch, es soll im nächsten Jahr erscheinen. Thema: die Grünen. ♦



Parteivorsitzende Beer, Bütikofer 2004: Die Bräuche der Etablierten verteufelt

„Die Grünen haben weder Stil noch Kultur“, sagt Volmer. Das sei eine Folge von 68. „Wir haben die gesamten bürgerlichen Werte zerschlagen: Höflichkeit, Anstand, Tradition. Aber an die Stelle der verachteten Bürgerlichkeit haben wir nichts Neues gesetzt.“ Im Grunde seien die Grünen egoistische Individualisten, ihr Aufstiegsstreben sei bloß gut kaschiert. „Bei uns heißt das dann Demokratie und Menschenrechte.“

Es ist durchaus ein Verdienst der Grünen, das System der Ämterpatronage hinterfragt zu haben. Wer verdiente Parteifreunde mit Posten versorgt, droht den Staat auszubeuten. Doch die Gewissheit, bei einer Partei über die momentane Funktion hinaus aufgehoben zu sein, schafft auch Verlässlichkeit.

In der Arbeitswelt kann jeder Angestellte gegen seine Kündigung vor Gericht ziehen. Ein geschasster Parteichef kann das nicht. Die Angst, schnell ins Nichts stürzen zu können, schreckt viele vom politischen Engagement ab oder lässt sie erst recht an Parteiämtern kleben – gera-

Trittin und später Antje Radcke den Grünen vor, aber sie sammelte nie Versorgungsansprüche in einem Parlament. Weil die Grünen mit ihr als Spitzenkandidatin bei der sächsischen Landtagswahl 1999 nur 2,6 Prozent holten, zog sich Röstel im folgenden Jahr aus der Parteiführung zurück. Und stand erst mal vor dem Nichts.

„Mir war klar, dass ich was ganz Neues machen muss“, sagt Röstel. „Als ehemalige Bundesvorsitzende kann man nicht nahtlos zurück in die Kommunalpolitik. Man kommt aus so einer prädestinierten Position, stand jahrelang dauernd vor den Fernsehkameras, es ist dann ja auch eine Distanz da.“ Grüne Kontakte zur Wirtschaft gab es kaum, andere Jobangebote habe sie fast nur von Lobbyisten bekommen. Röstel zögerte. Als ihr der parteilose Bundeswirtschaftsminister Werner Müller zu einem Posten bei Gelsenwasser riet, griff sie schließlich zu.

Für viele Grüne sei das natürlich ein Kulturbruch gewesen, sagt Röstel. „Einige fragten: Darf die das?“ Gelsenwasser ge-



„Individuelle Klasse gewinnt Spiele. Teamwork gewinnt Meister- schaften.“

Bei den Finanzen ist es wie im Fußball: Einer alleine landet vielleicht mal einen Glückstreffer, doch nur ein perfekt eingespieltes Team sorgt für langfristigen Erfolg. Wir haben ein bundesweites Netz von Finanzspezialisten der Genossenschaftlichen FinanzGruppe Volksbanken Raiffeisenbanken, auf das jede Bank Zugriff hat. So stellen wir sicher, dass wir für wirklich jedes Anliegen die passende Lösung für Sie finden.

Jetzt von unserer
einzigartigen
genossenschaftlichen
Beratung profitieren!

Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.

Volksbanken
Raiffeisenbanken

vr.de/beratung

Wir machen den Weg frei. Gemeinsam mit den Spezialisten der Genossenschaftlichen FinanzGruppe Volksbanken Raiffeisenbanken: DZ BANK, WGZ BANK, Bausparkasse Schwäbisch Hall, DG Hyp, DZ PRIVATBANK, easyCredit, Münchener Hyp, R+V Versicherung, Union Investment, VR LEASING, WL Bank.

Unter Freunden

Die Berliner Minister Westerwelle und Niebel versorgen treue FDP-Funktionäre mit begehrten Auslandsposten. Schwerpunkt ihres Interesses: Lateinamerika.

Die Residenz des deutschen Generalkonsuls in Rio de Janeiro ist ein Schmuckstück unter den Auslandsvertretungen. Kolibris surren zwischen den Blüten tropischer Blumen im Garten. Vom Rand des Swimmingpools schweift der Blick bis zum Zuckerhut. Als Rio noch Brasiliens Hauptstadt war, wohnte hier der deutsche Botschafter.

Derzeit wird die historische Villa renoviert. Es liegt Entwicklungminister Dirk Niebel (FDP) am Herzen, dass der Umbau schnell fertig wird. Denn Ende August wird einer seiner Duzfreunde einziehen: Harald Klein.

Niebel hat seinem Schützling zu einer ungewöhnlichen Blitzkarriere verholfen. Bis vor zwei Jahren war Klein bei der FDP-nahen Friedrich-Naumann-Stiftung, dann holte Niebel ihn als Abteilungsleiter in sein Ministerium, erst im Mai dieses Jahres wechselte Klein ins Auswärtige Amt. Der derzeitige Generalkonsul in Rio, Michael Worbs, wird seinen Posten nach nur zwei Jahren räumen – angeblich „auf eigenen Wunsch“, so eine Sprecherin des Auswärtigen Amtes.

Tatsächlich scheint die Versetzung Teil einer langfristig geplanten Personalrochade zwischen dem Ministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) und dem Auswärtigen Amt zu sein. Niebel schanzt offenbar Vertrauten mit Hilfe seines Parteifreundes Guido Westerwelle begehrte Auslandsposten zu: So sind diese für den Fall abgesichert, dass die FDP nach der Bundestagswahl im kommenden Jahr nicht mehr an der Regierung beteiligt ist. „Die FDP drückt massiv Parteimitglieder in die mittlere Beamtenelite“, sagt ein Insider. „Das hat es nicht mal unter Hans-Dietrich Genscher gegeben.“

Vor allem in Lateinamerika baut die FDP ihre Seilschaften aus: Bundeskanzlerin Angela Merkel interessiert sich nicht sonderlich für die Region, sie hat den Subkontinent der Obhut des Koalitionspartners überlassen. Außenminister Westerwelle hat Lateinamerika deshalb zu einem Schwerpunktthema erklärt.

Vor Ort baut der Außenminister auf die Kontakte von Parteifreund Niebel und der Friedrich-Naumann-Stiftung. Die Naumänner haben in den vergangenen Jahren ein dichtes Netzwerk zu rechten bis offen reaktionären Parteien und Politikern in der Region geknüpft. Im politischen Spektrum stehen die einst liberalen FDP-Leute heute deutlich rechts von der CDU-nahen Konrad-Adenauer-Stiftung.

In Brasilien arbeitet die Stiftung mit der Oppositionspartei Demócratas zusammen, einem streng konservativen Sammelbecken von Großgrundbesitzern, Unternehmern und Ex-Militärs. In Honduras und Paraguay stehen sie Militär- und Unternehmerkreisen nahe, die gegen demokratisch gewählte Präsidenten geputscht haben.

Entwicklungsminister Niebel stört das offenbar nicht: Nur einen Tag nach der im Eilverfahren durchgepeitschten Absetzung von Staatschef Fernando Lugo Ende Juni reiste er nach Paraguay, obwohl ihm die deutsche Botschaft abgera-

schaft: Geschäftsmann Roberto Micheletti, der Anführer der Putschisten und Nachfolger Zelayas, war Vizepräsident der Liberalen Internationalen, seine Partei gehört Relial an; der lokale Vertreter der Naumann-Stiftung, Christian Lüth, erklärte, von einem Putsch könne keine Rede sein, das sei eine „Legende“. Niebel-Freund Harald Klein, damals Leiter des Lateinamerika-Büros der Naumann-Stiftung, unterstützte ihn. Bald darauf holte Niebel Klein als Abteilungsleiter ins BMZ, Lüth folgte ihm nach.

Das lateinamerikanische Personalgeschächer hat Auswirkungen bis zur Weltbank in Washington: Um Platz für Klein zu schaffen, musste die anerkannte Expertin Ingrid Hoven ihre Position als Abteilungsleiterin im BMZ räumen. Wenig später erlebte Hoven ein erstaunliches Comeback – Niebel machte sie zur deutschen Exekutivdirektorin der Weltbank, es ist eine der lukrativsten Stellen im deutschen Beamtenystem. Auch Worbs, dem scheidenden Generalkonsul in Rio, wird der vorzeitige Abschied versüßt: Er geht als Leiter der deutschen Unesco-Vertretung nach Paris.

Sein Nachfolger soll den Posten in Rio jetzt zu einer Schaltstelle der FDP in Lateinamerika ausbauen. Die Stadt am Zuckerhut ist zum bevorzugten Reiseziel deutscher Politikerdelegationen in Lateinamerika avanciert, und das wird wohl auch so bleiben: Die Metropole richtet in den kommenden Jahren die beiden größten Sportveranstaltungen der Welt aus, die Fußball-Weltmeisterschaft 2014 und die Olympischen Spiele zwei Jahre später. Außenminister Westerwelle kommt ohnehin gern und häufig nach Rio.

Im Ministerium seines Parteifreundes Niebel kommt die Postenkungelei der FDP-Minister unterdessen nicht gut an. In einem internen Bericht beschreibt der Personalrat des BMZ, die Arbeit im ersten Halbjahr 2012 sei von „Konflikten mit der Hausleitung“ gezeichnet gewesen. Minister Niebel und seine Entourage schienen „fest entschlossen“, den Umbau des Ministeriums durch ein „Weniger an Transparenz und vertrauensvoller Zusammenarbeit zu gestalten“.

Auf sieben Seiten beklagte sich das Gremium über den Minister, der seinerseits hart gegen die Kritiker vorgeht: Er entzog aufmüpfigen Beamten das Stimmrecht bei der Einstellung neuer Referenten. Das wollte sich der Personalrat nicht bieten lassen: Er lässt sich nun juristisch beraten, wie man gegen den Minister vorgehen könnte.

JENS GLÜSING, GORDON REPINSKI,
GREGOR PETER SCHMITZ



Parteifreunde Westerwelle, Niebel: Globales Personalgeschächer

MAJA HITIJ / DPA

GESTATTEN, RAINER WENDT. EINER VON 6.457 GEFLÜGEL- HALTERN IN DEUTSCHLAND.



Die Nutztierhaltung ist ein sensibles Thema. Uns, den deutschen Geflügelhaltern, liegt es am Herzen, dass jeder Verbraucher genau weiß, wie Geflügel aufgezogen wird. Für uns ist der verantwortungsvolle Umgang mit Hähnchen und Puten oberstes Gebot. Jeder der rund 6.500 deutschen Geflügelhalter kümmert sich Tag für Tag sorgsam um die Aufzucht des eigenen

Geflügels und achtet dabei konsequent auf Tier-, Umwelt- und Verbraucherschutz. Unsere hoch qualifizierte Ausbildung, die strengen deutschen Gesetze und Eigeninitiativen zur Qualitätssicherung garantieren zudem die Einhaltung höchster Standards. Mehr Information und Dialogmöglichkeiten bieten wir Ihnen unter: www.deutsches-gefuegel.de



Wo Verantwortung Qualität erzeugt.
Wir, die Geflügelwirtschaft für Deutschland.

KRIMINALITÄT

Felix Krull im Netz

Vor dem Landgericht Augsburg endet der Prozess im wohl größten Fall von Online-Betrug. Das Verfahren zeigt, wie leicht Gauner arglose Kunden im Internet täuschen können.

Eine Nacht im Kölner Club Teatro, Karwan M. legt den Arm um seine blonde Begleitung und lächelt in die Kamera. Fotos des Abends zeigen ausgelassene Menschen, die über die Tanzfläche zucken.

Karwan M. war Gastgeber an diesem 9. Mai 2009. „No place for losers“ stand auf der Einladung des Abends. Kein Platz für Verlierer.

Drei Jahre später sitzt Karwan M. auf der Anklagebank des Landgerichts Augsburg. Er hat zugenommen, die Haare kleben platt auf der Stirn, das Lächeln ist aus dem Gesicht gewichen.

Karwan M., 23, ist der Hauptangeklagte im wohl größten Fall von Online-Betrug in Deutschland. Gemeinsam mit etwa einem Dutzend Komplizen soll er Internetnutzer in großem Stil abgezockt haben. Laut Anklage bot die Gruppe in Online-Shops wie elektro-geizhals.de oder gold-shop-24.com zum Beispiel Laptops und Goldbarren zu Schnäppchenpreisen an. Arglose Kunden zahlten per Vorkasse, doch die Waren kamen niemals an – weil es sie gar nicht gab.

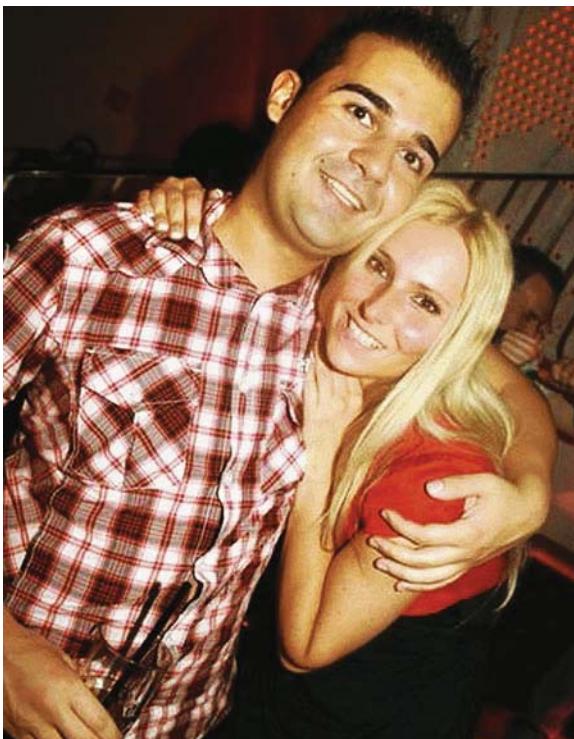
Ein weitverzweigtes Handelsimperium hatte die Bande im Internet aufgebaut. Es umfasste Dutzende gefälschte Online-Shops, die von 2008 bis 2011 mindestens 1,1 Millionen Euro Umsatz machten – so jedenfalls haben es die Ankläger ermittelt. Kopf der Gruppe, die „Fakeshop-Bande“ getauft wurde, soll M. gewesen sein.

In dieser Woche will das Gericht den Prozess gegen die Gruppe abschließen. Für zwei Komplizen von M. forderte die Staatsanwaltschaft Augsburg am vergangenen Mittwoch bereits sechs Jahre sowie dreieinhalb Jahre Gefängnis, unter anderem wegen banden- oder gewerbsmäßigen Betrugs. Das Plädoyer gegen Karwan M. soll am Montag verlesen werden.

Der Prozess hat seltene Einblicke in den digitalen Untergrund (SPIEGEL 27/2011) gestattet, in dem gutgetarnte Kriminelle immer neue Betrugsmaschen ausprobieren. Und in dem Ermittler mit neuen Methoden versuchen, Schritt zu halten. Ihr Wettkampf findet auf technischem

und rechtlichem Neuland statt, mitunter kommen umstrittene Instrumente zum Einsatz – in diesem Fall der Staatstrojaner, eine Schnüffel-Software, die im vergangenen Herbst vom bayerischen Innenminister Joachim Herrmann erst mal gestoppt werden musste.

Sichtbar wird durch diesen Fall aber auch die Verführbarkeit der Verbraucher. 85 Prozent der Internetnutzer kaufen Wa-



Parvenü Karwan M., Begleiterin 2009
Schnelle Autos, hübsche Frauen, Nachtclubs

ren heute online. Und der Geiz macht viele Menschen blind für unseriöse Angebote. Kaum eine andere Kriminalitätsart boomte zuletzt so wie das Geschäft der Online-Ganoven.

Wie sich das Unrecht in Deutschland verändert hat, konnten vor drei Jahren Polizeidienststellen im ganzen Land beobachten. An vielen Orten gingen ähnliche Strafanzeichen ein: Ein Taxifahrer aus Hamburg hatte einen Flachbildfernseher für 406 Euro bestellt, den er nie bekam. Ein Mann aus Mallersdorf in Bayern hatte Gold für 25 000 Euro gekauft, das nicht geliefert wurde, und so weiter.

Bald führten Spuren zu Karwan M. und seinen Komplizen. Nach monatelanger Überwachung wurde M. am 11. Mai 2011 verhaftet, sein Leben zwischen schnellen Autos, hübschen Frauen und Nachtclubs war vorerst vorbei.

Begonnen hatte seine Karriere in der Spinozastraße in Essen, einer trostlosen Gegend, in der viele schon morgens mit einem Hansa Pils vor der Trinkhalle stehen. Hier verbrachte M. einen Teil seiner Jugend, seine Familie war aus dem Irak geflohen. Mit 15 Jahren begann er zu arbeiten, mal in einer Autowaschanlage, mal in einem Internetcafé. Dort stieß er auf ein Geschäftsmodell, das gute Renditen versprach. Auf Ebay ersteigte der Junge gefälschte Markenjeans und verkaufte sie mit Gewinn an Kunden im Internetcafé weiter.

Karwan M. gefiel sich in der Rolle des Kaufmanns, und er hatte den Schneid, in großen Kategorien zu denken. Mit 18 Jah-

ren meldete er beim Patentamt eine Marke namens Jil Fierely an und verkaufte über das Internet importierte Billigmode aus China. In neun Monaten erlöste er eine halbe Million Euro.

Bald expandierte er in einem Geschäftsfeld, das noch mehr Gewinn versprach – dem Handel mit Produkten, die gar nicht existierten. Über das Netz suchte M. Kontakt zu zwielichtigen Händlern bei Ebay. Dabei lernte er auch Ahmet D. kennen, der jetzt in Augsburg neben ihm auf der Anklagebank saß. Schon 2007 unterstützte er D. beim Verkauf von Elektroartikeln, die sie gar nicht auf Lager hatten. Der Betrug flog auf, das Landgericht Duisburg verurteilte Karwan M. zu einer Jugendstrafe von einem Jahr auf Bewährung. Im Urteil heißt es, M. habe die Taten „glaublich eingräumt und erkannt, sich falsch verhalten zu haben“.

Doch die Reue war wohl nur von kurzer Dauer. Folgt man der Anklage in Augsburg, so verfeinerten Karwan M. und Ahmet D. nun ihr Geschäftsmodell. Vor Gericht erzählt D., wie er eine eigene Verkaufsplat-

form programmiert habe: elektro-geizhals.de. Statt auf Ebay bot die Bande jetzt dort Laptops oder Küchengeräte an – Hunderte Kunden fielen darauf herein. In nur sieben Wochen soll elektro-geizhals.de den Ermittlern zufolge 138 000 Euro eingespielt haben.

Später erweiterte die Bande ihr Sortiment um Autos und Goldbarren. Um nicht selbst als Adressat aufzutreten, soll die Bande sogenannte Finanzagenten angeheuert haben, die ihre Konten für das Geschäft zur Verfügung stellten. Sobald das Geld bei den Agenten eintraf, leiteten sie den Betrag nach Abzug einer

Provision an die Bande weiter. Wichtig dabei war, die eigene Identität zu verschleiern. Karwan M. soll Pseudonyme wie „Ali“ oder „Hansi“ sowie die E-Mail-Adresse ilovejenny01@yahoo.de genutzt haben, um Komplizen anzuwerben.

Der Krankenpfleger Nikolas R., ebenfalls in Augsburg angeklagt, programmierte Dutzende Online-Shops. Die Lehramtsstudentin Julia A. pflegte Produkte in diese Verkaufsplattformen ein. Auf der Website usa-auto-kaufen.de wurden erfundene Rechtsanwaltskanzleien präsentiert, die dem Angebot Seriosität verleihen sollten. Auf Bewertungsportalen hinterließ die Bande positive Noten für ihre Shops, damit Kunden keinen Verdacht schöpften.

Zugleich vermied es Karwan M., öffentlich mit den Geschäften in Verbindung gebracht zu werden. Auf einer Wikipedia-ähnlichen Website heißt es, M. betreibe eine Cocktailbar, ein Textilgeschäft, sei Party-Veranstalter und Manager der Band Musical Healing. „Sein Traumauto, ein BMW 6er Cabrio, hat er sich im frühen Alter schon erfüllt“, steht auf der Website marjorie-wiki.de.

Nicht alles davon hält einer Überprüfung stand – das Management von Musical Healing erklärt, Karwan M. sei ihm nicht bekannt. Sein Vater sagt bei einem Treffen in Essen, der BMW sei nur geleast gewesen, und von einer Cocktailbar habe sein Sohn zwar gesprochen, er glaube aber nicht, dass sie je eröffnet wurde. Über die Herkunft der Einnahmen von Karwan kann oder will er wenig sagen: „Er hat diese Partys organisiert.“

Der mutmaßliche Bandenchef war offenbar ein Hochstapler aus Gewohnheit – ein Felix Krull des Internets.

Im Jahr 2010 mietete Karwan M. eine Doppelhaushälfte in Essen-Stoppenberg. Sein Heim ließ er sich von einer Innenarchitektin einrichten, M. habe auch ein Wasserbett für etwa 5000 Euro bestellt, sagt ein Ermittler vor Gericht aus. Vor der Tür standen teure Autos, abends holten ihn Freunde zum Feiern ab. Die Leute hätten sich das Maul über den Mieter zerrissen, sagt eine Nachbarin heute. „Wieso zieht ein junger Mann in so eine Spießersiedlung?“

Ein Leben in Luxus jedenfalls verschlingt viel Geld. Und Fakeshops haben nur eine geringe Halbwertszeit, weil geprellte Kunden in Verbraucherforen vor den Seiten warnen.

Ein renommierter Webhoster, über dessen Rechenzentren Websites betrieben werden, nahm elektro-geizhals.de vom Netz, als sich die Beschwerden häuften. Auch andere Online-Läden der Bande verschwanden oft so schnell, wie sie aufgetaucht waren.

Früher besprachen sich Ganoven in Hinterzimmern, bewacht von Bodyguards, die das Treffen absicherten. Heute bietet das Internet genügend Rückzugsorte. Online-Shops, die in Deutschland

Websites gefälschter Online-Shops
Verführte Verbraucher

sofort geschlossen werden müssten, können bei ausländischen Vermietern von Rechnerkapazitäten oft problemlos weiterbetrieben werden.

Ein solcher Provider war die Firma Heihachi. Betrieben wurde sie aus Österreich von Dominik Sascha B., die Server standen in Russland und später in der Ukraine – und waren damit weit weg von deutschen Behörden. Entsprechend schwierig gestalteten sich die Ermittlungen.

Sogar jenen umstrittenen bayerischen Staatstrojaner, die Schnüffel-Software, setzte das LKA ein, um Karwan M. zu überwachen. Hinter der sogenannten Quellen - Telekommunikationsüberwachung („Quellen-TKÜ“) verbirgt sich ein kleines Programm, das auf den Rechner des Beschuldigten aufgespielt wird und so unter anderem das Abhören verschlüsselter Skype-Telefonate ermöglicht.

Am 10. November 2010 genehmigte das Amtsgericht Augsburg auf Antrag der Staatsanwaltschaft, den Laptop von Karwan M. für die Dauer von drei Monaten „mittels einer noch anzubringenden speziellen Software“ zu verwahren, um auch verschlüsselte Telefonate mitzubekommen. Später wurde die Überwachung auf andere Laptops ausgeweitet und sogar um drei Monate verlängert. Trotzdem gaben die LKA-Ermittler vor Gericht an, es hätten sich bei der Quellen-TKÜ keine verfahrensrelevanten Erkenntnisse ergeben. An diesen Widerspruch will M.s Münchener Rechtsanwalt Frank Eckstein nun ansetzen. „Sollte sich erweisen, dass Software rechtswidrig eingesetzt worden ist und beispielsweise Screenshots vom Rechner meines Mandanten gefertigt wurden, werde ich gegen die Verwertung aller daraus resultierender Erkenntnisse Widerspruch einlegen“, kündigt Eckstein an.

Sein Mandant Karwan M., der von den Mitangeklagten Nikolas R. und Ahmet D. schwer belastet wurde, hat im Gerichtssaal lange geschwiegen. Erst an den letzten Verhandlungstagen stand er mehrfach auf, stellte mit lauter Stimme Beweisanträge und befragte Zeugen. Der Hauptbeschuldigte wollte offenbar Zweifel säen, dass er hinter den Pseudonymen im Internet stand, die das Geschäft der Fakeshop-Bande führten.

Tatsächlich könnte es weitere Hintermänner geben. Ein Drahtzieher aus dem früheren Verfahren in Duisburg befindet sich auf der Flucht. Und ob Ahmet D., wie er selbst behauptet, nur Befehlsempfänger von M. war oder selbst Anweisungen gab, muss das Gericht entscheiden.

Aus seiner Zelle im Augsburger Gefängnis, berichtet der Vater, schreibe Karwan zwei- bis dreimal pro Woche an die Familie. In den Briefen bitte er seine Eltern darum, sich keine Sorgen zu machen. Im August sei alles vorbei, dann komme er wieder zurück nach Hause.

SVEN BECKER, MARCEL ROSENBACH

Die angekündigte Katastrophe

Es hatte Warnungen gegeben: Doch die deutschen Sicherheitsbehörden wollten sich auf das Szenario eines Terroranschlags bei Olympia nicht einlassen. Geheimakten belegen das Versagen der Organisatoren und ihr Bemühen, es zu verschleiern.



Israelische Olympiamannschaft bei der Eröffnungsfeier 1972 in München: „Waffen, bei Gott, kommen überhaupt nicht in Frage“

Der junge Mann, der als Terrorist Geschichte schrieb, war ein Niemand, bis er Issa und Tony traf. Zweimal durchs Abitur gefallen, arbeitslos; einer von Zehntausenden Palästinensern, die im Flüchtlingslager Schatila, in der libanesischen Hauptstadt Beirut, darauf warteten, dass etwas passieren möge. Irgendetwas, das der Aussichtslosigkeit des Elends ein Ende bereiten würde.

Issa und Tony lebten nicht im Lager. Sie schauten ab und zu im Café Fatah vorbei, wo Mohammed al-Safadi sich die Zeit vertrieb. Sobald Issa und Tony auftauchten, hörte er die Älteren respektvoll raunen. Fedajin seien sie, Kämpfer des „Schwarzen September“, einer geheimen Guerillatruppe, benannt nach jenem Monat 1970, in dem die jordanische Armee die Palästinensische Befreiungsorganisation (PLO) aus dem Land gedrängt hatte.

An einem Tag im Mai 1971 fasste sich Safadi ein Herz, trat an Issas und Tonys Tisch und bat darum, beim Schwarzen September mitmachen zu dürfen. „Wie kommst du darauf, dass wir dazugehören?“, fragte Issa. „Das habe ich gehört“, antwortete Safadi. Ohne darauf einzugehen, standen die beiden auf. „Wenn etwas ist, kannst du uns hier im Café erreichen“, sagte Issa und ging mit Tony davon.

Ein Jahr später saß der 21-Jährige in einem Sammeltaxi nach Damaskus. Issa und Tony, die in der syrischen Hauptstadt auf ihn warteten, hatten dem jungen Mann mit der Prinz-Eisenherz-Frisur Geld für die Reise gegeben. Zu dritt ging es weiter nach Dscharash in Jordanien, wo der Schulabbrecher ein Waffentraining durchlaufen sollte.

Doch von Ausbildung konnte, wie Safadi später erzählte, keine Rede sein. Der Rekrut des Schwarzen September ver-

brachte 14 Tage in einem Zweizimmerhaus, das er nie verlassen durfte. Dort übte er unter Issas Anleitung, wie man eine Kalaschnikow handhabt, sie in ihre Einzelteile zerlegt und wieder zusammengesetzt. Nicht einen einzigen Schuss durfte der Guerilla-Novize abfeuern, von einem Training an anderen Waffen, Panzerfäusten, Handgranaten oder Sprengsätzen, ganz zu schweigen.

Vier Monate später, am 5. September 1972, verfolgten 900 Millionen Menschen in 100 Ländern live im Fernsehen, wie der Schmalspur-Fedajin zusammen mit Issa, Tony und fünf weiteren Palästinensern für einen Tag und eine Nacht die Welt in Atem hielt.

Alle Welt konnte sehen, wie Issa mit weißem Hut dem Bundesinnenminister Hans-Dietrich Genscher die Bedingungen diktierte; wie ein Komplize mit Strumpfmaske von einem Balkon spähte. Und



Palästinensischer Terrorist auf dem Balkon der israelischen Unterkunft im Olympischen Dorf



DPA

Gesprengte Verkehrsjets auf dem Dawson's Field, Jordanien, im September 1970: Die Internationalisierung des Terrors

wie ein ausgebrannter Hubschrauber auf dem Militärflughafen Fürstenfeldbruck zum Symbol polizeilichen Versagens wurde: Neun israelische Geiseln, fünf Terroristen und ein Polizist starben.

Die Bilder des Anschlags auf israelische Sportler und ihre Betreuer während der Olympischen Spiele 1972 geben auch heute noch, 40 Jahre nach der Katastrophe, die Ohnmacht wieder gegenüber jenem Phänomen, für das die Palästinenser Motor, Mentor und Modell waren: der Internationalisierung des Terrors.

Das Attentat von München markierte den ersten Höhepunkt einer Reihe von Anschlägen, mit denen es der PLO gelang, den palästinensisch-israelischen Konflikt gewaltsam auf die Tagesordnung der Weltpolitik zu setzen.

Der Terrorakt gab nicht nur dem Nahost-Konflikt eine neue Dimension. Auch Olympische Spiele waren danach nie mehr jenes unbeschwerliche Fest der Jugend aus aller Welt, das in München bis zum Überfall der Palästinenser gefeiert worden war. Sicherheit für Sportler, Funktionäre und Zuschauer ist seit 1972 ein zentraler Bestandteil einer jeden Bewerbung als Gastgeber des großen Spektakels.

Wenn in London in dieser Woche die olympischen Wettbewerbe beginnen, werden 23 000 Sicherheitskräfte im Einsatz sein, davon 13 500 Soldaten, die auch deshalb an die Themse kommandiert wurden, weil die amerikanische Re-

gierung in Zweifel gezogen hatte, dass die Spiele ausreichend gegen Terroranschläge geschützt seien. Ein 17,5 Kilometer langer 5000-Volt-Elektrozaun trennt die Olympiazone nun vom Rest der Stadt.

Als Einsatzzentrale liegt der über 200 Meter lange Hubschrauberträger „HMS Ocean“ in Greenwich auf der Themse bereit. Die Beschützer der Olympioniken verfügen unter anderem über Kampfjets und Schnellboote, Scharfschützen sind an Bord, und auf Wohnhäusern wurden Boden-Luft-Raketen stationiert.

Eine Gedenkminute für die in München und Fürstenfeldbruck Ermordeten, wie sie Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Spiele von 1972 gefordert haben, wird

es in London wohl nicht geben. IOC-Präsident Jacques Rogge ist dagegen: „Die Atmosphäre bei der Eröffnungsfeier muss von Fröhlichkeit und Feierlichkeit geprägt sein, nicht von Trauer.“

40 Jahre sind eine Zeitspanne, in der sich der Blick auf Geschehnisse beträchtlich verändern kann. Die politischen Koordinaten haben sich gewandelt, die Einsatzprotokolle sind nicht mehr geheim. Ein Team des SPIEGEL hat deshalb Zehntausende der Öffentlichkeit bislang unbekannte Dokumente ausgewertet – unter anderem im Bundesarchiv in Koblenz, im Politischen Archiv des Auswärtigen Amts sowie im Bayerischen Hauptstaatsarchiv. Außerdem sichteten die Journalisten bis-

lang geheime Vermerke und Berichte der Ermittlungsbehörden, Botschaftsdelegations und Kabinettsprotokolle, die das Kanzleramt, das Bundesamt für Verfassungsschutz, das Bayerische Landesamt für Verfassungsschutz sowie das Auswärtige Amt auf Antrag des SPIEGEL freigegeben haben.

Die Unterlagen zeigen, dass die Geschichte eines der spektakulärsten Verbrechen der deutschen Nachkriegszeit in wichtigen Teilen bislang falsch dargestellt worden ist – nicht nur deshalb, weil deutsche Neonazis den Palästinensern halfen (SPIEGEL 25/2012). Was die Dokumente vor allem widerlegen, ist das seit Jahrzehnten vorgetragene Mantra vom Anschlag fanatischer Profis, der aus hei-

1 FS an RD Starke, München	
2 Nach Rpt BLÖS:	
ZCZC 125 Lzvbu g 0709 2020 <i>Morgen vorlegen</i>	
+ o o bfv fsnr. 934 0709 18.45	
// v s - nur fuer den dienstgebrauch//	
1. bmu-buero muenchen zu nd.herrn orr dr. nicksch 2. --nachrichtlich-- b m 1 - z.hd. min.dir. smoydzin <i>kuen 14.8.72 mit bmu-buero nehmen vorlegung</i> 3. Lfv muenchen betr.: informationen ueber terrorplanungen des palaestinensi- schen widerstand waehrend der olympischen spiele in muenchen bezug: artikel '77 fragen an den bundeskanzler' in der zeitung 'bild' vom 7.9.1972 s. 10. heutige fermuendl. anforderung von dr. nicksch gegeneuber unterzeichner.-	
a) --informationen waehrend der olympischen spiele in muenchen im text der meldung-- 1. ---bmu-erlasz v. 14.8.1972 (oes 1-616000-22-178/19/72)--- draftbericht der deutschen botschaft in beirut an das aus- waerterische amt mit der empfehlung, alle im rahmen des moeglichen liegenden sicherheitsmaßnahmen aufgrund der mit vorbehalt weitergegebenen mitteilung eines der botschaft nahestehenden libanesischen <i>[redacted]</i> zu ergreifen, er habe von einem bei der <i>[redacted]</i> beschäftigten berufskollegen erfahren, dass 'von palaestinensischer seite waehrend der olympischen spiele in muenchen ein zwischenfall inszeniert wird'. --bearbeitung durch das bfv:-- festschriftliche unterrichtung des Lfv muenchen durch fs nr. 47 v. 18.8.72 (bka und bmverkehr waren bereits vom bmu unterrichtet worden).	

Verfassungsschutz-Fernschreiben: Terrorwarnung aus der deutschen Botschaft in Beirut

terem Himmel kam und gegen den deshalb kein Kraut gewachsen war.

Seit Jahrzehnten halten die damals Verantwortlichen, Hans-Dietrich Genscher (Bundesinnenminister), Bruno Merk (Bayerns Innenminister) und Manfred Schreiber (Münchner Polizeichef) an dieser geschönten Sicht fest. Sie blenden aus, dass der Himmel über der Bundesrepublik in Sachen Terrorismus und Palästinenser schon Jahre vor den Münchner Spielen nicht mehr heiter war – und dass es konkrete Warnungen und Hinweise gab. So konkret, dass kaum nachvollziehbar ist, warum sie ignoriert wurden.

Auch die Mär vom Tod und Teufel verachtenden Terrorkommando ist mit der Freigabe der Akten dahin. Die Attentäter, das belegen nicht nur die Vernehmungsprotokolle, waren schlecht vorbereitet, überforderte Amateure.

Und: Schon Monate vor der Geiselnahme unterliefen deutschen Behörden so gravierende Fehler, dass von einer Unausweichlichkeit der Katastrophe nicht mehr gesprochen werden kann.

Die beschämendste Erkenntnis aus den Unterlagen aber ist, wie unverfroren sich die Verantwortlichen, gleich im Anschluss an das Desaster, von jeglicher Schuld freisprachen. Und wie sie das ganze Ausmaß ihrer Unfähigkeit vertuschten, offenbar bis hin zum Versuch, Belege ihres Versagens verschwinden zu lassen.

Eine bekannte Gefahr

Bereits seit 1968 hatten palästinensische Terrorgruppen israelische und jüdische Ziele weltweit ins Visier genommen. Sie hatten El-Al-Flugzeuge in Italien und Indien entführt und einen Swissair-Jet mit 47 Menschen an Bord auf dem Weg nach Tel Aviv mittels einer Paketbombe gesprengt. Im September 1970 kaperten palästinensische Terroristen Flugzeuge der Gesellschaften Swissair, PanAm, TWA und BOAC. Sie dirigierten drei der Jets nach Dawson's Field, einem ehemaligen britischen Militärflughafen in Jordanien, und sprengten sie in die Luft.

Auch die Bundesrepublik hatten nahöstliche Freischärler schon vor den Olympischen Spielen zum Operationsfeld erkoren. Im September 1969 detonierten Handgranaten an der israelischen Botschaft in Bonn. Im Februar 1970 scheiterten drei Palästinenser auf dem Münchner Flughafen beim Versuch, eine israelische Verkehrsmaschine zu entführen. Sie warfen Handgranaten, töteten einen Israeli und verletzten elf weitere Personen.

Der Jahresbericht 1969/70 des Bundesamts für Verfassungsschutz (BfV) listete eine Reihe palästinensischer Anschläge auf. Ob ein Sprengstoffattentat auf ein Flugzeug der Austrian Airlines auf dem Weg von Frankfurt am Main nach Israel oder die Entführung eines amerikanischen TWA-Jets, dessen Hijacker in Frankfurt an Bord ge-

gangen waren: Immer wieder wiesen die Spuren nahöstlicher Terroristen Richtung Deutschland, wo mehrere tausend Palästinenser arbeiteten oder studierten.

Deren Vereine, etwa die Generalunion Palästinensischer Studenten (Gups), waren offen für Gewalt, bejubelten in ihren Zeitschriften Anschläge gegen Israelis und schickten Studenten in militärische Ausbildungslager im Nahen Osten. Für das BfV war klar: Die Gups „betrachtet die Bundesregierung als Feind des palästinensischen Volkes, da sie Israel militärisch und wirtschaftlich unterstützt“.

Auch im Olympiajahr gab es eine Reihe alarmierender Aktionen. Ein Kommando des Schwarzen September ermordete im Februar 1972 fünf Jordanier in Brühl bei Köln, weil sie angeblich Verräter waren. In Hamburg ging ein Sprengsatz in einer Fabrik hoch, die für Israel Relais produzierte. Am 25. Februar endete die Entführung eines Lufthansa-Jumbos mit der Zahlung von fünf Millionen Dollar Lösegeld.

Die Sicherheitsbehörden hatten die Gefahr eines Terroranschlags seitens palästinensischer und anderer Terrorgruppen durchaus im Blick. 1970 sah das Innenministerium in Bonn „Anhaltspunkte“ dafür, dass „extremistische Einzeltäter und Tätergruppen des In- und Auslandes“ versuchen könnten, die weltweite Aufmerksamkeit während der Spiele für „Störaktionen bis hin zu terroristischen Gewaltakten am Austragungsort“ zu nutzen.

Am 1. März 1972 schloss sich das Bayerische Landeskriminalamt dieser Beurteilung an: „Während der Olympischen Spiele bietet sich für politisch extreme Gruppen eine einmalige Gelegenheit, die Weltöffentlichkeit auf ihre Forderungen, Ziele und Ideen aufmerksam zu machen. Es sind deshalb auch terroristische Aktionen zu befürchten.“

Ein verhängnisvolles Konzept

Doch solche Erkenntnisse blieben ohne Folgen für das Sicherheitskonzept, das

Wichtige Figuren im Drama um die Münchner Geiselnahme

TÄTER



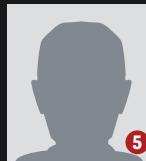
Issa **Tony** **Safadi**

Issa (1), der Mann mit dem weißen Hut, leitete die Geiselnahme. Er und Tony (2) hielten sich 1971 als PLO-Kämpfer in Beirut auf, wo sie Safadi (3) recruierten. Insgesamt bestand das Kommando aus acht Terroristen. Safadi, der im Kugelhagel von Fürstenfeldbrück fünf gefesselte Geiseln erschoss, und zwei weitere Palästinenser überlebten.

UMFELD/UNTERSTÜTZER



Abu Daud, alias Saad Walli. Der Drahtzieher des Anschlags hielt sich im Juli 1972 in Deutschland auf und wurde damals von dem Neonazi Willi Pohl (5) unterstützt.



Willi Pohl, damals Rechtsradikaler. Pohl hatte im Juli 1972 Kontakt zu Abu Daud (4). Sollte nach der Aktion auf einer Pressekonferenz in Wien eine Erklärung abgeben.



Abu Ijad, damaliger Chef des PLO-Geheimdienstes Rasd. Stellte die Geiselnahme im Nachhinein als sorgfältig geplante Aktion dar. Organisierte die Pressekonferenz in Wien, auf der Pohl (5) auftreten sollte.



Talal al-Mutlak, hochrangiger Fatah-Kommandeur. Issa (1) versuchte am Tag des Anschlags vergebens, Mutlak in Tunis zu erreichen, um Zustimmung für den von Genscher (9) angebotenen Geiseltausch zu bekommen.

POLITIK/OFFIZIELLE



Bruno Merk, CSU, bayerischer Innenminister. Leitete zusammen mit Genscher und Schreiber (9, 11) den Krisenstab. Bemängelte dessen chaotische Organisation.



Hans-Dietrich Genscher, FDP-Innenminister in der Regierung Willy Brandt. Verhandelte persönlich mit Issa (1) und bot sich, Merk und Schreiber (8, 11) als Austauschgeiseln an.



Georg Sieber, Polizeipsychologe, dessen Warnungen von Schreiber (11) in den Wind geschlagen wurden. Am Tag des Anschlags wurde er aus dem Krisenstab ausgeschlossen.



Manfred Schreiber, Münchner Polizeichef. Kanzelte Sieber (10) ab, der im Vorfeld der Spiele vor einer Geiselnahme durch Palästinenser gewarnt hatte.

Manfred Schreiber entworfen hatte, der selbstbewusste, joviale Münchner Polizeipräsident, der im Organisationskomitee der Spiele für Sicherheitsfragen verantwortlich war. Niemand verlangte, den nur zwei Meter hohen Maschendrahtzaun um das Olympische Dorf zu sichern, den jeder halbwegs sportliche Zeitgenosse leicht überwinden konnte. Niemand kam auf die Idee, strenge Zugangskontrollen durchzuführen. Niemand stellte Wachen vor das israelische Quartier.

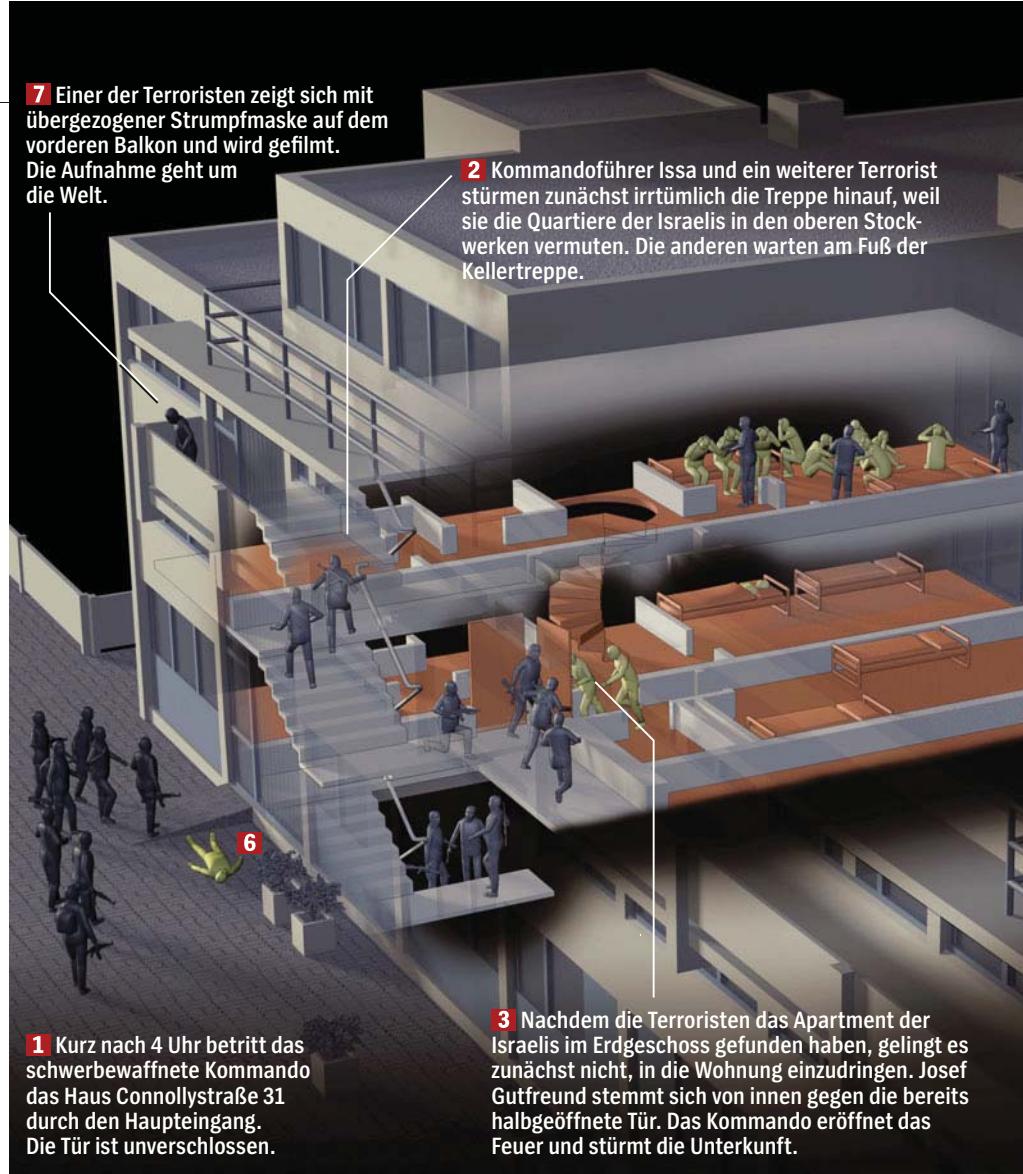
Denn Schreiber orientierte sich nicht an der neuen Herausforderung des internationalen Terrorismus, sondern war berauscht vom Erfolg der sogenannten Münchner Linie – seiner Linie. Die Polizei hatte mit einem weitgehenden Verzicht auf Zwangsmaßnahmen und mit psychologisch geschulten Beamten Sit-ins, Rockkonzerte und Massendemonstrationen in den Griff bekommen. Und war bundesweit für ihr zurückhaltendes Auftreten gelobt worden.

Der Polizeichef war ein Sozialdemokrat und enger Gefolgsmann des Münchner Oberbürgermeisters und späteren SPD-Vorsitzenden Hans-Jochen Vogel. Dessen größte Angst im Hinblick auf die Spiele bestand offenbar darin, dass eine deutliche Polizeipräsenz Erinnerungen an die Uniform-Olympiade der Nazis wachrufen könnte.

Denn noch immer lastete Hitlers Schatten auf dem seit 1969 sozial-liberal regierten Land. Vom Ostblock wurde die Bundesrepublik als Hort des Revanchismus gegeißelt. Die Studentenbewegung sah den Bonner Staat als kryptofaschistisches Gebilde, in dem ehemalige NSDAP-Mitglieder in höchste Ämter gekommen waren. Die Tatsache, dass mit Willy Brandt ein ehemaliger Hitler-Gegner regierte, hatte diese Sicht kaum ändern können.

Vor allem deshalb argumentierte Vogel, dass ein Einsatz staatlicher Zwangsmittel alte Vorurteile bestätigen und den Erfolg der Spiele gefährden könne. Nichts sollte an 1936 erinnern. Keine Mauern, keine Wachhunde, kein Stacheldraht. Weltoffen, heiter und bunt, das war die Devise. „Waffen, bei Gott, kommen überhaupt nicht in Frage, auch nicht andere Hilfsmittel wie Gummiknüppel“, so hatte es Schreiber schon 1970 via Münchner „Abendzeitung“ der Welt kundgetan.

Die rund 15 000 Mann der regulären Polizei standen überwiegend außerhalb des Geländes in Reserve. Im Olympiapark und im Olympischen Dorf hingegen sahen rund 2000 Männer und Frauen des Ordnungsdienstes nach dem Rechten: Angehörige des Bundesgrenzschutzes und anderer Polizeibehörden. Unbewaffnet, im hellblauen Anzug, den der französische Modedesigner André Courrèges entworfen hatte, sollten sie, wie Schreiber sagte, „möglichst schmissig mit Blazer und Hut oder so“ für Ordnung sorgen.



1 Kurz nach 4 Uhr betritt das schwerbewaffnete Kommando das Haus Connollystraße 31 durch den Haupteingang. Die Tür ist unverschlossen.

7 Einer der Terroristen zeigt sich mit übergezogener Strumpfmaske auf dem vorderen Balkon und wird gefilmt. Die Aufnahme geht um die Welt.

2 Kommandoführer Issa und ein weiterer Terrorist stürmen zunächst irrtümlich die Treppe hinauf, weil sie die Quartiere der Israelis in den oberen Stockwerken vermuten. Die anderen warten am Fuß der Kellertreppe.

3 Nachdem die Terroristen das Apartment der Israelis im Erdgeschoss gefunden haben, gelingt es zunächst nicht, in die Wohnung einzudringen. Josef Gutfreund stemmt sich von innen gegen die bereits halbgeöffnete Tür. Das Kommando eröffnet das Feuer und stürmt die Unterkunft.

Eine sympathische Herangehensweise. Aber bereits 1972 ziemlich weltfremd. Und vor den Olympischen Spielen geradezu grob fahrlässig.

Vergebliche Warnungen

Zu Schreibers Mitarbeitern zählte auch Georg Sieber, Leiter der „Studiengruppe für Politologie, Psychologie und Kommunikationsforschung“. Der heute 77-Jährige schulte den Olympiaordnungs-dienst und hatte dafür 26 mögliche Konfliktsituationen entworfen, im Polizeijargon „Lagen“ genannt. Die Szenarien orientierten sich an den Abläufen von Anschlägen vergangener Jahre. Diese mussten sich mindestens fünfmal – so oder so ähnlich – ereignet haben, um in Siebers Lagen-Sammlung aufgenommen zu werden.

Darunter auch Lage 21: der Angriff ei-nes palästinensischen Terrorkommandos auf das Olympische Dorf. Attentäter, die im Morgengrauen über den Zaun klettern und Geiseln nehmen, um „Gefangene im Austausch freizupressen“. Kompromissbereitschaft sei nicht zu erwarten: „Mit einer Aufgabe ist unter keinen Umständen zu rechnen.“

Schreiber habe, wie Sieber sich noch heute erinnert, seinen Lagen-Vortrag auf einer Sitzung im Februar 1972 nach wenigen Minuten unterbrochen und ihn mit zwei Sätzen abgekantelt: „Herr Kamerad, das steht jetzt hier nicht auf der Agenda. Das brauchen wir nicht.“

Im Mai war es Ernst-Thomas Strecker, der Sicherheitschef des Olympischen Dorfes, der in einer Besprechung noch einmal einen Vorstoß wagte, wie sich Zeitzeugen erinnern. Der Bundeswehr-offizier habe in Anwesenheit von Willi Daume, dem Präsidenten des Nationalen Olympischen Komitees, dafür plädiert, das Dorf stärker zu sichern. Daume antwortete: „Herr Strecker, wir sind hier nicht im KZ.“

27 Jahre nach dem Untergang des „Dritten Reichs“ sollte nichts an die braune Vergangenheit erinnern. Für den Imagegewinn der Deutschen zahlten die Israelis mit elf Toten. Allenfalls die Geheimdienste hätten die Verantwortlichen noch sensibilisieren können. Doch auch die versagten. Vom Bundesnachrichtendienst und vom Militärischen Abschirmdienst seien „im allgemeinen wenig verwertbare Erkenntnisse eingegangen“, ätzten im Nachhinein

5 Die Terroristen bringen die Bewohner der Maisonne-Wohnung und weitere Geiseln aus den angrenzenden Apartments in ihre Gewalt. Mosche Weinberg, Trainer der Ringer, versucht einem der Terroristen die Waffe zu entreißen und wird erschossen. Die Palästinenser legen seine Leiche vor die Eingangstür (6). Auch Gewichtheber Josef Romano versucht einen Gegenangriff und bezahlt mit seinem Leben: Er verblutet an einer Schusswunde. Die neun überlebenden Geiseln werden bis zum späten Abend in einem Raum im Obergeschoss gefangen gehalten.

DER SPIEGEL

4 Tuvia Sokolovski, Trainer der Gewichtheber, kann während des Tumults an der Eingangstür über die Gartenterrasse fliehen.

Mörderische Dilettanten

Überfall und Geiselnahme in der Connollystraße 31 durch ein Kommando des „Schwarzen September“

die bayerischen Verfassungsschützer, deren Bilanz genauso erbärmlich ausfiel. Sie hatten vor dem Anschlag keinen einzigen Palästinenser auf dem Radar.

Wie der langjährige Leiter des Hamburger Verfassungsschutzes, Hans Josef Horchem, später berichtete, operierten nur die Geheimdienste in West-Berlin und in der Hansestadt „im Bereich der Palästinenser“. Allerdings bekamen auch sie keinen Zugang ins Umfeld der Attentäter: Weder unter den Werbern noch unter den Agentenführern fand sich ein Geheimdienstler, der Arabisch sprach.

Dabei hatte das Bundesinnenministerium ein halbes Jahr vor den Spielen doch noch seine Sorge ausgedrückt: Die vorliegenden Erkenntnisse seien „sehr lückenhaft“ und bedürften einer „erheblichen Konkretisierung“. Das Bundesamt für Verfassungsschutz solle „die notwendigen Ermittlungen führen“.

Beinahe hätte dieser Weckruf noch gewirkt. Allein in den fünf Wochen vor dem Überfall auf die israelischen Sportler trafen 17 Hinweise auf „palästinensische Terrorplanungen“ beim BfV ein, sie stammten überwiegend von ausländischen Geheimdiensten.

Chronik des Attentats

5. September, ca. 4 Uhr

Acht Palästinenser der Terrororganisation „Schwarzer September“ dringen in das israelische Quartier ein, töten zwei Israelis und nehmen neun weitere als Geiseln. Ihre Forderung: die Freilassung von 200 palästinensischen Gefangenen.

ca. 11.15 Uhr

Der israelische Botschafter erklärt, dass seine Regierung nicht auf die Forderung eingehen werde.

ca. 13 Uhr

Innenminister Hans-Dietrich Genscher bietet sich als Austauschgeisel an.

ca. 17 Uhr

Die Terroristen verlangen, mit den Geiseln ausfliegen zu können.

ca. 22.30 Uhr

Zwei Hubschrauber landen mit Geiseln und Attentätern auf dem Militärflughafen Fürstenfeldbruck. Eine Boeing 727 steht bereit. Scharfschützen sind in Stellung. Nachdem zwei Terroristen das Flugzeug inspiert haben, eröffnen die Scharfschützen das Feuer.

ca. 22.50 bis 1.30 Uhr, 6. September

Feuergefecht zwischen Polizisten und Palästinensern. Ein Terrorist wirft eine Handgranate in einen der Heli. Alle neun Geiseln, fünf Attentäter und ein Polizist sterben durch Kugeln oder Granatsplitter.

Der Chef des damaligen deutschen Neonazis Willi Pohl hatte sich an die Polizei gewandt, weil sein Angestellter ihn bestohlen hatte. Den Ermittlern berichtete er, dass Pohl sich zum radikalen Flügel der PLO bekannte und sich mit einem Mann „arabischen Aussehens“ getroffen habe, der im Dortmunder Hotel Römischer Kaiser logierte.

Wie die Polizei herausfand, war dort ein gewisser „Saad Walli“ untergekommen. Saad Walli war der Deckname von Abu Daud, dem wichtigsten Hintermann des Münchner Terroranschlags. In den jetzt freigegebenen Unterlagen gibt es keinen Hinweis darauf, dass die von den Dortmunder Fahndern informierten Landeskriminalämter, das BKA oder das BfV etwas unternommen hätten, um den verdächtigen Walli zu finden. Und so konnte Abu Daud alias Saad Walli nach Aktenlage im Vorfeld des Anschlags unbekämpft im Münchner Eden Hotel Wolff wohnen, von dort mit seinen Kumpanen in Libyen und in Tunesien telefonieren und sich mit den Kommandomitgliedern treffen.

Die Sicherheitsbehörden registrierten nicht einmal, was in Zeitungen zu lesen war. So berichtete am 2. September 1972, drei Tage vor der Geiselnahme, die italienische Illustrierte „Gente“, der Schwarze September wolle den September 1972 durch Anschläge zum „Feuermonat“ machen. Geplant sei auch „eine aufsehenerregende Tat bei den Olympischen Spielen“. Erst zwei Tage nach dem Anschlag nahmen die Geheimen den Artikel zur Kenntnis, nach einem Hinweis der Hamburger Kripo.

Zerstörte Illusionen

Am Tag, als „Gente“ erschien, erreichte Safadi, der Terror-Novize aus dem Flüchtlingslager Schatila, die Olympiastadt. Er war, wie er später seinen Vernehmern erzählte, gegen sechs Uhr morgens mit dem Zug aus Belgrad gekommen. Ende August hatten Issa und Tony ihn nach Damaskus beordert. Dort erzählten sie ihm, es gebe „Arbeit“ für ihn in Deutschland. Safadi bekam ein Flugticket nach Belgrad und den Befehl, sich am 3. September um 18 Uhr an einer U-Bahn-Station in der Nähe des Olympiageländes einzufinden.

Die 36 Stunden bis zum Treffen verbummelte Safadi rund um den Bahnhof, auf sich allein gestellt und ohne Schlaf. Seine späteren Komplizen waren auf mehrere Hotels verteilt. Der ursprüngliche Plan, gemeinsam unterzukommen, war in der überfüllten Olympiastadt nicht realisierbar. Tony hatte sogar eine Anzeige in der „Süddeutschen Zeitung“ schalten müssen, um ein Zimmer zu finden: „Looking for living with family“.

Die Logisfrage blieb nicht die einzige, bei der das Terrorkommando dilettantisch agierte. Eine der Legenden, die sich seit Jahrzehnten halten, ist jene von der akribischen Planung des Anschlags. Issa und Tony hätten angeblich über Wochen

„undercover“ im Olympischen Dorf gearbeitet, um sich mit den Örtlichkeiten vertraut zu machen.

Abu Ijad, Chef des PLO-Geheimdienstes Rasd und einer der Drahtzieher des Schwarzen September, förderte diese Legende nach Kräften. In seiner 1978 erschienenen Autobiografie „My Home, My Land“ behauptet er sogar, Issa habe „das gesamte Dorf systematisch inspiert“ und Skizzen der Pavillons angefertigt; „insbesondere von jenem, der den Israelis zugewiesen war, mitsamt möglichen Fluchtwegen“.

Das Motiv einer solchen Desinformation liegt auf der Hand: Die Aktion in München war nicht, wie es im Nachhinein schien, der kühl kalkulierte Erfolg eines skrupellos-mörderischen Kommandos. In Wahrheit war sie das Desaster einer Chaostruppe, die im Moment der Niederlage von ihren Hintermännern im Stich gelassen und geopfert wurde.

Von Präzision, wie sie Abu Ijad beschreibt, findet sich in den Akten keine Spur. Im Gegenteil: Issa und ein weiteres Kommandomitglied liefen am frühen Morgen des 5. September zunächst an den Apartments der Israelis im Haus Connollystraße 31 vorbei. In einer der oberen Etagen trafen sie in einer Wohnung auf Sportler aus Hongkong. Zwei von ihnen blieben mehrere Stunden in der Gewalt der Palästinenser.

„Issa nahm nämlich an, dass die Israelis ganz oben wohnen würden“, gab Ibrahim Badran, einer der überlebenden Attentäter, nach seiner Festnahme zu Protokoll. Als Issa seinen Fehler bemerkte habe, sei er zu den im Keller wartenden Komplizen zurückgekehrt. Badran: „Nun ging Tony ins Erdgeschoss hinauf und las dort die Namensschilder an den Türen. Bei seiner Rückkehr in den Keller sagte er, er habe sieben Namen gelesen, von denen er annahme, dass es sich um Israelis handle.“

In der am 19. September 1972 veröffentlichten „Dokumentation der Bundesregierung und des Freistaats Bayern zum Überfall auf die israelische Olympiamannschaft“ fehlt jeder Hinweis auf die Panne. Stattdessen ist auch dort von der „Präzision“ die Rede, mit der die Attentäter „ihr Vorhaben ausgeführt“ hätten.

Erst im April 1974 stellte die Münchner Kripo in ihrer „Analytischen Auswertung“ des Terroranschlags fest: „Die Tatsache, dass die Terroristen bei dem Überfall zuerst ein Stockwerk zu hoch gingen, beweist, dass vor dem Angriff keine präzise Erkundung betrieben worden war. Außerdem war den Terroristen zunächst nicht bekannt, dass ein Teil der Mannschaft in einer anderen Wohnung untergebracht war.“ Doch davon erfuhr die Öffentlichkeit nichts.

Auch die Geiselnahme selbst lief schon zu Beginn aus dem Ruder. Denn Issa und seine Kumpane hatten keineswegs Nach-



Getarnte Polizisten im Olympischen Dorf, Unterhändler der Regierung mit Terrorist Issa (r.)*

schlüssel zum Apartment der Israelis, wie oft kolportiert wurde, sondern klingelten und klopften gegen 4.15 Uhr an der Tür. Dabei postierten sie sich so ungeschickt, dass Josef Gutfreund, der zaghaft öffnete, schon durch den Spalt die Waffen der Ein dringlinge sehen konnte.

Der 1,95 Meter große, bullige Ringkampf-Schiedsrichter warf sich mit aller Kraft gegen die Tür. „Gleichzeitig hatte der Israeli irgend etwas geschrien, worauf ein zweiter kam und ihm beim Zuhalten der Tür half“, wie Badran seinen Vernehmern erzählte. „Durch den Lärm waren auch unsere Kameraden aus dem Keller herausgekommen und versuchten, uns beim Aufdrücken der Tür zu helfen. Als es uns jetzt noch immer nicht gelang, die Tür zu öffnen, sagte Issa: ‚Schießen!‘ Es war ein Befehl.“

Ein Palästinenser feuerte durch den Spalt. Danach war die Tür frei, das Kommando stürmte die Unterkunft. Der Widerstand der Israelis war damit indes noch nicht gebrochen. Mosche Weinberg und Josef Romano versuchten später, den Terroristen die Waffen zu entreißen. Beide bezahlten dafür mit dem Leben.

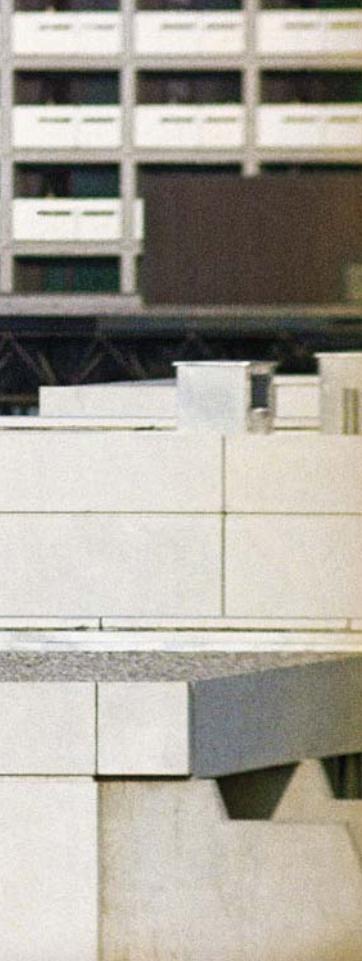
Auf Gegenwehr zu stoßen, damit hatten offenbar weder die Kommandomitglieder noch ihre Hintermänner gerechnet. Es sei ihr Auftrag gewesen, „die israelischen Sportler zu entführen, und zwar ohne Blutvergießen“, erklärte Safadi nach seiner Festnahme, „wir waren sicher, dass die Aktion gut verläuft“.

Anführer Tony muss dies ähnlich gesehen haben. Beim Auschecken aus dem Hotel bedrängte er die Tochter des Hoteliers, ihm ihre Privatadresse zu geben. Er wolle ihr Weihnachten eine Karte schicken. Als Polizisten später das Reisegepäck der Terroristen filzten, fanden sie weitere Indizien für den Optimismus der Palästinenser: ein „rot-braun-grün kariertes Damenkleid mit zwei aufgesetzten Taschen und seitlichem Reißverschluss“ – wohl als Mitbringsel gedacht – und einen „Prospekt für Ferienreisen in Spanien“.

Die Kommandoebene des Schwarzen September teilte offenbar die Illusionen ihrer Kämpfer. Schließlich hatte Abu Ijad alles in die Wege geleitet, um den sicher geglaubten Erfolg in Wien auf einer Pressekonferenz zu feiern. Der Neonazi Willi Pohl, der Abu Daud, den Drahtzieher des Anschlags, im Sommer quer durch Deutschland chauffiert hatte, sollte in der österreichischen Hauptstadt gemeinsam mit einem ehemaligen Gups-Funktionär und PLO-Geheimdienstmann um Verständnis für die Aktion werben.

„Ende August, Wochen nachdem ich im Nahen Osten abgetaucht war, wollte Abu Ijad von mir wissen, wie Westdeutschlands Bevölkerung auf eine spektakuläre Operation in ihrem Land reagieren.“

* Münchens Polizeichef Manfred Schreiber (2. v. l.), Bundesinnenminister Hans-Dietrich Genscher (3. v. l.), bayerischer Innenminister Bruno Merk (2. v. r.), 1972.



1700 Überwachende Verdunklung:
Terror: „Wir wollen aufgeklärt werden, wir sind einverstanden.“
2 Feuer bestätigen das am Fenster
Genscher, später auch wohl Tröger (Pün.)

Graphische Betriebe J. Eberl KG · Immenstadt · Sonthofen · München · Abteilung Kundenservice



Merk-Aufzeichnungen, Handgranaten des Terrorkommandos: „Schießen! Es war ein Befehl“

ren würde“, erinnert sich Pohl, der sich vor Jahrzehnten vom Terrorismus losgesagt hat und seitdem unter anderem Namen als Krimi-Autor arbeitet.

„Als ich fragte, ob sich die Aktion gegen Deutsche richten solle, schüttelte Abu Ijad den Kopf. Nimm an, ein Kommando besetzt ein Gebäude, in dem sich 20 Israelis befinden. Nimm weiter an, mit dieser Aktion sollen ungefähr 200 in Israel einsitzende Fedajin befreit werden. Und gehen wir davon aus, dass kein Blut fließen wird. Kann man dann damit rechnen, dass die westdeutsche Bevölkerung die Operation verstehen wird?“

Doch nun war Blut geflossen, gleich zu Beginn der Geiselnahme. Der Plan der Palästinenser, 200 Fedajin freizupressen und den Erfolg propagandistisch auszuschlachten, war früh gescheitert.

Der Dilettantismus der deutschen Behörden stand dem des Kommandos in nichts nach. Ab 8 Uhr morgens saßen der bayerische Innenminister Bruno Merk, Bundesinnenminister Genscher und Polizeichef Schreiber zusammen und dachten über „Schritte für eine gewaltlose Befreiung der Geiseln“ nach.

So steht es in der offiziellen Darstellung der Bundesregierung. Tatsächlich war konzentriertes Arbeiten im Krisenstab jedoch kaum möglich, wie aus handschriftlichen Aufzeichnungen Merks im Bayerischen Hauptstaatsarchiv hervorgeht: Mehrfach musste die Einsatzleitung umziehen, weil zu viele Personen in „die

bereits verstopften Zimmer“ des Verwaltungsgebäudes drängten.

Auch das Büro von Walther Tröger, dem Bürgermeister des Olympischen Dorfes, in das der Krisenstab zwischenzeitlich wechselte, habe bald schon „einem Bienenkorb“ geglichen, schrieb Merk. Der Polizeipsychologe Sieber erinnert sich ähnlich: „Das war alles völlig unkoordiniert. Jeder machte irgendetwas.“ Offenbar gab es nicht mal einen Alarmplan, der in nichtterroristischen Krisensituatoren geregelt hätte, wer wann für was zuständig war.

Schon früh war Sieber aufgefallen, dass sich ein Fernsehteam auf einem Gebäude gegenüber der Connollystraße 31 postierte. Eines jener Teams, deren Bilder später live übertragen wurden und so auch die Terroristen informierten, dass Polizeieinheiten rund um das Gebäude eine Befreiungsaktion vorbereiteten.

Sieber: „Da bin ich zu Schreiber und habe gesagt, das mit dem Fernsehteam gehe gar nicht. Das müssen wir unterbinden. Dann kam Schreibers Referent auf mich zu und sagte: ‚Herr Sieber, ich glaube, das hier ist nichts für Psychologen. Herr Dr. Schreiber bittet Sie, sofort den Raum zu verlassen.‘“

Um 11.15 Uhr meldete der israelische Botschafter, seine Regierung lehne eine Freilassung palästinensischer Gefangener kategorisch ab. Zu diesem Zeitpunkt war bereits das erste von den Terroristen gesetzte Ultimatum verstrichen, ohne dass

– wie angedroht – weitere Geiseln erschossen worden waren.

Mehrfach rief Issa vom israelischen Mannschaftsquartier aus Anschlüsse in Libyen und im Libanon an, um hohe PLO-Funktionäre ans Telefon zu bekommen; offenbar wollte er sich Rat holen und weitere Schritte abstimmen.

Gegen 13 Uhr bot Genscher sich selbst, seinen bayerischen Kollegen Merk und Polizeichef Schreiber als Austauschgeiseln an. Kommandoführer Issa verlängerte das dritte von insgesamt sechs Ultimaten, wählte die Nummer 27 62 77 in Tunis und fragte nach Major Talal.

Der Mann am anderen Ende der Leitung hieß zwar Talal, kannte aber keinen Major und beschied den Anrufer, er sei wohl falsch verbunden. Wie der Verfassungsschutz später in Erfahrung brachte, wollte Issa offenbar Talal al-Mutlak sprechen, einen hochrangigen Kommandeur der Fatah.

In den Memoiren des PLO-Geheimdienstchefs Abu Ijad erwächst aus dem ergebnislosen Tunis-Telefonat eine Schlüsselszene des Olympia-Anschlags. Genschers Angebot sei vielversprechend gewesen und habe allen Beteiligten den Vorteil geboten, ihr Gesicht zu wahren.

„Unglücklicherweise“ sei jener Kommandeur, den Issa sprechen wollte, wegen Visaproblemen am Flughafen festgehalten worden. Später habe Major Talal ihm erzählt, er hätte den vorgeschlagenen Deal „ohne Zögern als ehrenvollen Ausweg aus der Sackgasse akzeptiert“. Klingt plausibel, ist aber ebenso wahrscheinlich Propaganda wie Ijads Ausführungen über Issas angeblich so präzises Auskundschatzen des Olympischen Dorfes.

Denn nicht nur in Tunis geriet der Mann mit dem weißen Hut an die Falschen. Im Fatah-Büro der libyschen Hauptstadt Tripolis fand Issa keinen Ansprechpartner, ebenso wenig in Beirut und auch nicht im hessischen Langen. Dort wollte er Abdallah Frangi erreichen, den damaligen Gups-Funktionär und späteren PLO-Vorsteher in der Bundesrepublik.

Und Issa war nicht der Einzige, der an diesem Tag versuchte, Hilfe von der PLO-Führung zu bekommen. In Wien wartete Willi Pohl auf ein Signal für die Pressekonferenz. Welche Aktion er dort überhaupt erläutern sollte, so Pohl, sei ihm erst klargeworden, als er gegen Mittag die Kärntner Straße entlangschlenderte.

„Vor einem Fernsehgeschäft standen jede Menge Leute. Als ich denen über die Schultern schaute, sah ich diesen Issa auf dem Balkon und hörte, wie der österreichische Reporter mit einer geradezu hysterischen Stimme von diesem Anschlag berichtete. Da habe ich schlagartig begriffen, was los war.“

Die von Geheimdienstboss Abu Ijad geplante Pressekonferenz war durch die Morde in München obsolet geworden. Pohl

rannte in sein Hotel und telefonierte alle Nummern ab, die er vom PLO-Geheimdienst für Notfälle wie diesen erhalten hatte: „Da hob jemand ab und sagte: ‚Es gibt hier niemanden mit diesem Namen. Rufen Sie bitte nicht wieder an!‘ Bei der anderen Nummer genau das Gleiche. Es war eine Frau dran: ‚Nein, die Nummer stimmt nicht, da müssen Sie sich irren.‘ Ich bekam keinen Kontakt; nicht in Beirut, nicht in Tunis.“

Allem Anschein nach wollten die Kader des Schwarzen September und der Fatal mit der verunglückten Operation nichts mehr zu tun haben. Das Fußvolk des Terrors war nun auf sich allein gestellt.

Das muss auch den Anführern des Münchner Kommandos klargeworden sein. Kurz vor 17 Uhr forderten sie plötzlich, mit ihren Geiseln ausgeflogen zu werden. Wenig später durften Genscher und zwei Begleiter das Quartier der Israelis betreten, um die Geiseln zu fragen, ob sie einer Ausreise nach Ägypten zustimmten.

„In erkennbarer Todesangst“, wie es in einem Papier der Münchner Staatsanwaltschaft heißt, „bestätigten es die Geiseln als ihren Wunsch, nach Kairo ausgeflogen zu werden, mit der Begründung, dass sie keine große Hoffnung hätten, aus der gegenwärtigen Situation unverletzt befreit werden zu können.“ Was weder Genscher noch die Geiseln zu diesem Zeitpunkt wussten: Issas Forderung war eine aus der Verzweiflung geborene Idee, ohne Vorbereitung und ohne Chance auf Verwirklichung. Der ägyptische Premierminister ließ Bundeskanzler Brandt später am Telefon wissen, sein Land wolle „in die ganze Angelegenheit nicht verwickelt werden“.

Die deutschen Krisenmanager ließen Geiselnehmer und Geiseln dennoch in dem Glauben, sie würden nach Ägypten ausgeflogen – und bereiteten derweil eine Befreiungsaktion auf dem Militärflughafen Fürstenfeldbruck vor.

Fast scheint es, als habe Issa dies gespürt. Eine Kriminalhauptmeisterin, die den ganzen Tag lang wiederholt mit dem Palästinenser verhandelt hatte, letztmalig gegen 19 Uhr, gab der Staatsanwaltschaft zu Protokoll: „Er sagte zu mir, dass er den Leuten nicht so richtig traue und dass sie möglicherweise mit ihm spielen. Er war so pessimistisch, dass er mit mir eine

Wette eingehen wollte. Und zwar sagte er, sein Leben gegen 20 Mark, wenn heute nicht doch noch etwas passieren würde. Ich versuchte, ihn immer wieder zu beruhigen, und erklärte ihm, dass ein Minister mit Sicherheit sein Wort halten und alles in Ordnung gehen würde.“

Doch es lief alles schief. Der Versuch, die Geiseln gewaltsam zu befreien, endete in einer Katastrophe.

Mit zwei Hubschraubern waren Geiselnnehmer und Geiseln nach Fürstenfeldbruck geflogen. Dort wartete eine Lufthansa-Maschine, angeblich startbereit für den Trip nach Kairo. Schreiber wollte die Attentäter in das Flugzeug locken, als Besatzungsmitglieder verkleidete Polizisten sollten die Palästinenser dann überwältigen. Doch kurz bevor es losgehen sollte, bekamen die Einsatzkräfte Angst. Sie baten um Erlaubnis, abhauen zu dürfen – und erhielten sie auch. Als Issa und Tony die Lufthansa-Maschine inspizierten, fanden sie diese leer vor.

Die beiden Kommandoführer ließen über die Rollbahn zu den rund einhundert Meter entfernt parkenden Hubschraubern, wo sich ihre Komplizen mit den Geiseln befanden. In diesem Augenblick eröffneten Scharfschützen das Feuer.

Fast zweieinhalb Stunden dauerte das Gefecht. Am Ende waren alle neun Geiseln, fünf Terroristen und ein Polizist tot.

Mehrmals wurde behauptet, ein Grund des Fiaskos sei gewesen, dass man die Zahl der Terroristen unterschätzt habe. Die Einsatzleitung sei von fünf Palästinensern ausgegangen und habe deshalb nur fünf Scharfschützen postiert, die schließlich acht Geiselnehmern gegenübergestanden hätten.

In den jetzt freigegebenen Akten liest sich das anders: Der Einsatzleiter habe angenommen, so die Staatsanwaltschaft, dass sich die Terroristen „höchstens zu viert“ zeigen würden, weshalb er die Zahl der Schützen habe „überschaubar“ halten wollen. Eine ähnliche Argumentation findet sich in den handschriftlichen Aufzeichnungen des bayerischen Innenministers Merk: „Zahl der Scharfschützen: Nicht zuviele! Keine Steuerung mehr!“

Doch die Vorstellung, weniger Schützen seien leichter zu koordinieren, war nicht nur Unsinn, sondern verstieß auch gegen damals geltende Polizeistandards. Denen zufolge hätten je zwei Scharfschützen für ein Ziel zur Verfügung stehen müssen. 16 Schützen für 8 Terroristen.

Die standen – zumindest theoretisch – auch bereit: Doch neun Scharfschützen waren, so die Staatsanwaltschaft, im Olympischen Dorf geblieben. Zwei weitere Beamte, „die als Scharfschützen ausgebildet“ waren, hatten „weder ihre FN-Gewehre noch die Zielfernrohre dabei“, wie Polizeihauptmeister B. wenige Stunden vor der missglückten Befreiungsaktion in einer „Aktennotiz“ mit Durchschlag festhielt.

Als das Palästinenserkommando mit seinen Geiseln gegen 22.35 Uhr in zwei Hubschraubern des Bundesgrenzschutzes in Fürstenfeldbruck landete, war die Katastrophe programmiert. In einem Papier aus dem Februar 1973 hält die Münchner Staatsanwaltschaft fest, zum Zeitpunkt des Feuerbefehls hätten sich „sechs der acht Terroristen außerhalb der Hubschrauber“ befunden – einer mehr als Scharfschützen im Einsatz waren.

Vier Monate zuvor hatten die Autoren der offiziellen Regierungsdokumentation noch behauptet, nur vier der acht Palästinenser seien im Schussfeld der Polizei gewesen. „Bei der Präzision, mit der die Attentä-



Zerstörte Hubschrauber in Fürstenfeldbruck: Es lief alles schief

Bundeskanzleramt

Geheim
- amtlich geschäftsmäßig -

Akteninhaltsverzeichnis

zu 211 00 (33) Bd I betr.: Sicherheitsvorkehrungen im Anschluß an das Attentat auf die israelische Olympiamannschaft in München am 5./6.9.72

Vertreter des AA von Welck : Gegenseitige Beschuldigungen müssen vermieden werden (weder Schuld des Föderalismus noch eines eigenständigen Ressortdenkmals). Auch keine Selbstkritik. Keine Strafaktionen oder Repressalien gegen Araber. Nicht alle arabischen Staaten über "einen Kamm scheren".

Vorlage für Kabinettsitzung am 7. September 1972



ROBERT HETZ / ULLSTEIN BILD

Trauerfeier für die Ermordeten am 6. September 1972 im Münchener Olympiastadion: Keine Beschuldigungen, keine Selbstkritik

ter bis dahin ihr Vorhaben ausgeführt hatten, hätte nicht die geringste Chance bestanden, dass sich diese Zahl noch erhöhen würde.“ Daher sei der Zeitpunkt der Feuereröffnung „der einzige richtige und mögliche“ gewesen.

Es war der falsche.

Die Polizei hatte zwei Palästinenser schlicht übersehen. Einer war der Schmalspur-Gueriller Mohammed al-Safadi. Er hatte in dieser Nacht seine Feuertaufe – und wurde zum Mörder. Während die Scharfschützen und seine Komplizen sich einen erbitterten Schusswechsel lieferten, feuerte er mit seiner Kalaschnikow auf fünf Geiseln, die gefesselt in einem der Hubschrauber saßen. Kugel um Kugel, bis sich keiner mehr rührte.

Das Schweige-Kartell

Zwei Tage später, am 7. September, einen Tag nach der Trauerfeier für die Opfer, traf sich das Bundeskabinett zu einer Sondersitzung. Auf dem Tisch lag eine Sammlung von Vorschlägen aus Ministerien und anderen Behörden über „kurzfristige und längerfristige Maßnahmen“ zur Bekämpfung des Terrorismus.

Ein Vertreter des Bundespressseamts warnte darin unter anderem „vor dem all-

gemein gehaltenen Begriff ‚die Araber‘“, man müsse da differenzieren. Außerdem regte er an, die Familien der Ermordeten zu unterstützen. Eine Möglichkeit sei dabei die Gründung einer Stiftung, eben „positive Maßnahmen, die vor der Öffentlichkeit ‚verkauft‘ werden können“. Ein Vertreter des Auswärtigen Amtes gab schließlich jene Linie vor, die fortan die Maxime der Regierungen in Bonn und München sein sollte: „Gegenseitige Beschuldigungen müssen vermieden werden. Auch keine Selbstkritik.“

Innenminister Genscher wahrte Kabinettsdisziplin. Am 19. September 1972 schrieb er an „Herrn Abteilungsleiter ÖS (Öffentliche Sicherheit –Red.) im Hause“ einen Brief: „Die Olympischen Spiele sind zu Ende. Trotz der tragischen Ereignisse vom 5. September bleibt die Gewissheit, dass unsere gemeinsamen Anstrengungen für die Völkerverständigung nicht umsonst gewesen sind. Dieser Erfolg ist nicht zuletzt den Bediensteten Ihrer Abteilung zu verdanken, die durch ihren tatkräftigen Einsatz zu dem Gelingen der Spiele beigetragen haben.“

Auch die bayerische Polizei schritt kurz vor Ende der Spiele noch einmal entschlossen zur Tat: Ein Kriminaloberkom-

missar erschien im Hause des Polizeipsychologen Sieber und beschlagnahmte dessen 26 Krisenszenarien.

Als das Bayerische Landesamt für Verfassungsschutz nach dem Material fragte, brauchte Kriminalamtsrat Hörtreiter geschlagene zwei Wochen, ehe er „I. A.“ – im Auftrag – antwortete: „Es ist zwar richtig, dass von Herrn Sieber im Rahmen der Vorbereitungsseminare und Besprechungen Thesen und Hypothesen verschiedenster Art aufgezeigt worden sind und mit den Beteiligten auch besprochen wurden. Schriftliche Unterlagen darüber sind jedoch beim Polizeipräsidium München nicht vorhanden.“ Sie sind bis heute unauffindbar.

Am 25. September übergaben Genscher und sein Kollege Merk dem Bundespräsidenten Gustav Heinemann die offizielle Dokumentation beider Regierungen zum Terroranschlag von München. Im Licht der jetzt zugänglichen Akten eine Sammlung von Halbwahrheiten, Beschönigungen und Desinformationen, mit der das wahre Ausmaß des Versagens der Deutschen vertuscht wurde.

Doch Heinemann hatte gute Nachrichten für seine Gäste. Er hätte „auch ohne gesetzliche Grundlage“ eine eigene Un-

tersuchungskommission einsetzen können. „Das Thema sei aber erledigt“, wie in einem Vermerk aus dem persönlichen Büro des Bundespräsidenten zu lesen ist.

Merk ging auf seine Art in die Offensive: Er beschwerte sich über die Kritik am Polizeieinsatz, die er als „teilweise ungerecht“ empfand. Die Bevölkerung „sei durch James-Bond-Filme daran gewöhnt, dass ‘unfehlbare’ Polizisten mit den schwierigsten Situationen leicht fertig würden“. Dass gegen Polizeipräsident Schreiber und seinen Einsatzleiter ein Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts der fahrlässigen Tötung anhängig war, ließen Merk und Genscher unerwähnt. Auch in der Dokumentation fand sich dazu keine Zeile.

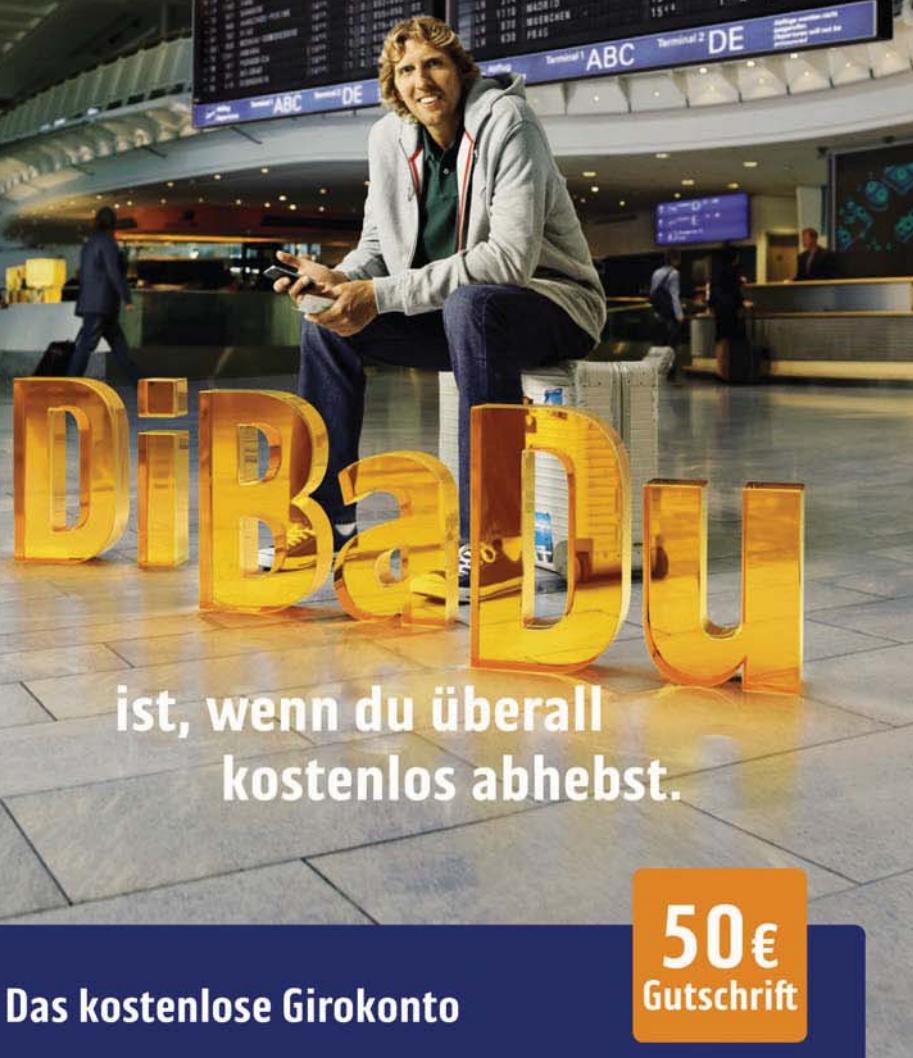
Erstaunliche zwei Seiten aber war den Autoren die angebliche Mitverantwortung der Israelis für den Tod ihrer Sportler wert. Kern der Argumentation: Das deutsche Sicherheitskonzept sei den Israelis bis ins Detail vorgestellt worden. Einwände, gleich welcher Art, habe es nicht gegeben. Das ist nur bedingt richtig. Delegationschef Schmuel Lalkin hatte nach einer Visite, wenige Wochen vor den Spielen, Sicherheitsbedenken geäußert – gegenüber israelischen Behörden.

Doch beim Inlandsgeheimdienst Schabak fühlte sich niemand zuständig. Die für Sport verantwortlichen Beamten des Erziehungsministeriums reichten die Angelegenheit an das Außenministerium weiter, das den Sicherheitsbeauftragten der israelischen Botschaft in Bonn in die Olympiastadt schickte.

Als der Diplomat im August in München mit der Polizei die für die israelischen Sportler vorgesehenen Unterkünfte inspizierte, vermittelten ihm die Deutschen offenbar den Eindruck, das Olympische Dorf werde während der Spiele hermetisch abgeriegelt. So meldete es der Botschaftsmann weiter.

Die Ermittlungen gegen Polizeichef Schreiber und seinen Einsatzleiter endeten mit einer Einstellungsverfügung. Am 5. Februar 1973 schrieb Oberstaatsanwalt Otto Heindl, die Beschuldigten seien für den Tod von 17 Menschen nicht „in strafrechtlich vorwerfbarer Weise verantwortlich“. Auch „die Polizei eines anderen Staates“ hätte „den durch die Terroristen unmittelbar bedrohten Geiseln kein größeres Maß an Sicherheit gewährleisten können als die deutsche Polizei“.

FELIX BOHR, AXEL FROHN, GUNTHER LATZCH,
CONNIE NEUMANN, KLAUS WIEGREFE



Das kostenlose Girokonto

50€
Gutschrift

- Kostenlos Geld abheben, Deutschland- und Euroweit – an allen Automaten mit VISA Zeichen
- Kostenlose Kontoführung
- Kostenlose girocard und VISA Card
- Bei Kontoeröffnung bis 30.09.2012: Einmalig 50 € Gutschrift bei monatlichen Gehaltseingängen ab 1.000 €

www.ing-diba.de

069/50 60 30 45



Über 7 Mio. Kunden sind bereits überzeugt!

ING DiBa
Die Bank und Du



Video:
Ein Überlebender des Anschlags erzählt

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. spiegel.de/app302012muennen



RALF ROEGER / DPA

Verteidiger Birkenstock, Jürgen Laps, Angeklagte von den Hoff: „Ich wusste, dass diese Dosis viel zu hoch für ihn war“

STRAFJUSTIZ

Wenn sie gleich geredet hätte

Ein spätes Geständnis ist immer ein Risiko. Im Fall der jungen Ärztin, die ihren 50 Jahre älteren Mann getötet hat, verhängten die Richter Lebenslang. Von Gisela Friedrichsen

Jetzt war sie es also doch!“ Mit diesen Worten begann die Staatsanwältin triumphierend ihren Schlussvortrag. Denn Mord war angeklagt, und die Staatsanwaltschaft wollte wenigstens in dieser Hinsicht recht behalten. Endlich ein Geständnis, Welch ein Erfolg.

Sonst wäre es schwieriger gewesen, die heute 36 Jahre alte Narkoseärztin Dr. Lydia von den Hoff aus Aachen als Mörderin ihres 50 Jahre älteren Ehemannes Hermann zu überführen, der in der Nacht zum 19. Februar 2011 im Alter von 85 Jahren gestorben war. Da gab es nämlich zunächst nicht viel mehr als das platte Klischee von der Frau, die sich, des alten Mannes überdrüssig, seiner offenbar entledigt hatte. Als Ärztin standen ihr ja die Mittel zur Verfügung (SPIEGEL 6/2012).

Verteidiger Reinhard Birkenstock hatte Zweifel über Zweifel genährt und andere, theoretisch ebenfalls denkbare Tatvarianten zur Diskussion gestellt: vom Tod durch Altersschwäche über unabsichtlich falsche Medikamenteneinnahme bis hin zum absichtlichen Selbstmord eines resignierten, das Verlassenwerden fürchten den Greises. Das ist die Aufgabe eines Verteidigers, vor allem, wenn Gutachter zwar eine tödliche Überdosis Morphin im Blut des Toten feststellen, nicht aber be-

antworten können, wer ihm diese verabreicht hat. Lydia? Oder war er es selbst gewesen? Und warum? Es blieb offen.

Seit ihrer Festnahme im Juli vorigen Jahres hatte Lydia von den Hoff eisern geschwiegen. Kein Wort gegenüber der Polizei, kein Wort in der Hauptverhandlung, die am 7. Dezember vergangenen Jahres vor der 1. Schwurgerichtskammer des Landgerichts Aachen begann. Zeugen sagten aus, Sachverständige wurden gehört. Die Angeklagte schwieg. Der Vorsitzende Gerd Nohl plagte sich, denn er gilt als ein Mann, der sich von der einmal gefassten Überzeugung, es mit Mord zu tun zu haben, nicht ohne weiteres abbringen lässt. „Wenn man mehr von der Biografie der Angeklagten gewusst hätte“, sagt Birkenstock, „hätte man anders verteidigen können.“ Doch von einem Geständnis war erst einmal nicht die Rede.

Das erste Mal wurde am 31. Januar, dem siebten Hauptverhandlungstag, plädiert. Lydia von den Hoff schwieg. Sie schwieg sogar, als ihr das letzte Wort erteilt wurde. Auf Hilfsbeweisanträge der Verteidigung hin trat das Gericht wieder in die Beweisaufnahme ein. Weitere Sachverständige wurden geladen. Dann sollte am 19. März plädiert werden. Auch dieser Termin verstrich, weil die psychiatrische

Gutachterin neue Details aus dem Leben der Angeklagten, die weiter schwieg, bewerten musste. Zweifel blieben.

Am 30. April dann gab die Angeklagte zu, ihren Mann getötet zu haben. Pure Strategie, räsonierte die Staatsanwältin, die Angeklagte habe eben bemerkt, wo hin die Reise ging. Dieses Argument wird gern angeführt, wenn Angeklagte erst einmal schweigen, entweder auf Rat ihres Verteidigers – oder weil ihnen das Eingeständnis, schweres Unrecht begangen zu haben, nicht über die Lippen kommen mag. Es gibt viele Gründe, erst nichts und dann doch etwas zu sagen. Von einer intelligenten Angeklagten ist überdies zu vermuten, dass sie sich schon eigene Gedanken über die Lage gemacht hat.

Richter haben späte Geständnisse nicht gern, zumal, wenn sie ein Fall so beschäftigt wie der zunächst unklare Mordvorwurf gegen die Narkoseärztin. Das späte Geständnis ist für Angeklagte ein Risiko. Wird man ihnen ihre Reue noch glauben? Oder nur taktisches Verhalten unterstellen? Verteidiger Birkenstock wies das Gericht ausdrücklich auf den weiten Weg hin, den die Angeklagte zurückgelegt habe – vom Straßenstrich bis zur promovierten Ärztin und vom Schweigen bis zur Abgabe des Geständnisses. Das Gericht habe sich trotzdem genauso gefühlt, antwortete der Vorsitzende Nohl.

Hätte sie nicht eher reden und dem Gericht damit einiges ersparen können? „Wenn sie gleich nach der Festnahme gesagt hätte, was an jenem Abend passiert war, und wenn sie es so geschildert hätte wie am Ende der Hauptverhandlung, wäre sie vermutlich mit einer Verurteilung wegen Totschlags im minder schweren Fall davongekommen.“ Verteidiger Birkenstock ist sich da ziemlich sicher. Doch

die Nohl-Kammer verhängte nun Lebenslang, wenn auch nicht in der schärfsten Form. Gäbe es im Gesetz den minder schweren Fall von Mord, Lydia von den Hoff hätte davon wohl profitiert.

Von ihr aber freimütiges Plaudern über ihr Leben zu erwarten, geht fehl. Die Psychiaterin, Hausschreiberin der Staatsanwaltschaft, tat die Biografie der Angeklagten mit den Worten „broken home“ ab. Vom Üblichen jedoch weicht dieses Leben denn doch erheblich ab.

Lydia von den Hoff wuchs phasenweise in einem fanatischen Milieu der Zeugen Jehovas auf. Sie war noch nicht einmal drei Jahre alt, als ihre Eltern sich scheiden ließen; beide heirateten später neue Partner. Erst lebte Lydia bei der strengen Mutter, die aus finanziellen Gründen fast jedes Jahr in eine andere Stadt umzog und das Mädchen in den Kindergarten oder zu wechselnden Tagesmüttern schob. In der Schulzeit setzte sich dies fort. „Ich habe sehr darunter gelitten, weil ich keine Freunde hatte und nirgends dazugehörte“, sagt sie.

Zwei Halbgeschwister wurden geboren, um die sich Lydia zu kümmern hatte. Tat sie nicht wie geheißen, setzte es Strafen und Züchtigungen. „Meine Mutter ist kein schlechter Mensch“, Lydia von den Hoff kamen an dieser Stelle ihrer Lebensbeichte die Tränen, „aber es war damals alles zu viel für sie.“

Im Alter von etwa zwölf Jahren flüchtete sich das Mädchen zum Vater und dessen neuer Frau, auch einer eifernden Anhängerin der Zeugen Jehovas. Doch da war ein Stiefbruder, Ende zwanzig, der sich an das eingeschüchterte und unwissende Kind herangemacht habe. Wem hätte sich das verstörte Mädchen in diesem Milieu anvertrauen sollen? Der junge Mann soll das Kind auch nackt fotografiert und missbraucht haben. „Ich schämte mich sehr“, sagt sie.

Broken home? Was sie über diese jungen Jahre eines intelligenten, empfindsamen Kindes erzählte, das zerrieben und zerstört wurde von Erwachsenen, die heute als Zeugen vor Gericht zugeben müssen, fast nichts zu wissen vom Leben ihrer Tochter – das war unerträglich. Ja, da seien halt die Drogen gewesen, sagte die Mutter zögernd, dagegen könne man ja nichts machen. Und falsche Freunde eben. Und sonst? Keine Ahnung. Wo die Tochter denn damals gelebt habe, fragten die Richter. Die Eltern konnten – oder wollten – sich nicht erinnern. Auf der Straße hatte sie nämlich gelebt, auf dem Strich, in der Drogenszene. Die Männer seien über sie hergefallen „wie die Wölfe“, sagt sie

heute. Sie habe sich nur noch als ein Stück Fleisch empfunden. „Wenn man das erlebt hat, stirbt man innerlich.“

Was sollte aus dieser Jugendlichen von damals werden, die von Liebe nichts wusste und nur lernte, wie sich Sex zu Geld machen lässt? Als sie dem Freier Hermann von den Hoff begegnete, der ihr Kokain gegen Sex gab, der ihr ein Dach über dem Kopf bot gegen Sex, der ihr Tabletten gab gegen Sex, der ihr später helfen sollte, den Hauptschulabschluss, das Abitur und das Medizinstudium zu meistern gegen allabendliche sexuelle Befriedigung, da war sie schon abgrundtief verdorben.

Anfang 2010 heirateten die beiden. Sie kannten sich nun schon bald 18 Jahre lang. Zerwürfnisse blieben nicht aus: hier Lydia, mit dem Studium nun fertig und an der Schwelle des Berufslebens – dort der alte Mann, der die Zukunft hinter sich hatte und die Frau wie ein Stück Besitz für sich haben wollte. Sie strebte in die Freiheit, empfand zugleich aber Dank-

barkeit gegenüber dem Mann. Außerdem habe sie nie zuvor eine ernsthafte Beziehung zu einem anderen Mann gehabt.

Hätte sie nicht einfach gehen können? An die Uni-Klinik Ulm etwa, wo sie eine Anstellung gefunden hatte und in der Nähe einen 30 Jahre älteren, fürsorglichen Liebhaber? Sie habe Hermann nicht verlassen wollen und weiterhin Tabletten genommen, sagte sie, um den Ehealltag in einer Art Rauschzustand zu ertragen. Sie besorgte sich Morphin, fragte eine Anwältin, ob sie in ein Frauenhaus ziehen solle. Der Ehemann sperrte indessen das gemeinsame Konto und schloss ihr Fahrrad weg.

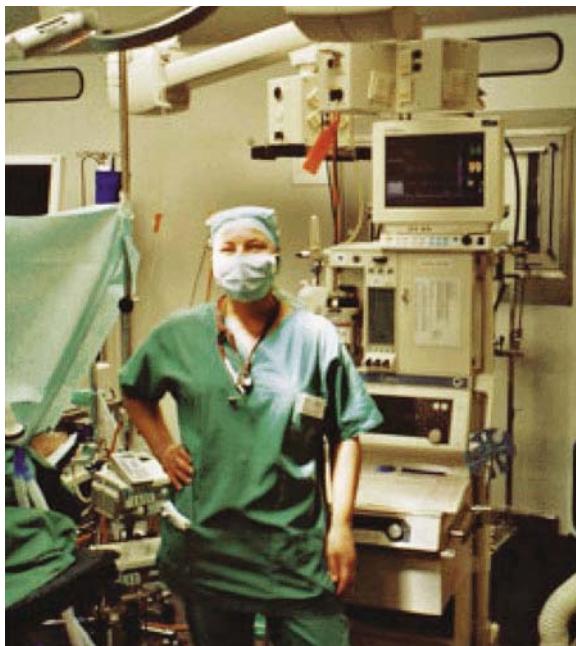
Am Abend des 18. Februar, so ihre Darstellung, muss die Situation entgleist sein. Streit, Alkohol, Hermann habe sie ins Gesicht geschlagen und geschrien, sie sei „wieder eine drogenabhängige Straßenutte, die zu den Pennern gehört“. Sie solle doch zurück zu ihren Freiern gehen. Er habe genügend Beweise, um sie wieder in die Gosse zu schicken. Er werde dafür sorgen, dass ihr die Approbation entzogen werde.

„Ich nahm eine Spritze und rannte ins Wohnzimmer und schrie ihn an. Ich war wie von Sinnen. Er schrie mich an, was ich kleine Straßenutte mit der Spritze wolle. Da stieß ich ihn irgendwie auf die Couch, er hatte nur seine Unterhose an, und rammte ihm die Spritze in den Oberschenkel und drückte ab. Ich wusste, dass diese Dosis viel zu hoch für ihn war.“

War das nun eine „theatralische Darstellung“ einer manipulativen Frau, wie die Psychiaterin meinte? War es Totschlag in einem minder schweren Fall wegen einer Kränkung, die sie schlummer nicht hätte treffen können? Oder doch Mord? Das Gericht folgte zwar Lydia von den Hoff's Darstellung des Tatverlaufs, aber nicht der ihrer Empfindungen. Die Angeklagte habe „für einige Sekunden falsch entschieden“, sagte der Vorsitzende Nohl. Sie habe „in wenigen Sekunden nicht nur das Leben ihres Mannes, sondern auch all das, was sie sich bis dahin in anerkennenswerter Weise erarbeitet“ habe, zerstört. Aber sie habe eben auch die Arg- und Wehrlosigkeit des Mannes ausgenutzt, also heimtückisch gehandelt.

Immerhin unterstellte das Gericht ihr nicht kaltes, planvolles Handeln. Das sei der Mandantin sehr wichtig, sagt Birkenstock. Auch sei sie erleichtert, dass die Richter nicht die besondere Schwere der Schuld erkannten. So müsse sie wenigstens nicht endlos lange verbüßen.

Sollte das Urteil rechtskräftig werden, wird Lydia von den Hoff das Gefängnis etwa als 50-Jährige verlassen. Als Ärztin wird sie nie mehr arbeiten dürfen. ♦



Narkoseärztin von den Hoff*: Heimtückisch gehandelt



Ehepaar von den Hoff*: Für Sekunden falsch entschieden

* Oben: um 2010; unten: 2010.

„Schlammcatchen mit Schwein“

Der Berliner Pirat Alexander Morlang über die Machtübernahme der Nerds, seine einsame Jugend als Computerfreak und die Frage, ob virtuellem Sex die Zukunft gehört



SPIEGEL: Herr Morlang, empfinden Sie es als Beleidigung, wenn man Sie als Nerd bezeichnet?

Morlang: Nö, ich bin ein Nerd. Es gibt Leute, für die sind Nerds Freaks, arme Würstchen. Aber diesen Leuten mangelt es an Verständnis.

SPIEGEL: In Ihren Worten: Was macht den Nerd aus?

Morlang: Die meisten Menschen sind damit zufrieden, wenn etwas funktioniert. Der Nerd will wissen, warum es funktioniert, und er will es ständig optimieren. Es tut mir weh, wenn ich sehe, dass Leute etwas benutzen, den Computer zum Beispiel, ohne es richtig zu können.

SPIEGEL: Warum interessiert sich ein Nerd wie Sie für Politik?

Morlang: Weil die Politik sich daranmacht, meinen Lebensraum zu zerstören. Sie hat angefangen, komische Urteile und komische Gesetze für das Internet zu machen. Denken Sie an die WLAN-Störerhaftung! Warum sollen Leute plötzlich dafür bestraft werden können, wenn sie ihren Internetanschluss für andere Nutzer freigeben? Oder den Hacker-Paragrafen! Ich habe lange als Systemadministrator, als Admin, gearbeitet. Mit dem Hacker-Paragrafen aber kann man jeden Admin in U-Haft bringen – aufgrund seiner normalen Arbeitswerkzeuge. Das fand ich überhaupt nicht witzig.

SPIEGEL: Da dachten Sie: Jetzt muss ich Politiker werden?

Morlang: Mir wurde klar: Es genügt nicht, nur von außen auf die Politik einzuwirken. Wenn 30000 Leute auf der Straße für Freiheit im Netz protestieren, beeindruckt das keinen Politiker. Wenn du Sachverständige in die politischen Ausschüsse schickst, interessiert das auch keinen. Erst einem Mandatsträger hören sie zu. Politik ist wie Schlammcatchen mit einem Schwein: Du wirst dreckig, und dem Schwein macht es Spaß. Aber die Wahlergebnisse für die Piraten, die tun den anderen Politikern weh. Jetzt endlich verändert sich etwas.

SPIEGEL: Wann haben Sie zum ersten Mal bemerkt, dass Sie anders sind, dass Sie ein Nerd sind?

Morlang: Mit 13 etwa. Während die anderen Teenager mit ihrem C64-Homecomputer spielten, habe ich ihn programmiert.

SPIEGEL: Wir fanden den C64 auch gut, wegen „Summer Games“ und „Winter Games“.

Morlang: Stumpfsinnige Spiele, man musste einfach den Joystick schnell hin und her bewegen. Ein Bekannter von mir, auch ein Nerd, hat einfach die Autofeuерfunktion auf die Rechts-links-Steuerung geschaltet, einen Drehregler für die Geschwindigkeit rangehangt und konnte so

Ein Leben für den Rechner

Lange war „Nerd“ die wenig schmeichelhafte Bezeichnung für kontaktgestörte Computerfreaks. Nerds, das waren bleiche Gestalten, die mit einer Hand Befehle in ihren Rechner eingaben und mit der anderen nach einem Stück Pizza griffen. Mit dem Erstarken der Piratenpartei traten die Nerds in das Licht der Öffentlichkeit, so auch Alexander Morlang, 37. Schon während seiner Schulzeit brachte sich Morlang die Programmiersprachen Basic und Assembler bei, nach dem Realschulabschluss arbeitete er als Systemadministrator. Morlang ist Mitglied der Hackervereinigung Chaos Computer Club und engagierte sich als sogenannter Freifunker für kostenlose Internetzugänge. Seit Herbst 2011 sitzt er für die Piraten im Berliner Abgeordnetenhaus.

allen Mitspielern davonlaufen. Der typisch nerdische Ansatz also: verstehen, wie es funktioniert, und dann optimieren.

SPIEGEL: Computerspiele haben Sie nie interessiert?

Morlang: Null. Ich habe mir stattdessen ein Buch über Maschinensprache gewünscht. Irgendwann merkte ich dann, dass es ziemlich schwierig ist, Gesprächspartner zu finden.

SPIEGEL: Wir haben mit 14 Fußball gespielt und fingen an, uns für Mädchen zu interessieren. Was hat Sie so am Computer fasziniert?

Morlang: Der Computer hat mir Erfolgs erlebnisse beschert, außerdem erspart er zunächst mal diese anstrengende zwischenmenschliche Interaktion. Es gab für mich nichts Schöneres, als allein zu sein mit der Technik.

SPIEGEL: Was ist so anstrengend an der „zwischenmenschlichen Interaktion“?

Morlang: Alles: Menschen, die komische Dinge erzählen, die völlig uninteressant sind. Menschen, die sich mit Fußball beschäftigen oder sogar selbst Fußball spielen. Menschen, die in einer komischen Welt leben, in der völliger Unsinn wichtig ist.

SPIEGEL: Flirten war demnach auch völlig überflüssig?

Morlang: Ja, natürlich. Man konnte sich mit den Mädels ja nicht über Computer



HERMANN BREDEFORST / POLARIS / LUF

Computerhacker in Berlin*: „Wir wären gern unter uns geblieben“

unterhalten. Heute gibt es zum Glück viele Nerdinen, damals aber gab es keine Mädchen mit Computern.

SPIEGEL: Waren Sie nicht einsam als Jugendlicher?

Morlang: Meistens schon. Irgendwann habe ich dann andere Nerds und Freaks getroffen. Da konnte man sich austauschen, es gab ein System gegenseitiger Anerkennung. Mein liebster Partner aber war der Computer, niemand kann dir ein positiveres Feedback geben. Ich schreibe etwas, und es funktioniert – das ist phantastisch. Die Maschine betreibt eindeutige Kommunikation. Das ist ganz toll im Vergleich zu Menschen, gerade in der Pubertät.

SPIEGEL: Fanden Sie es frustrierend, dass Jungs, die keine Ahnung von Computern hatten, bei den Mädchen viel erfolgreicher waren?

Morlang: Ich habe mich manchmal gewundert, mit was für Idioten sich die Mädels abgeben. Dadurch wurden die Mädels für mich natürlich noch unattraktiver.

SPIEGEL: Hatten Sie vielleicht auch Angst, sich in Gruppen behaupten zu müssen? In der Schule, beim Sport, beim Ausgehen abends?

Morlang: Abends weggegangen bin ich nicht. Schule war irgendwie anstrengend. Komische Leute. Und Sport fand ich schon immer furchtbar.

SPIEGEL: Wie sahen Sie damals aus?

Morlang: Ich trug den Haarschnitt, den Mama mir vorgab. Irgendwann sagte ich dann: Scheiß drauf! Ich lasse die jetzt wachsen. Seitdem habe ich lange Haare. Was Klamotten betrifft, bin ich irgendwann auf den Klassiker Jeans und T-Shirt

gekommen. Somit musste ich mich mit den nervigen Modefragen nicht mehr beschäftigen. Heute brauche ich: Schuhe, eine Jeans, ein T-Shirt und ein Haargummi. Wunderbar. Damit ist das Thema abgeschlossen. Warum gucken Sie eigentlich so komisch?

SPIEGEL: Wir sind fasziniert.

Morlang: Wissen Sie, es gab noch viel krasse Nerd als mich. Ich habe Freunde, die mit 30 noch Jungfrau waren. Einige sogar. Es gab da so ein Informatikerwohnheim an der Uni Hamburg, da sind die alle reingezogen. Es war nah am Fachbereich Informatik, das Wohnheim hatte einen schnellen Internetanschluss. Das war das Paradies. Na ja, und wenn erst mal so viele Nerds zusammen auf einem Hauften wohnen, dann lassen die sich auch gehen und dann ... also, da gab es schon krasse Gestalten.

SPIEGEL: Wie beeindruckt ein Nerd Mädchen?

Morlang: Häufig erfolglos. Aber inzwischen gibt es zum Glück auch richtig viele Nerdinen, die auf einer Wellenlänge funkeln. Das macht es leichter.

SPIEGEL: Stehen Sie persönlich auf Nerdinen?

Morlang: Also wenn ich die Wahl hätte zwischen einer top aussehenden Nicht-nerdine und einer durchschnittlich ausschenden Nerdine, dann würde ich immer der Nerdine den Vorzug geben.

SPIEGEL: Weil es da wenigstens etwas zu besprechen gibt?

Morlang: Ja, klar. Uns Nerds zeichnet diese Craziness aus, diese Leidenschaft, die Dinge ganz genau zu verstehen. Das schätze ich auch an Frauen. Das größte Sexualorgan ist ja das Hirn. Wenn eine Frau doof ist, kann sie noch so gut aussiehen – sexy finde ich sie trotzdem nicht.

SPIEGEL: Wann haben Sie als Jugendlicher zum ersten Mal gemerkt, dass es Gleichgesinnte gibt, Nerds wie Sie?

Morlang: Das war irgendwann Ende der achtziger Jahre. Ich bin damals zum Treffen des Chaos Computer Clubs im Eidelstedter Bürgerhaus in Hamburg gefahren. Das war für mich eine Offenbarung. Endlich normale Leute! Wenn ich von meinen Problemen beim Programmieren erzählte, dann sagten die nicht: „Sorry, ich verstehe nur Bahnhof.“ Da waren Leute, die mir etwas beibringen konnten. Es war so aufregend, dass ich mich während des viertägigen Treffens nur ein paar Stunden aufs Ohr gelegt habe. Am Ende war ich so fertig, dass ich 38 Stunden am Stück pennen musste.

SPIEGEL: Empfinden Sie es als Genugtuung, dass die Nerds nun, nicht zuletzt mit den Piraten, in die Mitte der Gesellschaft rücken?

Morlang: Wir Nerds wären gern unter uns geblieben. Wären die Massen nicht ins Internet gefluttet, dann hätten wir immer noch unser friedliches Netz. Aber dann kam AOL und hat Millionen Menschen einen Internetzugang verschafft. Es war, als hätte man einen schönen Urlaubsort gefunden, und plötzlich trampeln da Neckermann-Touristen durch. Viel schlimmer aber war, dass die Politik unser Netz zu regulieren begann. Unser Netz! Leute wie ich haben die Provider aufgebaut, das ganze Gedöns, und dann wollte die Politik das plötzlich alles kontrollieren, mit der Vorratsdatenspeicherung, mit Acta. Es war doch klar, dass wir Nerds uns wehren mussten. Das Netz ist etwas so Wunderbares, es kann Menschen auf der ganzen Welt innerhalb von Sekunden zusammenbringen. Das lassen wir uns nicht von der Politik kaputt machen.

* Beim 27. Chaos Communication Congress im Dezember 2010.



MARTIN OESSER / DAPD

Protest gegen Acta-Abkommen: „Unser System ist veraltet, wir brauchen ein Update“

SPIEGEL: Von dem Programmierer Max Winde stammt der Twitter-Spruch: „Ihr werdet euch noch wünschen, wir wären politikverdrossen.“

Morlang: Ein toller Satz. Ich bin in die Politik gegangen, um das Netz vor den Politikern zu schützen. Aber jetzt merke ich: Wir brauchen eine umfassende Re-demokratisierung der Demokratie. Unser System ist völlig veraltet. Wir brauchen ein Update.

SPIEGEL: Wie wird die Welt aussehen, in der die Nerds das Sagen haben?

Morlang: Eigentlich wollen wir nur, dass alle Menschen glücklich sind.

SPIEGEL: Süß. Das wollen die Linke und die FDP auch.

Morlang: Aber wir haben einen anderen Weg. In der Vergangenheit haben wir festgestellt, dass ein Mehr an Mitbestimmung die Menschen zufriedener macht. Es war ein Fortschritt, als die Monarchien in Europa von Demokratien ersetzt wurden. Genauso wird es ein Fortschritt sein, wenn die parlamentarische Demokratie von der liquiden Demokratie ersetzt wird.

SPIEGEL: Im Moment sind die Piraten eine Partei, die in vier Landtagen mit ein paar Abgeordneten vertreten ist. Woher nehmen Sie die Hoffnung, dass Sie das ganze politische System in Deutschland umkrempeln können?

Morlang: Wir sind da, allein das hat schon viel verändert. Schauen Sie sich die Grünen an. Am Anfang war das eine Partei, die kaum jemand ernst nahm. Heute steht der Umweltschutz in jedem Parteiprogramm, im ganzen Land stehen Windräder, und die Autos fahren mit Kataly-

sator. Genauso werden wir Nerds die Republik verändern.

SPIEGEL: Woher nehmen Sie den naiven Glauben, dass die meisten Nerds das Gute wollen, eine bessere Gesellschaft?

Morlang: Viele Nerds haben noch so etwas wie ein Gewissen.

SPIEGEL: Es waren Ihrer Definition nach Nerds, die die Atombombe gebaut haben.

Morlang: Ich will ja gar nicht bestreiten, dass sich Nerds auch kaufen lassen. Manche arbeiten in der Rüstungsindustrie. Da wird nicht nur gut bezahlt, die haben auch die besten Computer. Für einen Nerd ist das extrem anziehend. Ein Satz noch zur Atombombe: Es waren Politiker, die den Befehl zum Einsatz gegeben haben. Heute gibt es viele Nerds, die sagen: Darauf haben wir keinen Bock mehr. Wir wollen nicht länger Instrumente der Politik sein. Wir wollen selber Politik machen.

SPIEGEL: Sie waren, so heißt es zumindest, auch nicht nur ein friedliebender Nerd. Vor einiger Zeit sollen Sie auf einen Mitarbeiter der Piratenpartei mit einem LAN-Kabel losgegangen sein. Stimmt das?

Morlang: Das ist Humbug. Der Herr hat ein sehr eigenartiges Verhältnis zur Wahrheit.



CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

Morlang, SPIEGEL-Redakteure*
„Nerdinen bevorzugt“

SPIEGEL: Fühlen Sie sich eigentlich nackt ohne Computer?

Morlang: Nackt? Keine Ahnung. Wissen Sie, der Computer hier ist meine große Antwortmaschine. Früher musste man in Bibliotheken gehen, wenn man etwas wissen wollte. Heute kann ich über das Netz recherchieren, diskutieren, Leute kennenlernen. Warum sollte ich das ausschalten? Diese Vorstellung ist grotesk.

SPIEGEL: Die ehemalige politische Geschäftsführerin der Piraten, Marina Weisband, hat mal gesagt: „Das Internet war die Rettung für sozial Gestörte wie mich.“ Ging es Ihnen genauso?

Morlang: Ich war nie so ein krasser Nerd, dass ich nur über das Internet Leute kennengelernt hätte. Aber das Netz hat vieles für mich leichter gemacht.

SPIEGEL: Eines der meistgegoogelten Wörter im Netz heißt Sex. Glauben Sie, dass die virtuelle Erotik bald die reale ablöst?

Morlang: Nein, ganz im Gegenteil. Sie führt zu realer Erotik.

SPIEGEL: Wie das?

Morlang: Bei der virtuellen Erotik muss man unterscheiden. Da gibt es auf der einen Seite das bloße Konsumieren, You-Porn und so. Aber ich kann über das Internet auch wunderbar mit Frauen in Kontakt treten. Es gibt Mails, man telefoniert über Skype, und irgendwann trifft man sich. Insofern führt die virtuelle Erotik irgendwann zu realer.

SPIEGEL: Über das Netz kommen Jugendliche mit einem Klick an Seiten, auf denen Hardcore-Pornos gezeigt werden. Beunruhigt Sie das nicht?

Morlang: Als ob wir in der Schule nicht heimlich Pornohefte getauscht hätten! Die Verfügbarkeit hat zugemessen, das stimmt. Wenn ich Kinder hätte, dann würde ich sie bis zu einem bestimmten Alter nicht allein im Netz rumsurfen lassen. Aber mehr Schaden als das Internet richen meiner Meinung nach die klassischen Medien an. Schaut euch nur schwachsinnige Castingshows wie „Germany's Next Topmodel“ an. Da werden den Mädchen Rollenmodelle und ein Körperkult eingetragen, dass es einen gruselt.

SPIEGEL: Hat das Netz das Flirten leichter gemacht?

Morlang: Klar. Früher schrieb man einander Liebesbriefe oder benutzte das Telefon, heute gibt es das Netz. Vor einiger Zeit guckte mich ein Nerd völlig entgeistert an, als ich erzählte, dass ich einen Account für den Microsoft Messenger habe. Microsoft, das müssen Sie wissen, hat unter Nerds einen ganz schlechten Ruf. Aber ich sagte: Guck mal, das ist ganz einfach. Wenn ein 23-jähriges Unterwäsche-Modell den Microsoft Messenger nutzt, dann tust du das auch und erklärt dem Model nicht, dass es Scheisse ist, den Messenger zu benutzen.

SPIEGEL: Herr Morlang, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* René Pfister und Markus Feldenkirchen im Berliner Abgeordnetenhaus.

Was war da los, Coen?

Coen Moore, 6, Schüler aus England, über Spieltrieb: „Mama und Papa haben Geld in die Maschine gesteckt, und Aiden hat versucht, mit so einem Greifarm ein Kuscheltier aus der Maschine zu holen. Es hat nicht geklappt. Ich habe ihm dann gesagt, er solle reinkrabbeln und uns eins rausholen. Das hat Aiden auch gemacht, er ist klein, er ist erst vier Jahre alt, er hat gut durch die Klappe gepasst. Als Aiden schließlich im Automaten war, kam er nicht mehr raus. Das war lustig. Er saß dann eine ganze Zeit lang mit den Kuscheltieren in dem Glaskasten. Ich habe Mama und Papa geholt, weil Aiden ja nicht für immer darin sitzen konnte. Irgendwann kam ein Mann mit einem Schlüssel und hat den Automaten aufgeschlossen. Als Aiden befreit war, hat der Mann jedem von uns ein Kuscheltier geschenkt, ich habe einen Hund aus Plüscher bekommen.“



Coen (l.),
Bruder Aiden

DARREN MOORE

Kann man Wolken vom Himmel schießen, Herr Kachelmann?



Jörg Kachelmann, 54, ehemaliger Fernsehmoderator, ist Wetterexperte und Verwaltungsratspräsident des internationalen Wetterdienstleisters Meteo-media.

SPIEGEL: Hallo, Herr Kachelmann, wie ist das Wetter bei Ihnen in der Schweiz?

Kachelmann: Hier scheint im Augenblick die Sonne.

SPIEGEL: In Deutschland hat es wochenlang geregnet. Die Leute klagen: Der Sommer ist zu kalt, zu nass, zu dunkel. Können wir die Regenwolken nicht einfach vom Himmel schießen oder irgendwo abregnen lassen, wie die Chinesen das dauernd machen?

Kachelmann: Sie meinen Silberjodid. Das Zeug bringt nur dann etwas, wenn eine Wolke kurz vor dem Abregnenn ist. Das Silberjodid hilft der Wolke abzukühlen. Dass die Chinesen ein „staatliches Wetteränderungsamt“ besitzen, wie man immer mal wieder lesen kann, ist allerdings Stuss.

SPIEGEL: Was ist denn los mit diesem Sommer?

Kachelmann: Nichts ist los. Wir sind, was die Temperatur angeht, nicht weit entfernt vom statistischen Mittel. Für den Juli gesehen sind weite Teile Deutschlands eher noch etwas zu warm. Was die Sonnenscheindauer angeht, liegen Helgoland und Emden sogar über dem Durchschnitt.

SPIEGEL: Sie wollen damit sagen, dass es keinen Grund zur Klage gibt?

Kachelmann: Es gab in den letzten 20, 30 Jahren etliche Sommer, die noch

kälter, schattiger, fieser und nasser waren als dieser hier. Das Ganze ist einfach ein großes Missverständnis. Deutschland liegt halt nicht am Mittelmeer, das Wetter weiß das, viele Deutsche nicht mehr.

SPIEGEL: Erderwärmung heißt also, dass wir hier im Sommer mit Pullover und Regencape herumlaufen müssen?

Kachelmann: Das Klima wird schon wärmer. Nur: Die Erwartungen an ein Land, das auf diesem Breitengrad liegt, sind grotesk. Früher gingen Fürsten und Könige im Sommer irgendwo hin, wo's kühler war. Deswegen hieß das „Sommerfrische“. In extremen Jahren, 2003 etwa oder 2006, ist auch in Deutschland tierisch Sommer. Aber das sind Ausnahmen.

SPIEGEL: Aber die meisten Erwachsenen behaupten doch, dass es früher, als sie Kind waren, ständig richtige Sommer gab.

Kachelmann: Das ist das Wunderbare, dass sich Menschen nur an das Besondere erinnern. Gerade weil heiße Sommer bei uns die Ausnahme sind, haben wir uns die kurzen Hosen gemerkt.



OLIVER BERG / DPA

Eine Bombenidee

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE: Ein Kind schlägt Einbrecher in die Flucht – mit einer Wasserflasche.

Nein Jahre bevor die Männer kamen, hatten Melvins Eltern ihrem Sohn ein Versprechen gegeben. Sie gaben es ihm, als er geboren wurde, vor neuneinhalb Jahren, im Klinikum Salzgitter: Sein Leben lang würden sie ihn beschützen. Melvins Eltern stammten aus Bosnien, aus einem Dorf nicht weit von Banja Luka. Als der Krieg dort ausbrach, 1992, waren sie 14 und 17 Jahre alt. Vier Jahre dauerte der Krieg, es gab Massenvergewaltigungen, so genannte Säuberungen. Melvins Eltern wussten, wie gewalttätig Menschen sein können.

Melvin ist ein fröhlicher Junge, er hat eine schicke Brille, schwimmt gern, macht sich seit neuestem Gel ins Haar. Lieblingsfilme: „Men in Black“, „Herr der Ringe“. An jenem Montag, als die Männer kamen, war er für den Nachmittag mit seinem Freund Oezjan verabredet, sie wollten auf dem Trampolin spielen.

Melvins Eltern möchten nicht, dass man ihren Namen drückt, sie haben Angst, die Verbrecher könnten wiederkommen. „Ich habe keine Angst“, sagt Melvin. Sein Vater wirft ihm einen Blick zu, zärtlich und besorgt, „du weißt nicht, wovon du redest“, sagt er.

Salzgitter, Melvins Wohnort, ist eine künstlich gefügte Stadt, ohne Mitte, dafür riesig in der Fläche, die Stadtteile und Industrieanlagen sind verstreut auf mehr als 200 Quadratkilometern. Für Melvins Eltern war Salzgitter die Erfüllung. Sie arbeiteten hart, sparten, kauften ein Grundstück, 617 Quadratmeter, bauten ein Haus, mit viel Eigenarbeit, Melvins Vater ist Baulektriker. Betonarbeiten, Verputz, Elektrik, Kellertreppe, das machte er selbst. Vom Wohnzimmer blickt man auf den kleinen Garten. Hier würde ihr Sohn aufwachsen, in einem Land ohne Krieg.

Melvins Vater wie auch seine Mutter arbeiten in Wechselschicht, wochenweise, er bei einer Firma für Funkanlagen, sie im VW-Motorenwerk. Wenn er Frühschicht hat, fängt er um sechs an und ist nachmittags um drei zu Hause, seine Frau beginnt um 14 Uhr und arbeitet bis 22

Uhr. Vater und Mutter organisieren ihre Schichten so, dass Melvin nur eine einzige Stunde am Tag allein ist, von 14 bis 15 Uhr am Nachmittag.

Er hat einen Schlüssel, in der Küche stehen belegte Brote, und es gibt die strikte Anweisung, niemandem die Tür zu öffnen. Dafür darf er fernsehen.

So war es auch an diesem Montag. Melvin hörte, dass jemand an der Haustür

Melvin robbte zum Telefon. Ergriff es, schlich damit zur Küche. Die Nummer seines Vaters kannte er auswendig. Aber seine Finger zitterten, er konnte die Tasten nicht richtig treffen. Von der Terrassentür hörte er Schläge.

Die Täter, so hat es die Kripo rekonstruiert, wollten die Glastür aufstemmen, setzten fünfmal an, scheiterten aber immer wieder an der verstärkten Führungsschiene. Die Führungsschiene war das eine. Das andere war eine Idee, die Melvin jetzt hatte. Er nahm eine Wasserflasche, eineinhalb Liter, und kroch damit bis etwa vier Meter vor die Terrassentür. Er nahm die Flasche quer, aber sie war zu schwer, um sie zu schleudern. Also rollte er sie, wie beim Bowling, die Flasche kullerte über den Wohnzimmerboden, schlug gegen die Glasscheibe. Melvin duckte sich hinter einen Sessel und spähte nach draußen.

Die Einbrecher erschraken, als sie den Knall hörten. Der, der kniete, zuckte zurück, der andre packte seinen Kumpan an der Schulter, rüttelte ihn. Sie redeten hastig. Dann sprangen sie auf und liefen eilig davon.

Melvins Finger wurden ruhiger, er wählte die Nummer seines Vaters. Unter in den Keller, sagte sein Vater, nimm das Telefon mit, versteck dich, ich bin in sieben Minuten da.

Im Keller fand der Vater seinen Sohn, mit tränenerüberströmt Gesicht, stotternd vor Schreck. Melvins Vater kniete lange bei ihm, hielt ihn fest umarmt, dann führte er ihn behutsam hinauf, setzte ihn aufs Sofa, kontrollierte die Türen, niemand war im Haus. Er holte Melvin ein Glas Wasser. Dann klingelte es an der Tür, diesmal war es die Polizei.

In den Tagen danach dachte Melvins Vater über sein Versprechen nach. Über die Frage, ob man ein Kind ein Leben lang beschützen kann. Sein Sohn, neun Jahre alt, hatte sich gegen zwei ausgewachsene Verbrecher selbst verteidigt, mit einer Eineinhalb-Liter-Wasserflasche. Man muss seinem Kind vertrauen, das war es, was Melvins Vater aus der Geschichte lernte.

RALF HOPPE



Melvins Wohnviertel



Aus der „Bild“-Zeitung

war. Es klingelte, nicht nur einmal, sondern drei-, fünf-, achtmal. Dann ein Schaben, ein Knacken. Melvin bekam Angst, machte den Fernseher aus, um besser hören zu können. Er hörte Männerstimmen. Dann sah er sie, sie waren auf der Terrasse, knieten vor der Glastür. Einer hatte einen langen Schraubenzieher in der Hand, mit einem roten Griff. Der andere trug einen blaugrauen Arbeitskittel.

Melvin versteckte sich hinter dem Sofa, konnte die Männer beobachten, er merkte, wie er zitterte. Das waren Einbrecher! Und das hier war kein Film. Was jetzt? Was würden die Men in Black tun?



Messechefin Gerdes-Petersen

Unter Einhörnern

Überall in Deutschland finden Messen statt, auf denen nach dem Sinn des Lebens gesucht wird. An die Stelle der Kirchen sind seltsame Formen der Geistesberuhigung getreten. Der Markt bedient nicht nur Spinner. Von Jochen-Martin Gutsch

Warum trinken Menschen energetisiertes Wasser? Warum gehen sie zu einem Geistheiler oder steigen nackt in eine indianische Schwitzhütte? Warum trägt Joachim Löw während der Europameisterschaft ein Shambala-Armband mit aktivierenden Hämatit-Kugeln? Warum begeistern sich Menschen plötzlich für die Rohkosternährung? Warum besuchen sie einen Naturfriseur, der Bürsten mit Wildschweinborsten verwendet? Und warum kauft jemand eine Energiepyramide für 1300 Euro und stellt sie im Schlafzimmer auf?

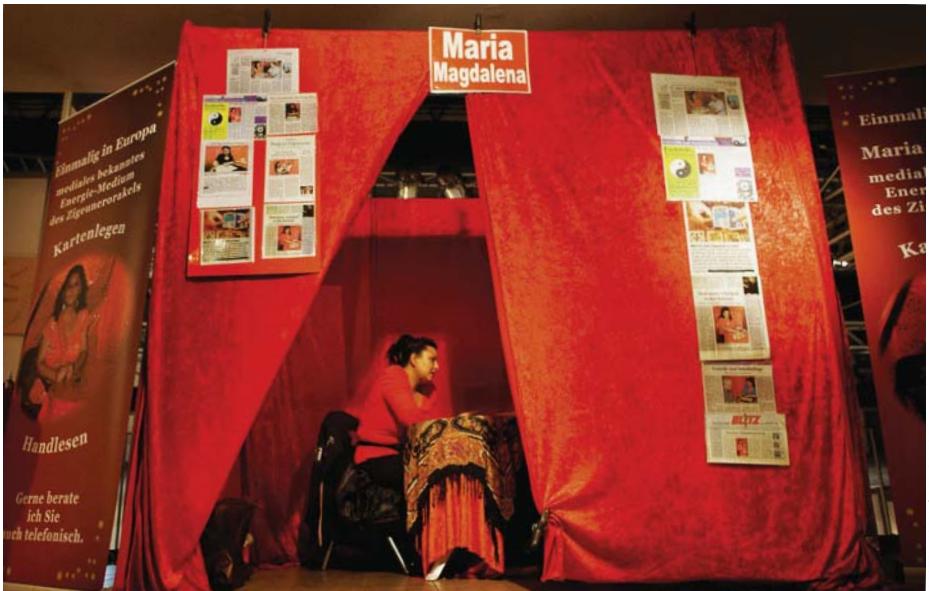
Tja.

Wilhelm Schmid, ein Professor für Philosophie, spezialisiert auf Fragen der Lebenskunst, sucht nach einer Antwort. Er sitzt auf einer Restaurantterrasse in Lindau und schaut auf den Bodensee. „Wir leben heute in einer besonderen Zeit: der Moderne“, sagt Schmid schließlich. „Wir haben einen Haufen Freiheit, aber keine Ahnung: wozu das Ganze? Früher lebte man einfach nach Vorgaben. Gemacht von der Kirche, der Gesellschaft, der Familie. Heute gibt es keine Vorgaben mehr. Aber auch keine Erfahrung mit der Freiheit. Wie lebe ich? Was ist mein Weg? Also gehen die modernen Menschen zu einem Berater, einem Fachmann, einem Guru, überallhin. Der Markt wird noch größer werden.“

Der Markt, von dem Schmid spricht, ist kein Universum für Freaks und Durchgeknallte, sondern für alle. Deutscher Sehnsuchtsalltag, wenn man so will.

Nahezu jedes Wochenende findet irgendwo in Deutschland eine Messe statt, die sich mit dem Sinn und dem Glück beschäftigt. Man kann beispielsweise nach Bottrop fahren zur Messe „Spirit und Life“, nach Gelsenkirchen zur „Wohlfühlmesse“, nach Lindau zur „Eso-Natura“, nach Oldenburg zur „Para Vital“, nach Schwerin zu den „Esoterik- und Naturheiltagen“. Oder man besucht für drei Tage die „Lebensfreude-Messe“ im Hamburger Congress Center.

Die Lebensfreude-Messe ist nach eigenen Angaben die größte Messe dieser Art in Deutschland. Sie ist so verwirrend und vermasselt wie ihr Name und findet fünf-



Handleserin auf der „Lebensfreude-Messe“ in Kiel: Geistige Wirbelsäulenaufrichtung

mal im Jahr in Kiel, Lübeck, München und eben in Hamburg statt.

Es gibt 140 Messestände, 160 Vorträge, in den Gängen hängt der Geruch von Biobrot und Duftölen, schwebt der Sound sphärischer Musik, und dazwischen bewegen sich all die Suchenden, Sehnsüchtigen, Wankenden, die 10 000 Besucher.

Wohin soll man gehen? Zu der „Geistigen Wirbelsäulenaufrichtung“ für 100 Euro? Dem Coaching für Hochsensible, den Heilzeichen, der Biokosmetik, der Quantenheilung, zur Trauerbegleitung, zum Burnout-Seminar oder locker anfangen mit dem Vortrag: „Besser (aus)sehen ohne Brille. Augenkrankheiten naturheilkundlich behandeln“?

Heilung, Halt, Frieden, Glauben – die Messe ist ein Jahrmarkt für die ewigen Themen des Daseins.

Wie groß der Markt für, im weitesten Sinne, spirituelle Angebote in Deutschland ist, weiß niemand genau, weil sich der Markt kaum definieren lässt. Alles fließt zusammen, eine Vielzahl von Bedürfnissen und Sehnsüchten: Coaching, Ernährung, Ökologie, Esoterik. Der Zukunftsforscher Eike Wenzel hat womög-

lich den besten Begriff dafür gefunden: spiritueller Sinnmarkt.

25 Milliarden Euro werden im deutschen Sinnmarkt jedes Jahr umgesetzt, schätzt Wenzel. Bald sollen es 35 Milliarden sein. Vielleicht stimmt das.

Vor ein paar Jahren hat die Universität Hohenheim festgestellt, dass rund 15 Prozent der Deutschen zu den „spirituellen Sinnsuchern“ zählen. Und da die Sinnsuche oft mit Sinnbüchern beginnt, werden die Abteilungen für spirituelle Literatur in den Buchhandlungen mit Werken über Schamanen und Maya-Wissen immer größer werden. Jedes zehnte verkauft Buch in Deutschland behandelt die Themen Spiritualität/Esoterik/Lebenshilfe.

Längst gibt es auch den Dachverband für Geistiges Heilen e. V. mit Sitz in Heidelberg. Ruft man dort an, dann sagt Tanetje König, die zweite Vorsitzende, der Verband habe 1999 nur 500 Mitglieder gehabt. Heute sind es rund 6000. Frau König verschickt auch gern die „Heilerlisten“ des Verbandes. Und schaut man da rein, weil man wissen möchte, wo man so wohnt, in welcher Nachbarschaft, stellt man überrascht fest, dass in Berlin über

hundert Geistheiler arbeiten, die unter anderem „Phantomchirurgie“, „Lichtheilung“ und „Karmatherapie“ anbieten.

Noch mehr Zahlen? Nach Umfragen des Meinungsforschungsinstituts Allensbach halten rund die Hälfte der Deutschen Gedankenübertragung für möglich, haben homöopathische Mittel eingenommen oder würden sich einem Geistheiler anvertrauen.

Das beste Gefühl für den Markt bekommt man allerdings, wenn man einfach kurz die Augen schließt und darüber nachdenkt, wie viele Freunde, Bekannte, Verwandte, Kollegen man kennt, die Energiesteine ins Leitungswasser legen oder Erfahrungen haben mit der Bachblütentherapie, mit Homöopathie, Familienaufstellung oder Chakren-Arbeit. Die einen Lebenscoach besucht haben, die Matrix-2-Point-Methode kennen, sich für ein Schamanen-Wochenende mit Kraft- und Reinigungsritualen interessieren oder einen Aufkleber gegen Mobilfunkstrahlung am Handy tragen.

Für jeden Winkel der menschlichen Existenz gibt es heute Hilfsmittel. Servicepersonal und Stabilisatoren, Coaches und Gurus, die den Glauben des Menschen an das große Ganze festigen sollen. So wie früher in der DDR der Parteisekretär. Was also sucht der Mensch?

Wasser, glaubt Erwin Mischkin. Mischkin steht hinten im Vitalkost-Bereich der Messe und erklärt mit behaglicher Stimme, warum man Wasser aus dem indischen Ganges trinken könne, sofern man es vorher mit dem „Twister“ energetisiert habe. Das ist überraschend, denn der Ganges ist einer der schmutzigsten Flüsse der Welt. Der Twister ist ein kleines Gerät aus Plastik, Messepreis: 27 Euro. Eine Art Küchenmixer.

„Das Wasser aus dem Wasserhahn durchläuft Rohre“, beginnt Mischkin einen kurzen Vortrag. „Dabei werden die Wassermoleküle zusammengedrückt. Wie sollen unsere Körperzellen diese Klumpen aufnehmen? Der Twister löst die Wasserverklumpung. Durch das Wirbeln. Nach einer Minute ist das Wasser belebt. Es erinnert sich an seine Quelle. Daran, woher es kommt“, sagt Mischkin ernst wie ein Wissenschaftler.

Jesus hat Wasser in Wein verwandelt. Erwin Mischkin versucht, im Rahmen seiner Möglichkeiten, etwas Ähnliches.

Wasser mit Erinnerungsvermögen? Die Menschen schauen auf den Twister wie auf eine Wasser-Wunderwaffe.

„Ist es egal, was für ein Wasser ich mit dem Twister behandle?“, fragt eine Frau. „Ja, egal“, sagt Mischkin. „Die neue Information der Quellwasserqualität ist ja jetzt drübergelegt.“

„Drübergelegt?“, fragt die junge Frau und kneift die Augen zusammen.

„Na ja, über die Information der Verunreinigungen“, sagt Mischkin, der Was-

serexperte. „Schwermetalle oder so. Die dringen in die Körperzellen nicht mehr ein. Deshalb ist es egal, was Sie für ein Wasser verwenden. Hauptsache, energetisiert. Sie kennen Indien, den Ganges?“

Mischkin ist 52 Jahre alt und arbeitete, bevor er sich neu erfand, als Sporttherapeut in einer Einrichtung für Behinderte. Heute hat er Visitenkarten, auf denen „Vital Energy Coach“ steht. Ein vager Beruf, der gut in die vagen Zeiten passt. Er ist Vegetarier, hat Erfahrung mit Fassten, Tibetischer Heilmassage, Meditation und Schwitzhütten und ist auf der langen Reise ins Ich beim Wasser angekommen. Und beim Kokosfett. „Kokosfett! Das ist

Gerdes-Petersen sitzt in ihrem Büro in einem Gewerbegebiet von Travemünde. „Die Menschen wollen heute nicht nur konsumieren.“ Was wollen sie dann?

„Erfüllung“, sagt Gerdes-Petersen.

Sie ist 46 Jahre alt und hat einen Lebenslauf, der wie ein Entwicklungsroman klingt. Zunächst studierte Britta Gerdes-Petersen Wirtschaft und arbeitete beim Verband der Innungskrankenkassen. Sie spielte mit dem Gedanken, in die Politik zu gehen. Dann kam aber zunächst Sri Sri Ravi Shankar dazwischen, ein indischer Guru.

Mit Sri Sri Ravi Shankar lief es so: „Ich traf den 1990 in Berlin, irgendwo in Wil-



Teilnehmerinnen eines shamanischen Trommelrituals: Eine Nahtoderfahrung

die pure Natur. Ich schmiere meinen ganzen Körper damit ein.“

Es ist gar nicht so lange her, da trank man Wasser mit Kohlensäure oder ohne. Man versprach sich nicht viel davon. Keine Reinigung, Energetisierung oder Erleuchtung. Keine Verbesserung des Ich. Nur Durstlöschnung. Heute scheint es so etwas zu geben wie die Spiritualisierung des Essens. Man glaubt an die Sinnstiftung durch Wasser, Brot oder Rohkosttorten. Und so laufen die Menschen über die Messe wie Gottsucher, Gottsucher mit Messer und Gabel, und nach einer Weile denkt man, wie schön es wäre, würde jetzt jemand auftauchen, hier im Vitalkost-Bereich, und rufen: Klopse! Ein Euro!

Stattdessen sagt Britta Gerdes-Petersen: „Essen ist für junge Leute heute der Aufhänger, um in die Spiritualität zu kommen.“ Britta Gerdes-Petersen ist die Messedechefin, Frau Lebensfreude, sie hat sich auch das diesjährige Messeotto ausgedacht: „Gesund & glücklich im Jahr des Wandels 2012“.

mersdorf. Da war ein kleiner Raum mit vielleicht 20 Leuten drin. Ich begleitete eigentlich nur meine Mutter, mir war diese Guru-Sache ja völlig suspekt. Aber als ich nach zwei Stunden rauskam, war ich tief, tief berührt.“ Gerdes-Petersen belegte bald Kurse in „Arts of Living“ von Sri Sri Ravi Shankar, sie erlernte Atemtechniken, Yoga, Meditation.

„Dann wurde ich 1992 krank. Unterleibskrebs mit 27. Ich kam ins Krankenhaus, und während der Operation hatte ich eine Nahtoderfahrung. Ich habe von oben auf meinen Körper geguckt. Es war so schön. Das Licht.“ Gerdes-Petersen besiegt den Krebs, wurde Vegetarierin, trennte sich von ihrem Mann, fuhr nach Indien, kündigte ihren Krankenkassenjob und begann als Ayurveda-Therapeutin zu arbeiten. „Ich war eine der allerersten in Deutschland. Damals gab es so was gar nicht.“

Sie eröffnete eine Praxis in Lübeck und bald auch einen Stand auf der Lebensfreude-Messe, die damals nicht gut lief. 1997 boten ihr die Veranstalter an, die

Messe zu übernehmen. Britta Gerdes-Petersen fragte erst mal eine Astrologin. Und sagte dann zu.

Heute wächst die Messe. 2003 wurde der Standort in Kiel eröffnet. 2008 kam München dazu. Im Moment denkt Gerdes-Petersen über Berlin und Frankfurt am Main nach. Die Nachfrage ist da. Nur der Osten sei schwierig. „Dort ist noch großer Nachholbedarf bei diesen Themen.“

In Lübeck musste Gerdes-Petersen früher immer zum Sektenbeauftragten der Stadt gehen und die Messeaussteller genehmigen lassen. Heute kommt in Lübeck jemand von der Stadtverwaltung, um die Messe zu eröffnen. Als Ehrengast.

Und dort drüber, der schöne Stein? „Oh, ein Rosenquarz“, sagt Gerdes-Petersen. „Gegen Elektrosmog.“

Und dieses kleine Gerät hier? „Ein Luft-Ionisierer. Belebt die Raumluft.“

Und der Aufkleber am Handy? „Das ist ein Memonizer. Gegen Handy-Smog. Das Blut verklumpt beim Telefonieren.“

Britta Gerdes-Petersen hat auch ein kleines Trampolin, auf dem sie gern hüpfen, und „strahlungsarme“ Festnetztelefone. Sie sitzt hier in ihrem Büro wie in einem smogdichten, strahlungssicheren Bunker.

Ist das Erfüllung? Lebenssinn?

„Die meisten Menschen suchen nach Heilung“, sagt Britta Gerdes-Petersen.

Nur die beiden großen christlichen Kirchen fehlen. Im neuen Sinnmarkt steht nicht mehr Gott im Mittelpunkt. Sondern die Entspannung. Man will nicht mehr ins Paradies am Ende aller Tage. Sondern ins Wellnesshotel nach Mecklenburg-Vorpommern oder zum Schamanen-Workshop nach Lanzarote. Gesucht wird nicht die Verwurzelung in einem Glauben, sondern das zügig verbesserte Daseinsgefühl. Gott kann man anbeten. Aber Gott ist launisch und hat viel zu tun, und wer weiß am Ende, was Gott wirklich leisten kann. Spiritualität ist gut, aber eher zu irdischen, kapitalistischen Bedingungen.

„Gott ist nicht so mein Ding. Ich brauche Ergebnisse“, sagt Günther Heyn, ein hagerer Mann, der am Messestand von Martin Oberhauser steht. Oberhauser bietet die „Horus-Energiepyramide“ an. Die kleinste Pyramide, Modell A, kostet 419 Euro. Die größte, Modell G, 268 999 Euro. Dafür brauchte man allerdings einen sehr großen Garten. Die Pyramide ist neun Meter hoch.

Günther Heyn hat nur eine kleine Wohnung in Hamburg-Lokstedt und interessiert sich deshalb für Modell B, 45 Zentimeter hoch, ohne Stativ. Aber 1300 Euro?

Die Pyramiden bestehen aus Acrylglas und Messingstäben. Entwickelt hat sie Harald Alke, ein Yogalehrer, dem der Bauauftrag von Horus, einem ägyptischen Gott, im Jahre 1990 „gechannelt“ worden sei, um die Orientierungslosigkeit auf der Erde zu beenden. So steht es im Prospekt.

Man hält zum Beispiel die Hände in die Energiepyramide. Und dann?

„Es kribbelt in den Fingern“, sagt Heyn.

„Die Pyramide stabilisiert den genetischen Code“, sagt Oberhauser, der Verkäufer. Günther Heyn nickt. Noch ein Argument. Zu Hause hat er bereits Modell A, die kleinste Pyramide. „Seitdem sind meine Stimmungstaler nicht mehr so tief. Ich bin positiver. Aber die große Pyramide hat natürlich noch mehr Power.“

Günther Heyn überlegt, schwankt. 1300 Euro. Er lässt am Stand eine Visitenkarte zurück, auf der steht, dass er Renovierungen anbietet.

Am Abend verspricht Prince Mario-Max zu Schaumburg-Lippe, der früher Mario Wagner hieß, eine „Liebes- und Finanzkarma-Ablösung“ mit Erfolgsgarantie. Als spirituelle Hilfsmittel hat Prince Mario eine chinesische Winke-Katze und einen kleinen Buddha dabei, aber die Menschen zahlen 29 Euro für den Workshop und schauen Prince Mario hoffnungsvoll an, so als könnte er ihr Karma reinigen wie ein verstopftes Klo.

Gibt es eigentlich noch Menschen, die einfach so leben? Unbegleitet, untherapiert, ungecoach, unenergetisch?

Schwierig. Auch die Hamburger Polizei geht neue Wege. Als im Frühjahr 2008 die Ermittlungen um den Tod des türkischen Gemüsehändlers Süleyman Taskö-



CARSTEN KOALL/DER SPIEGEL

Messebesucher unter Energiepyramide: „Es kribbelt in den Fingern“

Heute ist Gerdes-Petersen auch nicht mehr eine von sehr wenigen deutschen Ayurveda-Therapeutinnen, sondern eine von sehr vielen. Deutschland ist längst Ayurveda-Country, gefühlt gleich nach Indien. Und wenn Sri Sri Ravi Shankar, der Guru, nach Berlin kommt, so wie im Jahr 2011, dann sitzt er nicht in einem Raum in Wilmersdorf, sondern im Olympiastadion vor 30 000 Menschen.

Deutschland sei „offener“ geworden, „spiritueller“, sagt Britta Gerdes-Petersen. Aber alles hat natürlich seinen Preis. Man muss heute auf so viele Dinge achten, als offener, spiritueller Mensch.

Gerdes-Petersen hat ihr Büro nach Feng-Shui eingerichtet. An den Wänden hängen „Energiebilder“. Unter ihrem Schreibtisch liegt eine „Erdungsmatte“.

Wozu braucht man die?

„Für den natürlichen Erdkontakt“, sagt Gerdes-Petersen. „Gerade wenn man am Computer arbeitet, ist das wichtig. Die elektrostatische Aufladung des Körpers wird ausgeglichen.“

„Aber Engel laufen auch immer sehr gut.“

Auf der Messe beginnt der Vortrag „Heilreise mit den Pegasus-Einhörnern“ von einer Frau mit dem Namen Melanie Missing. Der Raum ist überraschend voll. Warum glaubt man an Einhörner? Im Raum nebenan geht Edwin Eisele der Frage nach: „Was sagen Engel zur aktuellen Weltsituation?“ Unten, in der Messehalle, suchen die Menschen nach veganer Schokolade, sie stecken Prospekte über Seelenreisen in ihre Jackentaschen. Überall hört man die Worte „ganzheitlich“, „natürkundlich“, „energetisch“. Nach drei Messestagen fühlt man sich, als säße man gleichzeitig beim Heilpraktiker, auf dem Rücken eines Einhorns und kaufe ein im regionalen Hofladen.

Das moderne Lebensideal, so scheint es, setzt sich zusammen aus Bio, Eso, Öko, Lebensberuhigung, Selbstfindung, Yoga, Wohlstand – und auf der Lebensfreude-Messe in Kiel hatte auch Greenpeace einen schönen Stand.



dann vielleicht das Glück. Immerwährend und nie versiegend.

Was für ein schöner Traum.

„Was für ein Unsinn“, sagt Wilhelm Schmid, der Philosophieprofessor, am Bodensee. „Ich möchte rufen: Nein! Das ist doch nicht das Leben, Leute!“

Wilhelm Schmid war nicht auf der Lebensfreude-Messe. Aber sein Thema sind die modernen Menschen, und man kann Schmid noch eine letzte Frage stellen, weil man selbst etwas ratlos ist. Verwirrt. Was will der Mensch? Zu viel, sagt Schmid. Das sei die Tragik. „Die modernen Menschen haben heute eine unerfüllbare Erwartungshaltung. Das Leben soll maximal lustvoll und maximal schmerzfrei sein. Gibt es dabei Probleme, wird nicht der Anspruch überdacht, sondern es heißt: Mach mal Wellness, mach Yoga, ändere die Ernährung, gehe zu einem Coach, dann fühlst du dich wieder wohl. Auch in Beziehungen gibt es diesen Anspruch: Immer nur Harmonie! Keine Verletzungen, bitte!“

Schmid ist 59 Jahre alt und hat einen Bestseller geschrieben über das Glück. Das Buch ist dünn, 80 Seiten, man kann es in die Hosentasche stecken wie einen Notizblock. Die Größe ist ein Statement: Nehmt das Glück nicht so wichtig. „Lebensphasen ohne Glücksgefühl sind für viele Menschen nur noch als Krankheit denkbar“, sagt Schmid.

Wahrscheinlich war das Leben in Deutschland nie zuvor so entspannt. So sicher, angstfrei und wohlhabend – im Vergleich zu anderen Generationen. Man kann täglich in sich hineinhorchen und überlegen, wie man sein Ich anreichert, ausbalanciert, vervollkommenet. Ungestört von Kriegen, Diktaturen und existentiellen Nöten. Erstaunlich ist, dass das alles nicht zu mehr Glück oder Lebenssinn führt. Eher zu Leere und Unsinn.

In Hamburg-Lokstedt öffnet sich eine Tür. Ein hagerer Mann führt durch einen kleinen Flur, durch ein Schlafzimmer an ein Fenster. Da steht sie. Modell B?

Günther Heyn nickt. Er ist 64 Jahre alt und isst kein Fleisch mehr seit der „BSE-Sache“. Er trinkt täglich energetisiertes Wasser aus der „Neptun Energie“-Flasche und grüne Smoothies mit Löwenzahn, denn „Bitterstoffe sind gut“.

Heyn wohnt allein. Ein älterer Herr, der in Hausschuhen am Schlafzimmerfenster steht und seine Hände in die 1300-Euro-Pyramide hält wie über einen kleinen, wärmenden Ofen. „Ich hab sie abends noch gekauft. Letzter Messestag. Ich konnte nicht anders“, sagt Heyn.



Video: Zu Besuch auf der „Lebensfreude-Messe Hamburg“.

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. spiegel.de/app302012esoterik

Philosoph Schmid: „Das ist doch nicht das Leben, Leute“

prü ins Stocken gerieten, setzte die Polizei ihre Hoffnungen auf einen iranischen Geisterbeschwörer. Er sollte Kontakt mit dem Ermordeten aufnehmen. Der Geisterbeschwörer nannte ein paar Namen. Die Täter kommen aber erst Jahre später auf weltliche Weise ans Licht: Es sind die Terroristen des „Nationalsozialistischen Untergrunds“.

Bei Ralf Baars geht es um andere, friedliche Dinge, sein Messe-Workshop heißt: „Quantenheilung R. B. – entfalte jetzt Deine wahren Kräfte“. Baars ist 47 Jahre alt und hat in Hildesheim ein „Zentrum für Lebensbegleitung & Naturheilkunde“ im Dach seines Wohnhauses.

Baars ist ein freundlicher Mann, der bei der Oberfinanzdirektion in Hannover arbeitete, am Chronischen Erschöpfungs syndrom litt, anschließend Heilpraktiker wurde und nun Geistige Familienaufstellung, Quantenheilung und Coaching anbietet und jeden zweiten Mittwoch die „Schamanische Monatsgruppe“.

Der Raum ist voll, vielleicht 50 Leute. Baars befragt das „geistige Feld“, wer zu ihm nach vorn kommen soll. Das Feld wählt Dörte aus. Eine schwer atmende Frau, die „schlank sein möchte“. Baars diagnostiziert mittels Steinorakel und Familienaufstellung, dass Dörte ein Problem mit ihrer verstorbenen Mutter hat.

„Stimmt das?“, fragt Baars. Dörte nickt.

Deutschland hat eines der besten Gesundheitssysteme der Welt. Trotzdem sind sie alle hier. Bei Ralf Baars und dem Steinorakel. „Die Lösung für jedes Problem in eurem Leben liegt in euch selbst“, sagt Baars. Und man kann die Verhei lung spüren, die in diesem Satz steckt. Man muss nur wollen. Kurse belegen, Techniken erlernen – dann ist alles möglich. Für jeden. Es gibt keine ungerechten,

unumstößlichen Grenzen mehr durch Schicksal, Talent, Gene oder Krankheit.

Es ist eine Art Glückskommunismus.

„Alles ist nur wandelbare Energie!“, sagt Ralf Baars. „Auch Krebs ist nur ein Energiemuster. Nichts ist unheilbar!“

Burkhard kommt nach vorn. Er ist 50 geworden und möchte sich beruflich verändern, spürt aber, dass ihn „irgendwas daran hindert“. Nur was?

Ralf Baars hält ihm eine Hand vor den Rücken, die andere vor die Brust und setzt die „Energiepunkte“. Ohne Körperberührung. „Ich werde mit Burkhard nun in der Zeit zurückgehen. Time-Travel“, sagt Baars mit ruhiger Stimme und wartet auf eine Reaktion. Burkhard knickt plötzlich leicht mit dem rechten Knie ein. Ein Zucken. „40, aha. In diesem Lebensalter liegt vielleicht das Problem?“, sagt Ralf Baars. „Na ja, mit 43. Damals fiel meine Familie auseinander“, sagt Burkhard.

Es ist wie bei einer Zaubershow.

Baars verweist auf ein Seminarwochenende, Viersternehotel mit Vitalkost, 530 Euro im Einzelzimmer. Dann geht er zum CD-Player, drückt einen Knopf, und Udo Jürgens singt: „Je dunkler die Nacht, dest heller der Morgen.“

Ralf Baars schließt die Augen. Alle im Raum schließen jetzt die Augen. Manche wiegen leicht den Kopf, und es sieht so aus, als träumten sie davon, wie sich alles heilen lässt. Wegatmen, wegwellnessen, harmonisieren, energetisieren, therapiieren, so lange, bis das Leben wieder greift, der Boden fest ist und die Sehnsüchte nicht mehr schmerzen, die Verletzungen, Enttäuschungen, Überforderungen – das ganz normale Drama des Lebens. „Alles ist möglich, was unmöglich schien, wenn du nur wagst, an dich selber zu glauben“, singt Udo Jürgens. Und am Ende steht



Was will das Weib?

ORTSTERMIN: Wie ein Hamburger Erotikshop für Frauen den Erfolg des Sex-Romans „Shades of Grey“ interpretiert

Das runde Ding mit den Zacken, es könnte ein Teigroller sein, mit dem man Pizzastücke schneidet. Aber es dient dazu, die Nerven unter der Haut zu irritieren, was manche Leute sehr mögen und andere nicht. Die merkwürdige Computermaus mit den Beulen, was ist das? Das blau-weiße Ding daneben sieht von weitem aus wie eine elektrische Zahnbürste, das nächste wie ein Tischstaubsauger, man sieht nicht gleich, wozu diese Gerätschaften da sind, man braucht Kathy Mussäus, um es zu verstehen.

Kathy Mussäus, 40, ehemals BWL-Studentin, dann Unternehmensberaterin im Bereich Logistik und IT, jetzt Geschäftsführerin des Erotikshops „Kleine Freiheit“ in Hamburg-Winterhude, hat sich von der Lektüre losgerissen, sie arbeitet sich gerade durch „Shades of Grey“, diesen literarisch fragwürdigen Weltbestseller, der mehr oder weniger schmerzhafte Varianten der Erotik thematisiert.

Fortbildung. Muss sein.

Muss sie die Sado-Maso-Ecke erweitern? Peitschen, Gerten, Fesseln, ein neues, ein größeres Sortiment?

Winterhude ist ein bürgerliches Viertel, in dem die „Kleine Freiheit“ zwischen Kopierladen und Latte macchiato ihren Platz gefunden hat und gut mit den Leuten auskommt. Nur einmal, sagt Kathy Mussäus, als sie Peitschen und Ähnliches im Schaufenster hatten, wurden sie von Passanten gefragt: Habt ihr sie noch alle? Muss das sein?

Kathy Mussäus, auf plüschröter Couch, blickt über ihre Auslagen mit sonderbarem Spielzeug und sagt: „Ist doch ganz normal.“ Es ist normal, dass in „Sex and the City“ der Vibrator schon dramaturgisch eine Rolle spielt. Normal ist auch, dass in einem jugendfreien Film mit Til Schweiger so ein Ding brummend aus dem Schrank fällt. Jetzt aber geht es um mehr als um Vibratoren, jetzt lesen Millionen von Frauen „Shades of Grey“, wollen die wirklich verhauen werden?

Die alte freudsche Frage, was will das Weib? Das ist die Frage, die die Erotikbranche seit langem beschäftigt. Jetzt, da

die Männer ins Internet verschwunden sind, sollen Frauen den Fachhandel retten, diskret beraten, fachlich gut versorgt.

Mussäus sagt, dass ihre Kundschaft dankbar sei, dass sie nicht nach St. Pauli zum Einkauf müsse. Sie sagt auch, mit Blick auf ihre Regale, dass das Fleischfarbene, sehr naturnah Geformte nicht mehr so sehr im Trend liege, sondern das Abstraktere, in knallrot, giftgrün oder schlicht und edel in schwarz, mit silberner Applikation.

Es gibt neue Entwicklungen. Diese Computermaus, die vibrieren kann, „für

dann informieren sie sich noch über Gleitcremes, zahlen, gehen. Zwischen dreißig und fünfzig, sagt Kathy Mussäus, sei ihre Stammkundschaft, Hausfrauen, Bürofrauen, Karrierefrauen, manche stellen sehr genaue Fragen und freuen sich, wenn man ganz sachlich mit ihnen spricht.

Sie sitzt an der Schnittstelle zwischen Phantasien und Wünschen, dort, wo sich entscheidet, ob eine Phantasie Phantasie bleibt oder nicht. Näher an der Wirklichkeit vielleicht als die Buchhändlerinnen, bei denen stapelweise dieser Bestseller über den Tisch geht. Und ihre Karrierefrauen, die sieht sie nicht wie diese Rezäsenten, sondern eher so wie eben die beiden Frauen.

Sie wird den Markt beobachten. Sie wird jetzt nicht gleich Kabelbinder ordnen oder Hanfseile, die gibt es auch im Baumarkt. Halsbänder kriegt man im Tierbedarf.

In der „Kleinen Freiheit“ gibt es Waren für die Dame und Beratung von einer Fachfrau, die Dinge ausprobiert hat und weiß, wovon sie spricht.

Diese Klemmen da zum Beispiel, bei denen man gar nicht fragen will, wozu sie da sind – „da muss man aufpassen, was man kauft. Da muss man darauf achten, dass die justierbar sind“.

Die Fesseln – so samtig, dass es nicht an den Handgelenken reibt. Die Augenbinde – aus Satin. Die Peitschen – anti-allergisch, wahlweise aus Gummi, hartem Leder und Velours. Die Latexkleidchen – sie sehen aus, als müsste jede SM-Kandidatin Größe 36 haben, aber „das dehnt sich. Das passt dann schon“.

Angeboten wird auch „Our first bondage kit“, ein fünfteiliges Fesselset für Einsteiger, falls jemand durch diesen Bestseller auf neue Ideen kommt.

Demnächst soll ein SM-Workshop stattfinden, falls es Fragen gibt, aber eigentlich zweifelt die Fachfrau Mussäus daran, dass diejenigen, die solche Bücher lesen, wirklich so oft von Wünschen geleitet werden und nicht nur von Phantasien.

BARBARA SUPP



Fachhändlerin Mussäus: Fesselset für Einsteiger

den Außenbereich“, sagt sie. Sieht harmlos aus. Praktisch fürs Handgepäck am Flughafen. Kann man auch mal im Bad liegenlassen, und keiner weiß, was das ist. Es gibt auch, sie denkt jetzt mal an die Männer, „die ja gern Technik mögen“, etwas mit Fernbedienung, das vibrieren kann. Die Frau trägt es, der Mann hat die Fernbedienung und spielt.

Aber will sie das, die Frau, was will sie wirklich? Karriere machen, und abends gibt's was hinten drauf? So wie man es jetzt in den Rezensionen liest, zu „Shades of Grey“?

Früher Nachmittag, zwei Frauen betreten den Laden. Eine blond, eine rötlich, beide um die fünfzig, gut geschminkt, gelassen plaudernd. Zielsicher streben sie zu den Regalen hin, Vibratoren wollen sie, eine kauft noch etwas Eiförmiges,

FORMEL 1

Nächste Runde

Im Ermittlungsverfahren wegen Bestechung und Beihilfe zur Untreue gegen Formel-1-Boss Bernie Ecclestone rollt die Münchner Staatsanwaltschaft nun noch einmal den gesamten Verkaufsprozess der Rennserie-Rechte im Jahr 2006 auf. Seit 10. Juli haben die Ermittler in mehreren ganztägigen Vernehmungen den früheren BayernLB-Vorstand Gerhard Gribkowsky befragt, der seinerzeit für das öffentlich-rechtliche Kreditinstitut die Verhandlungen mit dem Finanzinvestor CVC führte. Der Banker war jüngst zu achteinhalb Jahren Haft verurteilt worden, weil er von Ecclestone im Zusammenhang mit dem Verkauf an CVC 44 Millionen Dollar erhalten hatte. Laut Gericht war es Schmiergeld, damit die Anteile tatsächlich bei dem Finanzinvestor landeten, der Ecclestone nahestehen soll. Die Fahnder gehen nun offenbar noch einmal der Frage nach, weshalb der Verkauf seinerzeit so zügig und ohne allzu tiefgehende Unternehmensbewertung seitens CVC über die Bühne ging und ob die BayernLB ihre Anteile womöglich doch zu billig verkauft hat. Zu all diesen Fragen soll Gribkowsky sich ausführlich erklärt haben. Wie es in Münchner Justizkreisen heißt, soll der Ex-Banker in den nächsten Tagen erneut zum genauen Ablauf des Geschäfts vernommen werden. Die Staatsanwaltschaft erhofft sich von den Befragungen offenbar weitere Fakten für eine zügige Anklage gegen Ecclestone. Ermittler gehen inzwischen davon aus, dass die nun vorliegenden Indizien gegen Ecclestone zu einer Verurteilung reichen könn-



JUNG YEON-JE / AFP

Ecclestone, Rennfahrer

ten. Ihm drohe in diesem Fall eine mehrjährige Freiheitsstrafe. Sollte Ecclestone zu einer möglichen Verhandlung nicht erscheinen, denken die Münchner Ermittler offenbar darüber nach, ihn mit einem europäischen Haftbefehl vor Gericht zu bekommen. Ecclestone bleibt bei seiner Aussage, Gribkowsky habe ihn erpresst.

DEUTSCHE TELEKOM

Obermann hofft auf zweite Chance

Telekom-Chef René Obermann hofft, seine angeschlagene US-Handy-Tochter T-Mobile doch noch wie geplant an den US-Telefonriesen AT&T verkaufen zu können. Grund sind die eher durchwachsenen Umfragewerte für US-Präsident Barack Obama. Dessen Regierung hatte Ende vergangenen Jahres überraschend den mit 39 Milliarden Dollar angesetzten Verkauf der Telekom-Handy-Tochter untersagt und dafür kartellrechtliche Bedenken ins Feld geführt. Obermann und seine US-Strategen glauben nun, dass sich diese Einschätzung bei einem Präsidentenwechsel in den USA ändern könnte. Eine konservative Regierung, so das Kalkül der Telekom, wäre möglicherweise sogar bereit, den Megadeal mit AT&T in leicht abgeänderter Form doch noch durchzuwinken. Verhandlungen über Alternativen, wie etwa mögliche Partnerschaften und Fusionen mit anderen Firmen, heißt es in

der Bonner Telekom-Zentrale, würden deshalb seit einigen Wochen bereits mit gebremster Energie geführt. Der im Dezember vergangenen Jahres von den US-Behörden untersagte Verkauf der seit Jahren schwächeren US-Handy-Sparte hatte Obermann und seine Telekom in eine schwere Krise gestürzt. Ohne die damals bereits fest eingeplanten US-Milliarden musste der Telekom-Chef den Sparkurs des Bonner Konzerns verschärfen und Investitionen, etwa in neue Netze, stark kürzen.



Obermann

VERSANDHANDEL

Baby-Walz plant massiven Stellenabbau

Das Versandhaus Walz will fast jeden vierten Mitarbeiter entlassen: Die Geschäftsleitung des zum Finanzinvestor Carlyle gehörenden Unternehmens plant, im Rahmen von „Anpassungsmaßnahmen“ 280 von insgesamt 1300 Stellen abzubauen. Unter anderem betrifft das die Logistik für Baby-Walz, den Händler für Kinder- und Babyausstattung. Dem Eigentümer gehe es „um reine Kosteneinsparungen“, kritisiert die Belegschaft in einem offenen Brief. Denn die Auftragslage sei „momentan sehr positiv“. Das Unternehmen wollte sich nicht zur wirtschaftlichen Situation äußern, teilte nur mit, dass noch keine Entscheidung zum Umfang des Stellenabbaus getroffen worden sei. Die Carlyle Group hatte den Versandhändler 2011 übernommen. „Was als notwendige Flexibilisierung bezeichnet wird, heißt letztlich nur: Billiglöhne“, kritisiert Betriebsratschef Stephan Kammerlander.

DISPO-ZINSEN

Warnung vor Abzocke

Verbraucherministerin Ilse Aigner (CSU) will mehr Transparenz bei den sogenannten Dispo-Zinsen schaffen. Diese fallen an, wenn Bankkunden ihr Konto überziehen. Eine aktuelle Studie ihres Ministeriums kam zu dem Ergebnis, dass die Zinsen von bis zu 18 Prozent weit überhöht seien. Zwar lehnt Aigner eine gesetzliche Regelung ab. Allerdings ist die Ministerin offen für den Vorschlag aus der Bankenbranche, Kunden unmittelbar über die anfallenden Zinskosten zu informieren, wenn sie ihr Konto überziehen. So könnte bei einer Abhebung am Bankautomaten zum Beispiel ein Warnhinweis mit dem drohenden Zinssatz erscheinen samt der Frage, ob die Abhebung dennoch erfolgen soll. Eine vergleichbare Regelung haben die Banken bereits im vergangenen Jahr für die Gebühren bei der Abhebung an Geldautomaten getroffen. „Wenn es mehr Transparenz gibt und mehr Wettbewerb bei den Banken, dann sinken auch die Preise“, glaubt Aigner. Nach der Sommerpause will sie gemeinsam mit Banken, Schuldnerberatungen und Verbraucherschützern über die überhöhten Dispo-Zinsen diskutieren.



REINER ZENSEN / IMAGO
Aigner

BANKEN

Jain bei Westerwelle

Bundesanßenminister Guido Westerwelle (FDP) erwartet bei der traditionellen Botschafterkonferenz am Ende der Sommerpause einen seltenen Gast. Anshu Jain, Co-Chef der Deutschen Bank, soll am 28. August vor den deutschen Botschaftern aus aller Welt sprechen. Eingefädelt hat den Coup offenbar Thomas Matussek, einst Diplomat und heute Lobbyist der Deutschen Bank. Gute Beziehungen zur Bundesregierung kann Jain angesichts der



SCOTT OLSON / GETTY IMAGES

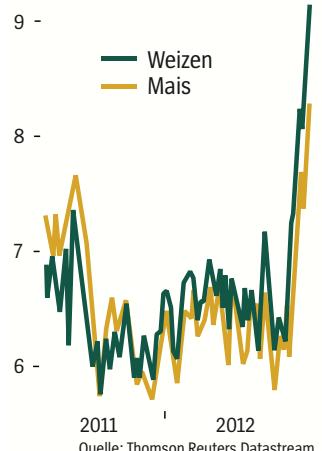
LANDWIRTSCHAFT

Dürre heizt Spekulation an

In den USA treibt die schlimmste Trockenperiode seit 24 Jahren die Getreidepreise in die Höhe. Ende vergangener Woche überstieg der Preis für Mais das bisherige Rekordhoch vom Juli 2008, dem Jahr der Welternährungskrise und Hungeraufstände. Weizen ist deutlich teurer als im vergangenen Jahr. Sojabohnen, die als Tierfutter verwendet werden, kosten mit 17,61 Dollar je Scheffel mehr als jemals zuvor, was sich weltweit auf die Fleischpreise auswirken wird. Die Aussicht auf Missernten lockt indes massenhaft Investoren. Allein von Mitte Juni bis Mitte Juli hat sich der Handel mit Agrar-Futures und Optionen an den US-Börsen fast verdreifacht. „Kaum wird die Nachricht von schlechten Ernten verbreitet, strömen die Spekulanten herbei und treiben die Preise in die Höhe“, sagt Marita Wiggerthale von der Hilfsorganisation Oxfam. Das hat mehr mit Profitgier zu tun als mit einem echten Notstand. Tatsächlich liegen die globalen Maisvorräte derzeit um fünf Prozent über der Vorjahresmarke, die Weizenbestände sind nahezu unverändert hoch.

Getreidepreise

an der Rohstoffbörsen in Chicago, in Dollar je Scheffel



Deutsche-Bank-Zentrale in Frankfurt am Main

Affäre um gefälschte Zinssätze gut gebrauchen. Behörden von Brüssel bis New York prüfen, wie tief die Bank in die Manipulation der Schlüsselzinsen Libor und Euribor verstrickt ist. Als 2011 die US-Börsenaufsicht auf die Deutsche Bank zukam, leitete der damalige Risikovorstand Hugo Bänziger eine interne Prüfung ein. Zwei Mitarbeiter wurden suspendiert. Für die Libor-Sätze zuständig war der Bereich Money Markets, eine Unterabteilung des Investmentbankings, das Jain bis zu seinem Wechsel an die Konzernspitze leitete. Hinweise, dass Jain oder andere Top-Manager in den Skandal verwickelt sind, gibt es bislang nicht.

KONSUM

Mensch gegen Maschine

Amazon und Co. bedrohen Branchengrößen wie den Otto-Konzern. Der ist zwar selbst ein Online-Schwergewicht, doch die Angreifer sind schneller. Welche Chance hat der klassische Handel noch?

Rainer Hillebrand residiert in einem architektonischen Klotz, allein der Eingangsbereich ist enorm. Es geht vorbei an einem Empfangstresen, durch Sicherheitsschleusen, über Rolltreppen hinauf und riesige Flure entlang. In der Vorstandsetage werden die Gänge noch breiter. Dort hockt in einem Glaskasten ein Pförtner in Livree. Sekretärinnen öffnen Türen.

Hillebrand ist bei Otto für das Internetgeschäft zuständig. Er ist stellvertretender Vorstandschef und ein zupackender, direkter Typ. Er zieht gleich das Sakko aus, legt die Unterarme auf den Tisch und presst die Hände zusammen. Noch bevor



Otto-Vizechef Hillebrand
„Keiner weiß, was da auf uns zukommt“

man sich richtig vorstellen konnte, ist es schon klar, weshalb sich der Versandriese so schwertut. Deshalb.

Es ist dieser Apparat. Diese Flure und die langen Wege, das ganze aufgeblähte Drumherum. Der Apparat kostet Geld, das immer schwerer zu verdienen ist.

Den Otto-Konzern gibt es seit fast 63 Jahren, 53 000 Menschen arbeiten für ihn. Der Umsatz wuchs im vergangenen Jahr um bescheidene 1,7 Prozent, der Gewinn schrumpfte. Viele Mitarbeiter waren schon an Bord, als die Waren noch ausschließlich in dicken Katalogen angepriesen wurden und das Internet noch gar nicht erfunden war.

Amazon gibt es erst seit 18 Jahren, gegründet von Jeff Bezos, der von Anfang an nur ein Ziel hatte: der größte Händler der Welt zu werden. Das Unternehmen beschäftigt mittlerweile 65 600 Leute, vor einem Jahr waren es noch 37 900. Im ersten Quartal konnte der Konzern seinen Umsatz um 34 Prozent ausbauen. Der Gewinn fiel zwar. Aber der Gewinn von heute spielt für Bezos keine große Rolle. Er investiert so viel Geld wie möglich in die Zukunft, in neue Lager, vor allem aber in Computer und Rechenzentren, nicht in Flure und lange Wege.

Die Technik hat bei Amazon längst die Aufgaben übernommen, die bei Otto

Nachholbedarf

amazon

Umsatz 2011 **37,1 Mrd. €**

Mitarbeiter Ende 2011 **56200**

otto group

davon 5,3 Mrd. € im Online-Handel

Umsatz 2011 **11,6 Mrd. €**

Mitarbeiter Ende 2011 **53105**

noch Menschen erledigen. Computer ziehen aus dem Verhalten von Millionen Kunden viel schneller die richtigen Schlüsse. Algorithmen reagieren automatisch, wenn die Konkurrenz die Preise senkt. Sie rechnen genauer aus als jeder Mensch, was der Kunde vermutlich haben möchte. Selbst Kunden-Mails beantworten die Computer mittlerweile zuverlässig.

Der Kampf Amazon gegen Otto ist auch der Kampf von Maschine gegen Mensch. Rechner gegen Händler, Bits gegen Beratung.

„Wir sind in unserem Anspruch ein Unternehmen, das sehr viel persönlicher ist als Amazon“, sagt Hillebrand. Deshalb



Amazon-Lager in Bad Hersfeld, ECE-Shoppingcenter



STEFAN SODTKE / VISUM
gebe es bei Otto noch den Außendienst, die Callcenter, die Produkthilfe am Telefon. „Bei Amazon trifft man als Kunde eigentlich nie auf einen Menschen.“ Fast trotzig fügt er hinzu: „Aber es gibt Menschen, die wollen noch einen Menschen als Ansprechpartner haben.“

Lange Zeit waren die Hamburger Versandspezialisten mit ihrer Strategie sehr erfolgreich. Es gelang ihnen viel besser als den Quelles und Neckermanns, aus Katalog-Kunden Online-Konsumenten zu machen. So wurde aus dem traditionellen Versender der zweitgrößte Internethändler der Welt. Aber dem Konzern fällt es schwer, Schritt zu halten mit dem mörderischen Tempo, das die jungen Konkurrenten aus dem Netz vorgeben, allen voran Amazon, aber auch Start-ups wie der Schuhversender Zalando.

Schon heute macht der Online-Handel knapp sieben Prozent des Umsatzes im Einzelhandel aus. Bis 2020 soll sich der Anteil mindestens verdoppeln, prognostiziert Gerrit Heinemann, Professor an der Hochschule Niederrhein und einer der wenigen deutschen Experten.

„Wer glaubt, die digitale Revolution habe schon stattgefunden, der wird sich noch wundern“, meint er. „Die Digitalisierung beginnt gerade erst. Die nächsten 2 bis 3 Jahre werden den Handel noch mehr verändern als die letzten 15.“

Viele etablierte Firmen werden dabei auf der Strecke bleiben. Angeschlagen sind etliche schon heute. Die Elektronikmärkte Saturn und Media-Markt verlieren Kunden, weil die sich in ihren Filialen häufig die Produkte nur noch anschauen, um sie dann im Internet billiger zu bestellen. Der Schuhhändler Görtz muss Filialen schließen, junge Frauen lassen sich lieber von Zalando (Werbeslogan: „Schrei vor Glück“) beliefern. Amazon ist hierzulande der größte Buchhändler geworden, weshalb selbst die Thalia-Kette in ihren zu großen Läden zunehmend Nippes verkauft.

Natürlich lässt sich nicht die ganze Misere des Handels allein aufs Internet schieben. Karstadt krankt vor allem an Fehlern des eigenen Managements, des früheren wie des aktuellen. Der traditionsreiche Versender Neckermann war schon scheintot, als seine neuen Besitzer die waghalsige Idee entwickelten, ihn als Online-Händler zu neuem Leben zu erwecken. Die Insolvenz vergangene Woche war unvermeidlich.

Die Otto Group hat im Vergleich zu diesen Konkurrenten vieles richtig gemacht – und sieht sich dennoch einer wachsenden Gefahr ausgesetzt. Otto könnte ein Musterfall für die Frage werden, welche Chance der klassische Handel überhaupt noch hat. Wer, wenn nicht Otto, kann eine Antwort finden?

Um sich zu wappnen, hat sich das Unternehmen mit einer ganzen Schar von Beratern und Digitalagenturen um-



MARCUS HIRBECKER / DAFD

in Oldenburg: „Wer glaubt, die Revolution habe schon stattgefunden, wird sich noch wundern“



Zalando-Werbung, Neckermann-Katalog von 1955: „Neue Erfolgsfaktoren gewinnen an Bedeutung“

geben. In Berlin steckte der Konzern 50 Millionen Euro in die Neugründung einiger E-Commerce-Freaks, die vorher für die Zalando-Gründer, die Samwer-Brüder, gearbeitet haben. Mit Bordmitteln allein, das haben sie bei Otto begriffen, wird es der Konzern nicht packen. Darum die vielen jungen Leute, von denen Hillebrand „jeden Tag etwas Neues lernt“.

Einer von ihnen ist Tarek Müller. Der 23-jährige Jungunternehmer mit Rastalocken besitzt eine Agentur für digitale Geschäftsmodelle, mit heute 70 Angestellten in Hamburg, Darmstadt und Kiel. Im Herbst wird er ein Büro in San Francisco eröffnen. Empfang, Rolltreppe und Pförtner hat er nicht. Müller sitzt im Konferenzraum seiner Firma vor einer Wand aus Glasbausteinen. Tisch und Stühle, das „ganze Zeug“, wie er sagt, hat er bei Ebay für nicht mal hundert Euro ersteigert.

Müller war 16, als er einen Online-Shop für Wasserpfeifen aufbaute. Er zog das Geschäft zwischen Matheunterricht und Fuß-

ball durch, hatte rasch das größte Angebot im Netz und am Ende monatliche Umsätze von etwa hunderttausend Euro.

Allerdings hatte er keine Ahnung davon, was Unternehmertum bedeutet. Er hatte sich weder mit Zollrecht beschäftigt noch mit Bilanzen und Steuern oder mit der Notwendigkeit, Rücklagen zu bilden. Irgendwann schlug alles über ihm zusammen – und das Finanzamt zu. Mit 18 saß Müller auf Schulden von 150 000 Euro. Er erzählt die Geschichte gern, zumal sie nicht mit der Pleite endet. Er hat sich drausgeackert und ein neues Internetunternehmen aufgebaut. Heute pendelt er zwischen den Chefetagen deutscher Großkonzerne und gilt als einer, der weiß, wie im Internet Geld zu verdienen ist.

Zu den Kunden seiner Firma NetImpact zählen Medienkonzerne wie ProSiebenSat.1, Bauer und Axel Springer, Werbeagenturen wie Kolle Rebbe und vor allem Handelsriesen wie Otto. Hillebrand arbeitet gern mit Müller zusam-



TV-YESTERDAY

men. „Ich schätze ihn als Ratgeber“, sagt er. Müller hat kein Diplom, keinen Doktor und keinen Master of Business Administration wie die Leute, mit denen er es auf den Vorstandsetagen zu tun hat. „Meine Abendschule war Wikipedia“, sagt Müller. „Meine Uni war Google.“

Es ist diese Mischung aus Unbefangenheit, Selbstbewusstsein und der Sicherheit, alles aus dem Netz holen zu können, was er braucht, die Müller so anziehend macht für viele Handelsprofis, die selbst unsicher sind, wie sie umgehen sollen mit all dem Neuen, was da auf sie zurollt durch Internet und Smartphone-Dominanz.

Hillebrand ist mehr als doppelt so alt wie Müller und, anders als der, nicht mit dem Internet aufgewachsen. Er ist in diese Welt eingewandert, und so lässt er sich manches erklären von dem Jüngeren, der so ganz anders rangeht an die Dinge, als Hillebrand selbst das gelernt hat.

Otto war Jahrzehntelang auch deshalb erfolgreich, weil der Konzern besser darin



Um neue Märkte zu öffnen, braucht

war als andere, die Hosen, Blusen, Socken auszusuchen, die seine Kunden wollten. Doch diese „klassischen Erfolgsfaktoren“, sagt Hillebrand nachdenklich, „haben nicht mehr die Bedeutung oder sind vielleicht keine mehr, neue Erfolgsfaktoren gewinnen an Bedeutung.“

Es ist nicht so, dass niemand im Konzern diese Entwicklung hätte kommen sehen und nichts geschehen wäre. Mittlerweile macht die Gruppe 50 Prozent ihrer Handelsumsätze im Netz. Ein Umstrukturierungsprogramm jagt das nächste. Sie alle sollen Otto zur „E-driven-Company“ machen. Doch das Wortgeklingel verrät schon auch viel über die Nervosität im Konzern.

Denn es gibt viel zu tun. Schon allein in technischer Hinsicht. Amazon etwa ändert bei einzelnen Produkten mehrmals am Tag den Preis, je nachdem wie andere Händler sich verhalten. Otto, sagt Hillebrand, sei „sehr bald auch technisch“ in der Lage, das zu tun.

Hillebrands Strategie: Einerseits soll die Kernmarke Otto als zweiter Universalhändler neben Amazon einigermaßen überleben. Andererseits baut er an einer Galaxie kleiner bis mittlerer Stores drum herum. Der Kunde soll online überall auf Otto stoßen, muss es aber gar nicht wissen. Vielleicht auch, weil dann das etwas trutschige Katalog-Image nicht stört, das der Konzern mit sich herumschleppt.

Mit Tarek Müller betreibt die Otto Group eine gemeinsame Firma namens vStores. In ihr sind mehrere Online-Nischen-Shops vereint, ein Spezialshop für Longboards, einer für Trendartikel. Traditionelle Einkäufer, wie es sie bei Otto gibt, die Waren noch vor Ort auswählen, fehlen hier. Ein paar Studenten bestellen einfach via Netz weltweit möglichst billig, was sie kriegen können – ohne allzu große Warenkontrolle.

„Die Einstiegsbarrieren für den Handel sind durch Online deutlich gesunken“, sagt Hillebrand. Bei Müller heißt das: „Jeder Student kann in seiner abgerockten Bude jedem etablierten Anbieter in null Komma nichts Konkurrenz machen.“

Der Handelsriese wirkt derzeit wie eingeklemmt zwischen dem Weltkaufhaus Amazon und den vielen kleinen Shops, die es alle mehr und mehr ins Internet zieht. Von Zara und H&M bis Gerry Weber und Marc O’Polo.

Die eine Zukunftfrage ist: Warum sollte jemand bei Otto Klamotten kaufen, die er direkt beim Markenhersteller be-

Handel im Wandel

Umsätze im Einzel- und Online-Handel 2011, Veränderung gegenüber 2005

Quelle: HDE



kommt? Die andere: Warum sollte jemand, der schon Amazon-Kunde ist, zu Otto wechseln?

Amazon ist Ottos Alpträum. Nicht nur wegen der Zahlen. Nicht nur, weil der Online-Gigant wächst und wächst und sich ein Handelssegment nach dem anderen vorkämpft. Sonder vor allem, weil alles, was bei Otto wichtig ist, bei Amazon nicht besonders zählt. Sortiment. Einkauf. Callcenter. Katalog. Beratung. Menschen. Sogar die Produkte.

Bei Amazon geschehen Dinge, die ein traditionelles Handelsunternehmen nicht mehr verstehen kann, das stolz darauf ist, in seinen Reihen die Leute mit der besten Sachkenntnis zu haben. Fachleute für Damenunterwäsche, Fachleute für Spielzeug, Fachleute für Waschmaschinen.

Wer sich dagegen bei Amazon etwa auf eine Position im Bereich „Einkauf Buch“ bewirbt, dem kann es passieren, dass er ein Riesenauswahlverfahren durchläuft, aber nicht ein einziges Mal nach Büchern gefragt wird. Schriftstellers muss dort auch niemanden interessieren. Amazon kauft ohnehin so gut wie jedes Buch ein, das verfügbar ist. Den Rest erledigen Computer.

Früher verbrachten Experten Tage damit, darüber nachzudenken, wie wohl eine Katalogseite aussehen muss, damit der Kunde möglichst viel kauft. Heute lässt sich das im Web am realen Kundenverhalten durchrechnen. Man stellt verschiedene Varianten online und beobachtet, welche für mehr Umsatz sorgt. Für Philosophie bleibt da kein Raum.

Amazon etwa hat ja nicht deshalb so viele Kundenrezensionen auf seinen Produktseiten, um einen besseren Service zu bieten. Man hat nur errechnet, dass der Kunde auf diese Weise am Ende mehr Waren im Einkaufskorb hat. Selbst eine Reihe von schlechten Rezensionen für ein Produkt schadet nicht. Das eine Produkt wird zwar gemieden. Aber dafür werden umso mehr andere gekauft.

Am Ende ist aber auch das eine Frage der Kosten. Amazon stellt Kontakt zwischen Menschen dadurch her, dass Kunden für Kunden freiwillig und ohne jedes Honorar Bewertungen abgeben. Otto bezahlt eine ganze Armee, dass Menschen in Ottos Namen mit Menschen reden.

„Jeder sagt, er will mit Menschen zu tun haben, aber wenn er darüber nach-

Zugegeben: der globale Markt ist ein komplexes System. Doch letztlich geht es um eine einfache Frage: Wie finden Angebot und Nachfrage am effektivsten zusammen? Unsere Antwort darauf sind Messekonzepte, die weltweit die Interessen von Ausstellern und Fachbesuchern möglichst eng verzahnen. Und vielleicht ist es ja genau das, was die NürnbergMesse für das internationale Business so anziehend macht.

Wir beraten Sie gerne: 09 11.8 60 60

www.nuernbergmesse.de

NÜRNBERG MESSE

denkt, ist ihm eine Maschine lieber“, sagt Müller. Und dann fragt er, ob man selbst Erfahrungen mit Callcentern habe. Damit, dass man dort Glück braucht, an einen fähigen Mitarbeiter zu geraten. Ein Computer ist viel professioneller. Er reagiert immer gleich.

Tarek Müller hat den Konferenzraum verlassen und führt durch die zwei Etagen seiner Hamburger Zentrale. Zwischen seinen Leuten sitzen auch Otto-Leute. Sie haben sich dem lockeren Stil der Digitalkultur kleidungsmäßig angepasst. Im Grunde könnte hier auch eine Krankenkasse ihre Rechnungsprüfstelle haben. Nach Kreativität sieht das alles nicht aus.

„Kein Wunder“, sagt Müller. „Hier kann es gar nicht kreativ aussehen. Unsere Kreativität sieht man nicht, die steckt in der Analyse. Keiner von uns sitzt unter einem Baum, raucht einen Joint, und dann fällt ein Apfel runter, und er sagt: Ah, so funktioniert E-Commerce!“ Wenn er bei Vorständen zu Besuch sei, fühle er sich darum oft als der Konservativste im ganzen Raum, „weil alle immer denken, dass das Internet etwas Kreatives ist“, sagt er. „Aber letztendlich es ist bloß Mathe. Das Internet ist berechenbar.“

Dann führt er ein Programm vor, das auf den Cent genau ausrechnet, welcher Kunde aus welcher Stadt an welchem Wochentag zu welcher Zeit pro Klick mehr Umsatz bringt. Es ist pure Mathematik.

Von dieser mathematischen Kälte dem Kunden gegenüber ist Otto weit entfernt. Das ist sympathisch, aber ein Problem. Wenn Hillebrand heute einen Online-Ver sandhandel aufbauen müsste, einfach so auf der grünen Wiese, würde er vermutlich mit der Hälfte der Menschen auskommen, die der Konzern heute beschäftigt. Und es müssten andere Menschen sein.

Noch ist Otto nicht verloren. Der Konzern verfügt über gigantische Massen an Daten über seine Kunden. Die muss er eigentlich nur nutzen. Etwa um die nächste Milliarden-Euro-Frage im Internethandel zu beantworten: Wie schaffe ich es, dass Kunden nicht nur online einkaufen, wenn sie einen konkreten Wunsch nach Bluse, Hose, Socke haben?

Wie schaffe ich es, dass sie auf meiner Seite ziellos bummeln gehen wie sonst nur in der Innenstadt oder in den Einkaufszentren von ECE beispielsweise? Der Shopping-Mall-Betreiber ist auch ein Teil des Otto-Imperiums und wird heute von Alexander Otto gesteuert. Auch die großen Einkaufsmeilen werden es ja schwer haben, wenn Goertz, Karstadt und all den anderen die Ideen ausgehen.

„Vor dem Hintergrund von ein paar tausend Jahren Menschheitsgeschichte befindet sich E-Commerce erst ein paar Minuten nach dem Urknall“, sagt Hillebrand. „Keiner weiß genau, was da noch auf uns zukommt.“

MARKUS BRAUCK



Ex-Barclays-Chef Bob Diamond: „Am Ende muss eine bessere Aufsicht stehen“

B A N K E N

„Einladung zur Manipulation“

Elke König, Chef der Finanzaufsicht BaFin, ist entsetzt über die aktuelle Skandalserie der Branche. Deshalb will sie sich die Kontrolle nicht aus der Hand nehmen lassen.

König, 58, ist promovierte Betriebswirtin. Nach Stationen beim Wirtschaftsprüfer KPMG und den Versicherern Münchener Rück und Hannover Rück zog sie 2010 ins International Accounting Standards Board in London ein, das an Bilanzierungsstandards arbeitet. Seit Anfang des Jahres ist sie Chef der Finanzaufsicht BaFin.

SPIEGEL: Frau König, kaum eine Woche vergeht noch ohne Skandale und Affären in der Bankenwelt. Haben die Banker eigentlich gar nichts gelernt?

König: Das frage ich mich manchmal auch. Aber im Ernst: In einem Teil der Kreditwirtschaft wurden nach meinem Eindruck viel zu lang überambitionierte Mitarbeiter eingestellt. Einige haben dann nicht mehr unterschieden zwischen dem eigenen Erfolg und dem des Unternehmens. Aber man darf das auch nicht verallgemeinern.

SPIEGEL: Die britische Bank HSBC hat gerade Geldwäsche in Milliardenhöhe einräumen müssen. Bei der Manipulation des Libor-Zinses sind neben der britischen Barclays-Bank ein Dutzend europäische Institute im Visier der Ermittler. Da geht es nicht um wenige Einzeltäter.

König: Das muss jetzt aufgeklärt werden. Doch große Skandale gab es auch in anderen Industrien, etwa im Bausektor. Und der Libor-Zins ...

SPIEGEL: ... der eigentlich anzeigen soll, zu welchem Satz sich Banken untereinander Geld leihen ...

König: ... lud zu Manipulation geradezu ein. Er wird allein von einer kleinen Gruppe privater Banken und einem privatwirtschaftlichen britischen Bankenverband ermittelt. Es gibt keine Kontrollen von außen. Noch dazu geben die Institute lediglich Schätzungen ab, was sie für den Tag erwarten – sie müssen keine Zahlen einreichen, die auf realen Geschäften beruhen. Das ging bislang nach dem Motto: Der Markt wird's schon richten. Aus heutiger Sicht macht mich das sprachlos.

SPIEGEL: Braucht es da nicht schleunigst strenge Kontrollen oder eine echte Reform? Finanzinvestoren haben immerhin



CHRISTOPH PAPSCHE / DER SPIEGEL
Finanzkontrolleurin König
„Das macht mich sprachlos“

Geschäfte von Hunderten Billionen Euro an den Libor-Satz geknüpft.

König: Ich bin mir nicht sicher, ob Regulierung hilft. Fakt ist, dass sich die Industrie blind auf den Satz verließ. Mich erinnert das an den unbedingten Glauben an die Urteile der Rating-Agenturen, die ja ebenfalls private Unternehmen sind. Es ist Zeit, nach Alternativen zu suchen.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

König: Man könnte mehr Geschäfte an die Entwicklung von anderen Papieren knüpfen, Staatsanleihen etwa. Jedenfalls sollte man als Grundlage für die Ermittlung des Libor reale Transaktionen verwenden – nicht irgendwelche Schätzwerte.

SPIEGEL: Anleger auf der ganzen Welt machen sich bereit, um Banken wegen der Manipulationen auf Schadensersatz zu verklagen. Was droht hiesigen Instituten wie der Deutschen Bank unter ihren neuen Chefs Anshu Jain und Jürgen Fitschen?

König: Das lässt sich noch nicht sagen. Wir versuchen derzeit, gemeinsam mit der britischen und der US-Aufsicht herauszufinden, inwiefern deutsche Institute an dem Skandal beteiligt waren. Grundsätzlich müssen Banken für eventuelle Schäden angemessene Rückstellungen bilden.

SPIEGEL: Angesichts der Skandale der letzten Zeit rufen nun sogar Branchen-Profis wie der Munich-Re-Chef Nikolaus von Bomhard nach einer Zerschlagung der übergroßen Banken.

König: Eine Volkswirtschaft mit globalen Playern braucht Banken, die global agieren. Es ist aber eine Überlegung wert, ob man gewisse Geschäfte nicht doch von einander trennen sollte.

SPIEGEL: Sollten Privatkundengeschäft und Investmentbanking getrennt werden?

König: Denkbar wäre, dass man Banken zwingt, den Eigenhandel in eine eigenständige Tochtergesellschaft auszulagern ...

SPIEGEL: ... also den Handel, den sie auf eigene Rechnung und nicht für Kunden betreiben. Wir dachten, den hätten deutsche Banken ohnehin eingestellt.

König: Das halte ich für ein Gerücht. Aber Eigenhandel in Maßen muss ja auch nicht schlecht sein.

SPIEGEL: In der Euro-Zone wollen Politiker der Macht der Banken durch eine grenzübergreifende Aufsicht beikommen. Ist das sinnvoll?

König: Einheitliche Regeln sind wichtig. Die Frage ist allerdings, ob eine Zentrale in Frankfurt, Brüssel oder wo auch immer wirklich besser vorhersehen kann, wo Probleme im Finanzsektor entstehen, als die Prüfer im eigenen Land.

SPIEGEL: Glauben Sie nicht, dass ein Zentralbanker etwa in der EZB nüchtern auf Schwierigkeiten guckt als ein nationaler Aufseher, der seine heimischen Unternehmen immer schützen will?

König: Möglicherweise. Aber vielleicht sieht er umgekehrt viele Probleme erst gar nicht, weil er Mails und Papiere rein

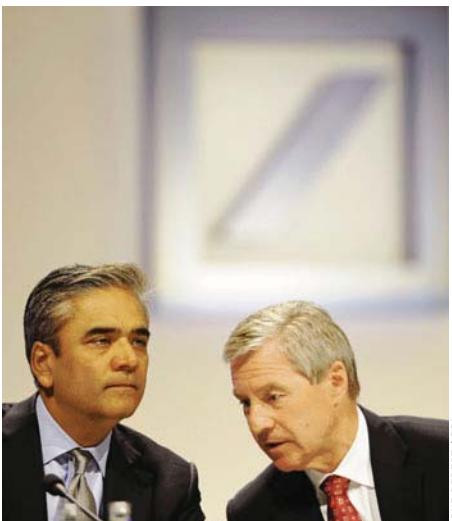
sprachlich nicht versteht oder ihm die Kultur fremd ist.

SPIEGEL: Angela Merkel würde den Job trotzdem gern der EZB übertragen. Wäre deren Chef Mario Draghi dann Ihr Boss?

König: Das ist offen. Ungünstig fände ich, wenn die EZB Entscheidungen fällt und wir sie nur ausführen. Wenn die BaFin eine Bank schließen muss, möchte ich das doch wenigstens mitentscheiden. Wer bezahlt denn die Rechnung? Im Extremfall würde Herr Draghi über das Geld deutscher Steuerzahler bestimmen.

SPIEGEL: Was halten Sie von Vorschlägen, für solche Fälle gemeinsame europäische Töpfe für die Abwicklung von Banken und die Sicherung der Spareinlagen zu schaffen?

König: Langfristig ist das denkbar. Aber man muss auch sehen: Ein gemeinsamer



ARNE DEBERT / EPA

Deutsche-Bank-Chefs Jain, Fitschen

„Ich möchte wenigstens mitentscheiden“

Einlagensicherungsfonds könnte per heute zusätzliche Ansteckungsgefahren schaffen.

SPIEGEL: Befürwortern gilt er als Garant für mehr Sicherheit.

König: Ja; nur was, wenn unsere Sicherungssysteme auch für Südeuropa haften? Derzeit sind deutsche Sparger noch gelassen, wenn eine griechische Bank wackelt.

SPIEGEL: Es gibt schon eine europäische Aufsicht – die EBA. Droht nicht endgültig das Chaos, wenn daneben noch EZB, Bundesbank und BaFin mitmischen?

König: Lassen Sie es mich so sagen: Wir dürfen nicht zu viele Schnittstellen schaffen. Am Ende muss auch eine bessere Aufsicht stehen. Man muss auch bedenken, dass die EZB nur die 17 Euro-Länder repräsentiert. Mir wäre es lieber, wenn alle 27 EU-Länder gleich behandelt würden.

SPIEGEL: Dann würde doch das Kompetenzgerangel noch schlimmer.

König: Es gibt hin und wieder Unstimmigkeiten zwischen nationalen Aufsichten. Doch die internationale Zusammenarbeit ist inzwischen sehr professionell und vertrauensvoll. Früher musste man für einen

Anruf bei der englischen Behörde erst einmal ein Auslandstelefonat beantragen. Heute greift man einfach zum Hörer.

SPIEGEL: Würden Sie also die EBA als zentrale Aufsicht bevorzugen?

König: Zum mindesten gibt es bei der EZB einen Zielkonflikt zwischen Geldpolitik und Aufsicht. Wir hatten diese Diskussion ja auch in Deutschland, als es um die Frage ging, ob die Bankenaufsicht komplett bei der Bundesbank angesiedelt werden sollte. Außerdem greifen Aufseher in Krisensituationen in Banken und damit letztlich in Eigentumsrechte ein. Dazu benötigen sie eine demokratische Legitimation. Das heißt sich mit der Unabhängigkeit der Zentralbank.

SPIEGEL: Am Ende bleiben der BaFin womöglich weniger Aufgaben.

König: Die Sorge, dass wir nichts mehr zu tun haben, treibt mich nicht um. Wir sind ja auch für die Wertpapieraufsicht zuständig und für die Versicherungen. Eine europäische Finanzaufsicht bei der EZB würde die Assekuranz nicht erfassen. Ich bin eine überzeugte Anhängerin der Allfinanzaufsicht, weil ansonsten der Blick auf das gesamte Finanzsystem zu kurz kommt.

SPIEGEL: Kann man Banken überhaupt wirksam regulieren?

König: Ja, doch es kann nicht hinter jedem Bankmitarbeiter ein Aufseher stehen. Wir müssen aber endlich die Regulierung des Schattenbankensektors angehen. Manche Akteure, wie Hedge- oder Geldmarktfonds, sind Banken sehr nahe. Was aussieht wie ein Hund und bellt wie ein Hund, das ist auch ein Hund und muss so behandelt werden. Ein weiterer Gefahrenherd ist der Hochfrequenzhandel ...

SPIEGEL: ... bei dem Computer Millionen Geschäfte pro Sekunde steuern.

König: Das verstärkt Übertreibungen am Markt. Und die angeblich geschaffene Liquidität ist nur eine Illusion, weil etliche Deals letztlich gar nicht ausgeführt werden. Die Autoindustrie hat Autos konstruiert, die sehr schnell fahren können. Trotzdem hat sich die Branche einen Kodex gegeben, dass bei 250 Stundenkilometern Schluss sein sollte. Analog frage ich mich, wozu Handel im Nanosekundenakt volkswirtschaftlich gut ist.

SPIEGEL: Wie soll man das unterbinden?

König: Man könnte die Transaktionen mit Kosten versehen, die massenhafte Wetten auf marginale Gewinne unattraktiv werden lassen. Eine solche Finanztransaktionsteuer wäre wirklich sinnvoll.

SPIEGEL: Sie haben bei Ihrem Wechsel an die BaFin-Spitze auf die Hälfte Ihres Gehalts verzichtet. Was ist so spannend daran, Finanzaufseherin zu werden?

König: Die Aufgabe ist in der Tat spannend und auch sehr wichtig. Ich bin nicht Florence Nightingale, aber Geld ist auch nicht alles.

INTERVIEW: MARTIN HESSE, ANNE SEITH



SOREN STACHE / PICTURE ALLIANCE / DPA

Schweizer Bundesrätin Widmer-Schlumpf, Finanzminister Schäuble: Kein Geld für neue CD-Käufe

STEUERHINTERZIEHUNG

Selbstanzeige? Singapur!

Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble kämpft um sein Steuerabkommen mit der Schweiz. Kann er die Phalanx der rot-grünen Länder brechen?

Langsam wird es knapp, für Steuerhinterzieher wie für Steuerfahnder. Das Zeitfenster schließt sich in 162 Tagen. Am 1. Januar 2013 soll das Steuerabkommen zwischen der Schweiz und Deutschland in Kraft treten. Bis dahin bleibt den einen noch wenig Zeit, ihr Schwarzgeld irgendwo in der Welt zu verstecken. Und so lange können die anderen noch CDs mit Kundendaten kaufen – und danach Steuersünder zur Kasse bitten.

Am liebsten hätten die beiden Seiten jedoch, wenn das Steuerabkommen gar nicht Realität würde. Dann könnten sie weitermachen wie bisher, die emsigen Fahnder und ihre fintenreiche Kundschaft.

Denkbar ist auch dies. Seit gut zwei Jahren schwelt der Streit über Steuergerechtigkeit in Zeiten digitaler Datensätze, die im Nu kopiert und zur Handelsware werden. Und so unübersichtlich, so offen wie derzeit war die Frage wohl noch nie, ob der bilaterale Vertrag in Kraft tritt oder nicht.

Der Erste, der nach dem jüngsten Ankauf von Daten der Zürcher Coutts-Bank durch Wuppertaler Steuerfahnder Konsequenzen zog, war Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble (CDU). Er will kein Geld mehr lockermachen für den Daten-

erwerb. Das Land Nordrhein-Westfalen, so die Botschaft, solle für seine teuren Einkäufe ab sofort allein aufkommen. „Da wir über die CD nicht informiert wurden, werden wir uns an den Kosten nicht beteiligen“, heißt es im Berliner Ministerium.

Kostbare Silberlinge

Beschaffung geheimer Auslandsbankdaten durch das Land Nordrhein-Westfalen

Juli 2000 Kundendaten des Liechtensteiner Treuhänders Herbert Batliner landen bei der Staatsanwaltschaft Bochum.

Februar 2008 4,6 Mio. € für 1400 Kundendaten der Liechtensteiner LGT (mit Hilfe des BND)

März 2010 2,5 Mio. € für Kundendaten der Credit Suisse, 1100 Ermittlungsverfahren

Oktober 2010 1,4 Mio. € für 220 Datensätze der Schweizer Privatbank Julius Bär

Februar 2011 Fahnder finden bei einer Durchsuchung der Credit Suisse in Frankfurt a. M. 6000 Datensätze. Betroffen sind 3000 Deutsche („Bermuda-Lebensversicherungen“).

Oktober 2011 3 bis 4 Mio. € für eine CD mit 3000 Datensätzen der HSBC Luxemburg

Juli 2012 3,5 Mio. € für etwa 1000 Datensätze der britischen Coutts Bank in Zürich

Bei den Kollegen in Düsseldorf löst das Kopfschütteln aus. Wie üblich soll der Kauf im Bonner Bundeszentralamt für Steuern geprüft worden sein. Die Behörde gehört zum Bundesfinanzministerium.

Schäuble hat auf Kampfmodus geschaltet. Er will das Abkommen mit der Schweiz retten, alles andere wäre ein enormer Gesichtsverlust für ihn – und für die Bundesrepublik. Es wäre der erste bilaterale Vertrag, der am Bundesrat scheitert.

Um das zu verhindern, muss Schäuble rot-grüne Ministerpräsidenten auf seine Seite ziehen – und damit deren Mehrheit im Bundesrat brechen. Im November soll die Länderkammer zustimmen, und ein Hebel könnte für den Finanzminister die klammere Kassenlage vieler Bundesländer sein. Vor allem jene, die kaum von der Enttarierung von Steuersündern profitieren, werden sich die Angebote aus Berlin anhören.

Es geht um bis zu zehn Milliarden Euro, verteilt auf Bund und Länder, die das Abkommen mit den Eidgenossen einbringen soll. So rechnet der Thüringer Finanzminister Wolfgang Voß (CDU) mit Einnahmen für seinen Haushalt bis zum Jahr 2020 von wenigstens 100 Millionen Euro. Sein niedersächsischer Amtskollege Hartmut Möllring (CDU) macht sich sogar Hoffnung auf 900 Millionen. „Grafe für die Länder, die bis 2020 einen klaren Konsolidierungskurs fahren müssen, sind kontinuierliche Einnahmequellen wichtig“, argumentiert Voß, und genau diese Quellen dürfe man jetzt nicht liegenlassen, weil man glaube, es sei noch mehr drin.

Schäubles Kunst wird in den kommenden Wochen darin bestehen, Landesregierungen, geführt von SPD, Grünen und



Eef Vicca, Leiterin Product Knowledge, Camper

„NACHHALTIGE LÖSUNGEN VON DHL SIND UNSER SCHLÜSSEL FÜR INTERNATIONALES WACHSTUM.“

Als weltweiter Logistikpartner hilft DHL dem Unternehmen Camper, seine globale Wachstumsstrategie in die Tat umzusetzen. Mit individuellen, nachhaltigen Lösungen sorgen wir dafür, dass Camper-Schuhe bereits heute in 57 Länder exportiert werden und so immer neue Käufer finden. Eine Erfolgsstory, bei der wir Camper auch weiterhin unterstützen werden. Erfahren Sie, wie DHL auch Ihnen helfen kann, noch erfolgreicher zu werden.

www.dhl.de/excellence



EXCELLENCE. SIMPLY DELIVERED.

DHL

Oh, wie schön ist Panama

Die renommierte Schweizer Privatbank Pictet nutzt eine Briefkastenfirma und ein ganz besonderes Steuerschlupfloch, um deutsche Millionäre als Kunden zu gewinnen.

Das Image der Genfer Privatbank Pictet ist blank geputzt wie die meisten Bürgersteige in der Schweiz. Steueraffären und Schlagzeilen überließ die 1805 gegründete Bank bisher anderen. Zum Lohn dafür stieg Nicolas Pictet zum Präsidenten der Vereinigung Schweizerischer Privatbankiers auf.

„Wir stehen besser da als viele Konkurrenten, weil wir gewisse Dinge nicht gemacht haben“, mit diesen Worten begründete Heinrich Adami den Aufstieg von Pictet zu einer der größten europäischen Privatbanken, die Vermögen von 290 Milliarden Euro betreut. Adami, Koordinator fürs Deutschland-Geschäft von Pictet, überließ es der Phantasie des Publikums, welche Produkte der Konkurrenz er meinte.

Doch offenbar sind „gewisse Dinge“ auch bei Pictet üblich. Deutsche Millionäre beglückt die Schweizer Bank mit aggressiven Steuersparmodellen, die bei vielen Finanzämtern bereits in Verruf geraten sind. Auch persönlich scheinen Pictet-Banker einiges von Steueroptimierung zu verstehen. Adami und seine Frau besetzen zwei der drei Direktoriumspositionen einer panamaischen Briefkastenfirma namens Odicel, über die Pictet hohe Provisionszahlungen schleust.

Dem SPIEGEL liegt ein Abkommen zwischen der Luxemburger Tochter von Pictet und Odicel vor, nach dem die panamaische Firma der Bank „regelmäßig neue potentielle Kunden zuführt, die ein Konto eröffnen wollen und/oder ein Vermögensverwaltungsmandat erteilen“. Wenn die Bank mit Kunden Geld verdient, klingelt wohl oft auch im fernen Panama die Kasse. Laut Vertrag stehen Odicel 25 Prozent aller Verwaltungs- und Managementgebühren zu, die die Bank mit den Kunden verdient.

Auch bei den Handelsgebühren, die im Rahmen der Vermögensverwaltung für die internationale Kundschaft anfall-

len, kassiert die Firma im Schwarzgeldparadies kräftig mit. Es gibt Hinweise, dass tatsächlich Geld nach Panama geflossen ist und dass die Spitzen der Bank von den ungewöhnlichen Provisionszahlungen wussten.

Adami persönlich kümmerte sich um die Überweisungen. „Wärest Du so freundlich eine Überweisung von 480 000 Schweizer Franken auf das Konto von Odicel 657 055 zu veranlassen.“



Privatbankier Nicolas Pictet: Ungewöhnliche Provisionszahlungen

FRED MERZ / REZO

Wie mit Philippe Bertherat besprochen wäre das die einzige Zahlung für das Jahr 2010“, schreibt er etwa in einer internen E-Mail. Bertherat ist einer der persönlich haftenden Gesellschafter des Genfer Instituts. Auch Marc Pictet, ein weiterer Eigentümer, wusste über die Geldtransfers Bescheid.

Die Provisionszahlungen in Richtung Panama spielten kürzlich in einem Prozess vor dem Arbeitsgericht Frankfurt eine wichtige Rolle. Dort ging es darum, wem welche Boni zustehen. „Oh, wie schön ist Panama“, seufzte der Richter.

Bei der Frage, weshalb Pictet Provisionen nach Panama zahlt, verweist die Bank auf den speziellen Steuerstatus von Adami, der in Großbritannien resi-

dert. Einkünfte wie die aus Mittelamerika seien in England nicht steuerpflichtig. Die Gründung einer ausländischen Gesellschaft sei zwar nicht zwingend erforderlich, „sie ist aber bei Personen mit diesem Steuerstatus üblich“.

Auch für ihre Kunden stellt Pictet Steuersparprodukte der neuesten Generation bereit. „Gold-Bonds“ würden von der Bank in großem Stil an Steuer-sparer in Deutschland verkauft, hieß es in dem Prozess vor dem Frankfurter Arbeitsgericht.

In einem Memorandum ließ sich Adami im Sommer 2011 von Experten genauestens erklären, wie so ein Gold-Bond funktioniert. Danach muss ein steuerpflichtiger Deutscher lediglich in eine Personengesellschaft in London investieren, die mit Gold handelt. Schon könnte er seinen Steuersatz in Deutschland auf null drücken.

Das Steuerwunder erklären Adamis Spezialisten mit einem einfachen Beispiel. Wer 2011 eine Million Euro in eine sogenannte Gold GbR anlegt, könne diesen Anschaffungspreis als Betriebsausgabe steuerlich voll als Verlust absetzen. Die negativen Einkünfte aus Großbritannien stehen dann dem positiven Einkommen in Deutschland von beispielsweise einer Million Euro gegenüber.

„Auf null Euro Einkünfte beträgt der Steuersatz null“, fasst der Steuerexperte das Ergebnis des Steuertricks für den Einkommensmillionär zusammen, der damit weniger Steuern als seine Putzfrau zahlen muss. Wenn dann 2012 das Gold für beispielsweise 1,1 Millionen Euro verkauft wird, muss aus dem Geschäft in Großbritannien nur der Gewinn von 100 000 Euro auf der Insel versteuert werden. Das Geschäft habe aber dank einer Gesetzeslücke bei Spitzverdiennern keine zusätzliche Steuerbelastung in Deutschland zur Folge.

Hiesige Finanzbeamte kennen den Trick. Vor allem nach dem Verkauf ei-

ner Firma oder beim Kassieren einer hohen Abfindung werde damit häufig versucht, die Steuer in einem Jahr Richtung null zu drücken. Der Gesetzgeber habe das Problem erkannt und versuche, das Schlupfloch zu stopfen, meint der Chef einer Steuerbehörde. Im Inland sei eine solche Umgehung nicht mehr möglich. Beim Kauf von Wertpapieren ginge das auch im Ausland nicht mehr. Aber bei Edelmetallgeschäften im Ausland sei das formal nach wie vor erlaubt.

„Wir schießen aus allen Rohren dagegen“, sagt ein hoher Finanzbeamter. Auch das Bundesfinanzministerium ist aufgewacht und arbeitet an einer Klärstellung im Gesetz.

Dass hier die Steuerpflichten im Inland ziemlich dreist umgangen werden, schwante auch den Pictet-Experten.

Großer Koalition, von den Segnungen des Vertrags zu überzeugen, den er im vergangenen September mit seiner Schweizer Kollegin Eveline Widmer-Schlumpf unterschrieben hat.

Baden-Württemberg, mit seiner jahrelang geübten laxen Praxis im Umgang mit Steuerhinterziehern, galt vielen in der CDU als Wackelkandidat im Bundesrat. Doch sein sozialdemokratischer Finanzminister Nils Schmid hält sich bislang an die Parteilinie, die auch von SPD-Chef Sigmar Gabriel und dem Finanzexperten der Bundestagsfraktion, Joachim Poß, vertreten wird. Der Vertrag weise trotz aller Nachverhandlungen noch immer „Schlupflöcher aus, groß wie Scheuentore“, kritisiert Schmid.

Den größten Webfehler sieht Schmid darin, dass Schwarzgelder, die von Schweizer Konten bis zum 1. Januar 2013 ins Ausland transferiert werden, nicht

ausgeschlossen. Finanzministerin Widmer-Schlumpf musste sich bereits erhebliche Kritik gefallen lassen, sie habe schlecht verhandelt mit den Deutschen. Die Sache ist verfahren – auch in der Schweiz.

Dabei hätten deren Banken das Abkommen dringend nötig. Der überwiegende Teil der Geldhäuser will weiße Geschäfte betreiben, nicht mehr als Hort der schwarzen Kassen und illegalen Vermögen gelten. Sie stehen hinter ihrer Regierung in Bern, die Fluchtkapital nicht mehr länger Asyl gewähren will.

Zugleich gibt es erste Opfer des Strukturwandels. Dutzende kleiner Privatbanken stehen zum Verkauf. Die „Aargauer Zeitung“ titelte kürzlich gar „Ausverkaufsstimmung bei Schweizer Privatbanken“. Das älteste Geldinstitut der Schweiz, die feine Privatbank Wegelin, hat es bereits getroffen. Wegen einer Anklage in den USA – es ging um Steuervergehen – musste sie aufgelöst werden. Die Unternehmensberatung Booz & Company hat errechnet, dass die Erträge Schweizer Privatbanken bis 2014 um 46 Prozent einbrechen können.

Da mag es kaum erstaunen, dass sich nicht alle Geldhäuser an die Weißgeld-Strategie halten. Wer sich partout nicht selbst anzeigen will, wer weiterhin sein Vermögen dem Zugriff des Fiskus entziehen will, der findet immer noch willige Helfer. Ein Banker, der anonym bleiben möchte, schafft seit gut zwei Jahren, seitdem das Steuerabkommen diskutiert wird, Millionen für deutsche Klienten aus der Schweiz. „Wir haben es mit einer Klientel zu tun, die es vorzieht, keine Steuern zu zahlen“, sagt der Banker. Bevorzugtes Ziel sei Singapur. Von den Emiraten rät der Experte derzeit ab: „Zu viel Drogengeld, zu viele Russen, und überhaupt haben die Unruhen im arabischen Raum gezeigt, dass das keine verlässlichen Staaten sind.“

Wem auch Singapur zu unsicher ist, dem glaubt der Banker trotzdem helfen zu können. „Die Banken in Shanghai gehören zum größten Teil dem chinesischen Staat. Spätestens da ist für deutsche Steuerafänger Endstation.“

Das Risiko für die Anleger heißt deshalb auch nicht Shanghai, sondern Zürich. „Wer heute sein Geld aus der Schweiz in vermeintlich sichere Destinationen schafft, muss zehn Jahre lang mit der Aufdeckung rechnen“, erklärt Karsten Randt, Steuerfachanwalt der Bonner Kanzlei Flick, Gocke, Schaumburg. Denn so lange müssten Schweizer Banken die Daten ihrer Kunden speichern.

Und Randt rechnet mit einer weiteren Lockerung des Schweizer Bankgeheimnisses. Über kurz oder lang werde sich auch die Schweiz an die strengen Kriterien der OECD halten: „Der Damm ist gebrochen, es gibt keinen Weg zurück.“

MARKUS DETTMER, BARBARA SCHMID



Skyline von Singapur: „Eine Klientel, die es vorzieht, keine Steuern zu zahlen“

„Wer solche Gestaltungen anwendet, sollte wissen, dass Auseinandersetzungen mit der Finanzverwaltung in absehbarer Zeit mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten sind“, heißt es in dem Memorandum an Adami.

In einer Stellungnahme schreibt Pictet, dass die Goldinvestments nicht aktiv an Kunden vertrieben wurden. „Vielmehr wurden sie für eine Gruppe von Investoren auf Anfrage arrangiert“, heißt es. Verschiedene Rechtsgutachten renommiertener Kanzleien hätten „die rechtliche Unbedenklichkeit dieser Investments“ attestiert.

In der Schweiz läuft das unter dem Sammelbegriff „Weißgeldstrategie“.

CHRISTOPH PAULY

nachversteuert werden müssen: „Wichtigster Kritikpunkt bleibt die Abschleicherregelung.“ Diese gibt deutschen Steuerhinterziehern Zeit, ihr Geld in andere Steueroasen zu verschieben. Zudem ist den Sozialdemokraten der Einstiegssteuersatz von 21 Prozent auf Schwarzgeld in der Schweiz zu niedrig. „Unter 25 Prozent sollte er nicht liegen“, sagt Schmid.

Norbert Walter-Borjans, Wortführer der SPD-Länder und als NRW-Finanzminister Haupteinkäufer von CDs, ist der Überzeugung, das Abkommen belohne die großen Steuerkriminellen zu Lasten der ehrlichen Steuerzahler. Wie viele seiner Parteigenossen hält er auch die Auskunftspflichten der Schweizer gegenüber den deutschen Behörden für nicht ausreichend.

Dass die Schweizer Regierung zu weiteren Zugeständnissen bereit ist, gilt als



Atomkraftwerk in Ohi: „Japan braucht eine Vision“

KERNENERGIE

Der Bürger lärmst

Trotz heftiger Proteste der Bevölkerung hat Nippons Atomindustrie erstmals seit der Katastrophe von Fukushima wieder Meiler hochgefahren. Wie soll das Land seinen Energiehunger stillen?

Sein der Reaktorkatastrophe in Fukushima ist Yasuyuki Ikegami ein gefragter Mann. Der Spezialist für Meeresenergie arbeitet schon seit Jahren daran, aus der Kraft der Wellen und Gezeiten elektrischen Strom zu gewinnen. Ein Jahr nach der Kernschmelze in Japan sind seine Forschungen en vogue wie nie.

Angesichts der Katastrophe erinnerten sich die Japaner an Technologien zur Nutzung erneuerbarer Energien; Technologien, in denen sie einst führend waren, bevor das Land ganz auf Atom setzte.

Hier, in seinem Forschungszentrum in der südwestlichen Präfektur Saga, konnte Ikegami Prototypen präsentieren. Seit Fukushima wetteifern gleich mehrere Präfekturen darum, das Meer vor ihren Küsten als Versuchsfelder zur Verfügung zu stellen. Doch Ikegami fürchtet auch, dass Nippons Enthusiasmus für alternative Energien bald verpufft.

Denn jüngst hat Premier Yoshihiko Noda erstmals seit Fukushima zwei stillgelegte Reaktoren des westjapanischen Kernkraftwerks Ohi wieder hochfahren

lassen. Damit schwinden die Hoffnungen auf eine rasche Energiewende in Japan, auch wenn vergangene Woche in Tokio hunderttausend Menschen gegen die Atomkraft auf die Straße gegangen sind. Ein fürs nuklearfreudliche Japan überraschender Protest.

Schon prüft die Regierung den Neustart weiterer Atommeiler. Bis Fukushima hatte Japan etwa 30 Prozent seines Strombedarfs mit Kernkraft gedeckt, erneuerbare Energien tragen nur rund 10 Prozent

Teurer Ersatz

Zunahme von japanischen Importen fossiler Energieträger, Mai 2012 gegenüber dem Vorjahresmonat

Kohle	+20%
Flüssigerdgas	+17%
Rohbenzin u.a.	+13%
Rohöl	+7%

Quellen: FEPC, japanisches Finanzministerium

Auslastung
japanischer AKW
Mai 2011 41%
Mai 2012 2%

zur Versorgung bei – ohne Wasserkraft ist es kaum mehr als ein Prozent.

Gleichwohl gingen die Lichter in Nippon nach dem GAU nicht aus, und für kurze Zeit schien das Inselvolk bereit, erstaunliche Lehren zu ziehen. Wie einst nach dem Ölschock Anfang der Siebziger des vergangenen Jahrhunderts wetteiferten Firmenbosse und Forscher um Ideen, Strom zu sparen oder alternative Energiequellen zu erschließen.

Beflügelt wurde die Debatte durch ein neues Gesetz, das am 1. Juli in Kraft getreten ist: Es verpflichtet Japans neun regionale Strommonopolisten, privaten Produzenten alternativ erzeugte Energie zu relativ hohen Preisen abzukaufen und in ihre Netze einzuspeisen.

Auch Ryuzo Furukawa, 40, wurde plötzlich zum begehrten Experten. Der Professor empfängt gern im „Öko-Lab“ der Tohoku-Universität im nordjapanischen Sendai. Auf der Suche nach einem verlorenen, nachhaltigen Lebensstil führte Furukawa eine aufwendige Befragung unter 90-jährigen Landsleuten durch. Seine Erkenntnis: „Um Energie zu sparen, müssen wir uns auf nachbarschaftliche Tugenden besinnen.“ In Städten wie Sendai will der Professor beispielsweise öffentliche Treffpunkte schaffen, dort sollen Anwohner gemeinsam ihre Handys aufladen und ihr kollektives Bewusstsein für die Kostbarkeit von Strom schärfen.

Derweil möchte Meeresenergie-Forscher Ikegami der Europäischen Union nacheifern, die vor

Schottland ein Versuchsfeld für Wellen- und Gezeitenkraftwerke betreibt. In Japan verhindern bislang oft lokale Fischer, dass solche Testfelder genehmigt werden. Der Hersteller Kawasaki Heavy Industries etwa muss seine Technologie für Meeresenergie ebenfalls vor Schottland testen – statt in heimischen Gewässern.

„Die Meeresenergie eröffnet unserer Industrie neue Wachstumschancen“, sagt Ikegami. Bei Wellenkraftwerken könnten Schiffsbaukonzerne wie Mitsubishi ihre Stärken ausspielen. Japan dürfe keine Zeit verlieren. Denn längst treibe auch der Rivale China den Ausbau solcher Technologien voran.

Auch Wind und Sonne werden in Japan als Ressourcen wieder ernst genommen: Vor der Küste von Fukushima plant ein Konsortium zurzeit die größte Windenergiefarm der Welt.

Im Gegensatz zur Regierung in Tokio schwor die Präfektur am Ort der Katastrophenmeiler offiziell der Kernkraft ab. Weil das Meer dort tief ist, sollen die Windräder auf schwimmenden Untersätzen installiert werden.

„Megasolar“ lautet ein weiteres Zaubwort, das seit Fukushima die Runde

Quellen verfügt über das größte Potential an Geothermie neben den USA und Indonesien. Um diesen Reichtum zu nutzen, will die Regierung verstärkt Nationalparks in Nordjapan öffnen.

Doch es dürfte Jahrzehnte dauern, bis alternative Techniken so ausgereift seien, dass sie die Kernkraft ersetzen könnten, sagt Atsushi Tsutsumi. Der Professor für Industrietechnik setzt stattdessen auf höhere Energieeffizienz.

In seinem Büro in der Universität Tokio breitet er einen Stapel komplizierter Diagramme aus, um seine Technologie zu erläutern: Mit ihr lässt sich bislang verlorene Hitze, zum Beispiel bei der Herstellung von Ethanol, fast vollständig wiedergewinnen und neu nutzen. In Südjapan läuft bereits eine Anlage mit Tsutsumis Neuentwicklung.

Um in neue Energien und Technologien zu investieren, fehlen Firmen und Kommunen bisher aber oft konkrete rechtliche Vorgaben und steuerliche Anreize. „Japan braucht eine Vision“, sagt Tsutsumi. Erst nächsten Monat, fast anderthalb Jahre nach Fukushima, will Tokio ein neues Energiekonzept für die Zukunft vorlegen – die Zeit bis 2030.

Anders als die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel hatten Japans Politiker nie einen Ausstieg aus der Atomenergie verkündet. Sie schalteten die umstrittene Technologie nur vorübergehend ab – auf sehr japanische Weise, in kollektiver Harmonie, fast ohne Debatte.

Das sogenannte Kernkraft-Dorf („Genpatsu Mura“), die Nuklear-Lobby von den mächtigen Stromkonzernen bis zu den folgsamen Medien, duckte sich nur weg. Zu tief hatten Fukushima und die Folgen die Bevölkerung verunsichert.

Rund 160 000 Bewohner sind nach amtlichen Schätzungen mittlerweile aus ihrer verstrahlten Heimat geflohen, viele werden auf Jahrzehnte nicht zurückkehren können. Immer neue Meldungen über verseuchte Lebensmittel schüren Ängste.

Viele Präfekturen und Gemeinden zögern daher, der Reaktivierung weiterer Atommeiler zuzustimmen. Umfragen zu folge lehnt gut die Hälfte der Japaner den Wiedereinstieg in die Kernenergie ab. Mit dem Neustart der Reaktoren von Ohi hofft die Regierung, die Stimmung zu drehen. Selbst die Warnung von Erdbebenforschern, wonach das Kernkraftwerk Ohi auf einer aktiven Verwerfungslinie liegen könnte, ließ Premier Noda kalt.

Zwar demonstrieren regelmäßig Tausende Atomgegner in der Nähe seines Amtssitzes in Tokio. Doch Japans Politiker müssen erst noch lernen, besorgte Bürger ernst zu nehmen: Da draußen herrsche ja „großer Lärm“, sagte Noda laut der Zeitung „Asahi Shimbun“ anlässlich einer Demo.

Der Premier hat es eilig. Kernkraftgegner argwöhnen, er wolle unbedingt den Nachweis verhindern, dass sich ein heißer japanischer Sommer ohne Strom aus Kernkraft durchstehen lässt.

Im Juli und August lassen die Japaner ihre Klimaanlagen normalerweise auf Hochtouren laufen. Im Großraum um Osaka, so prophezeiten Experten, könne die Stromnachfrage die Kapazitäten in Spitzenzeiten gefährlich überschreiten. Aber auch nach Japans energiepolitischer Rolle rückwärts bleibt die Versorgung vorerst angespannt. Firmen und private Haushalte quälen sich weiter durch einen nervenzehrenden Stromspar-Sommer.

Um sich gegen Ausfälle zu wappnen, schafften viele Fabriken eigene Stromgeneratoren an. Andere wollen Engpässe durch Wochenendschichten umgehen. Einige Bosse erwägen, ihre Fabriken ins Ausland zu verlegen.

Überdies fürchtet die Regierung, dass stillgelegte Atomkraftwerke den großen Energiekonzernen die Bilanzen verhageln. Tokyo Electric Power Company (Tepco), der Betreiber der zerstörten Meiler in Fukushima, wurde bereits faktisch verstaatlicht. Wegen der Katastrophe kommen auf das Unternehmen Entschädigungsforderungen von mehreren Milliarden Euro



Buddhistischer Priester Miyazaki, Ehefrau: „In geheim Zweifel“

JEREMY SOUTERAT / LAIF / DER SPIEGEL

macht. In mehreren Regionen entdecken Lokalpolitiker den Bau von Sonnenenergielösungen als neuen Wirtschaftszweig: Bis 2016 könnte Japans Solarkapazität auf 19 Gigawatt vervierfacht werden, schätzen Analysten. Mit solchen Sonnenkraftwerken hoffen japanische Hersteller wie Sharp sich auch international neu positionieren zu können. Denn bei kleineren Solaranlagen werden sie – ähnlich wie die Deutschen – längst von chinesischer Billigkonkurrenz bedrängt.

Natürlich soll auch Erdwärme im japanischen Energiemix stärker genutzt werden. Das Land der Vulkane und heißen

Derzeit feilschen Experten in Tokio darum, wie der Energiemix dann konkret aussehen soll. Umweltminister Goshi Hosono nannte einen Restanteil von 15 Prozent für die Kernenergie. Doch wer mag ihm glauben? Zuvor hatte er verkündet, die Laufzeit von Atommeilern grundsätzlich auf 40 Jahre zu begrenzen. Allerdings stellt Tokio diese Frist schon wieder zur Disposition – zugunsten längerer Laufzeiten. Über die Lebensdauer der Reaktoren wird künftig eine neue Agentur für nukleare Sicherheit befinden, die noch in diesem Jahr ihre Arbeit aufnehmen soll.

zu. Zudem ächzen die Stromkonzerne unter den Kosten für den erhöhten Import von Öl und Gas, womit sie ihre herkömmlichen Wärmekraftwerke befeuern. Viele dieser Anlagen wurden nach Fukushima hastig wieder in Betrieb genommen.

Allein der Anteil von verflüssigtem Naturgas an Japans Stromversorgung stieg zuletzt auf fast 40 Prozent. Dafür müssen am Ende die Verbraucher bezahlen: Tepco plant kräftige Strompreiserhöhungen.

Die wachsende Abhängigkeit des Inselstaats von Rohstoffeinfuhren schürt überdies sicherheitspolitische Ängste: Mehr als 80 Prozent seines Öls importiert das rohstoffarme Land aus Nahost.

Nippons herkömmliche Wärmekraftwerke laufen derzeit auf Hochtouren. Wichtige Wartungsarbeiten werden aufgeschoben. „Wir flehen alle Götter der Welt an, dass wir günstige Temperaturen haben und sich keine technischen Störfälle ereignen“, sagte Makoto Yagi, der Präsident der für Westjapan zuständigen Kansai Electric Power Company (Kepco).

Mit seinen Horrorszenarien für einen Sommer ohne Atomkraft trug Yagi wesentlich mit dazu bei, dass die Reaktoren von Ohi wieder hochgefahren werden. In dem 8500-Einwohner-Ort mit bewaldeten Buchten zeigen sich viele Bewohner erleichtert, dass ihr Kraftwerk wieder läuft – es ist schließlich der einzige große Arbeitgeber.

Jiku Miyazaki, 68, gehört dagegen schon länger zu den Kernkraftzweiflern in Ohi. Der buddhistische Priester und seine Frau Soshin wagen indes erst seit dem Desaster von Fukushima, ihre Gedanken offen zu äußern.

Zuvor mussten sie Rücksicht auf die Gläubigen ihres Tempels nehmen. Viele von ihnen arbeiten bei Kepco, dem Betreiber des Meilers. Der ganze Ort hängt von den Subventionen ab, die man von Staat und Kepco erhält.

Zwar will der Priester auch künftig vor den Gefahren der Atomkraft warnen, doch geschaffene Fakten sind mächtiger als moralische Appelle. Mit seinem Minivan fährt der Priester an den schmucken Gebäuden entlang, die Ohi mit dem Geld der Atomindustrie bauen konnte. „Das hier ist das Rathaus“, sagt Miyazaki und zeigt auf einen Koloss, der manchen Staaten als Parlament dienen könnte.

Auf makellos asphaltierten Straßen geht die Fahrt weiter zum Kulturpalast, daneben liegt das Sportzentrum, alles gebaut mit Fördergeldern für die Atomwirtschaft. „Viele meiner Gläubigen hegen insgeheim Zweifel an der Atomkraft“, sagt Miyazaki. Noch mehr aber fürchten sie den Verlust ihrer Arbeitsplätze.

Dabei werde es in Ohi noch Jahrzehnte genug zu tun geben, glaubt der Priester. „Wenn wir die Reaktoren stilllegen, sie abreissen und all den atomaren Müll entsorgen, haben wir hier Jobs genug.“

WIELAND WAGNER

SCHULDENKRISE

„Wir brauchen ein Pfand“

Wie Finlands Finanzministerin Jutta Urpilainen, 36, ihre Risiken in Griechenland und Spanien abgesichert hat

SPIEGEL: Frau Urpilainen, als einziges Land der Euro-Zone hat Finnland Sicherheiten erhalten für die Milliardenhilfen an spanische Banken. Können Sie nun ruhiger schlafen?

Urpilainen: Ich fühle mich sicherer, ja. Wir brauchen ein Pfand, weil wir als Regierung durch eine entsprechende Koalitionsvereinbarung festgelegt sind. Es ist wichtig, mit dem Geld der Steuerzahler behutsam umzugehen. Deshalb finden wir es gut, dass die Steuerzahler eine Gegenleistung für öffentliche Kredite bekommen.

SPIEGEL: Worin genau besteht das Pfand, das Sie von den Spaniern für die finnische

ihnen von vornherein gesagt, dass wir da keinen Bewegungsspielraum haben. Es ist ganz einfach: Wenn wir die Sicherheiten nicht bekommen, können wir nicht in den Rettungsschirm einzahlen. Das steht so in unserem Regierungsprogramm.

SPIEGEL: Wenn Deutschland und die anderen Länder auch Pfand verlangen würden, wäre der Euro bald tot, argumentieren Ihre Kritiker.

Urpilainen: Das stimmt einfach nicht. Selbst weniger solvenzstarke Banken können sich Geld auf dem Kapitalmarkt leihen, wenn sie Sicherheiten hinterlegen. Deshalb finde ich es so wichtig, dass wir auch bei den Krisenländern über andere Sicherungsmechanismen sprechen.

SPIEGEL: Hunderte Milliarden Euro werden von solvanten Ländern wie Finnland und Deutschland mobilisiert, um den Euro zu retten. Trotzdem wächst sich die Krise weiter aus. Können Sie sich einen Austritt Finlands aus dem Euro vorstellen?

Urpilainen: Wir wollen, dass der Euro bestehen bleibt. Doch jedes Land muss für die eigene Wirtschaft und die eigenen Schulden die Hauptverantwortung tragen. Es war wichtig, die Rettungsschirme aufzuspannen. Aber unsere Solidarität ist begrenzt.

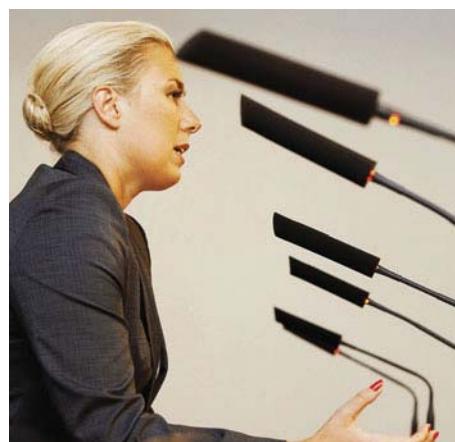
SPIEGEL: Haben Sie Angst, dass die Euro-Krise selbst gutwillige Zahler überfordert?

Urpilainen: Zurzeit leiden wir alle darunter, dass die Finanzmärkte uns Politikern nicht mehr vertrauen. Sie verlangen immer höhere Summen. Und wenn wir die Garantien geben, wollen sie noch mehr Geld sehen. Märkte sind niemals zufrieden. Deshalb sollten wir Politiker selbst bestimmen, wie wir mit Europa vorankommen wollen. Wir müssen uns schließlich vor unseren Wählern rechtfertigen.

SPIEGEL: Ihre Landsleute akzeptieren nicht mehr, dass Sie immer größere Milliardschecks unterschreiben?

Urpilainen: Das ist nicht nur bei uns so. Wenn wir unsere Bürger nicht mitnehmen, werden wir scheitern. Ich als Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei muss die Meinung meiner Wähler respektieren. Es gibt bei uns die Partei der „Wahren Finnen“, die offen den Austritt aus dem Euro fordert. Sie hat bei der jüngsten Wahl viele Stimmen gewonnen.

INTERVIEW: CHRISTOPH PAULY



Finanzpolitikerin Urpilainen

„Unsere Solidarität ist begrenzt“

Beteiligung an den Hilfen durch den europäischen Rettungsschirm erhalten?

Urpilainen: Die Sicherheiten werden vom spanischen Einlagensicherungsfonds gegeben. Sie liegen bei etwa 770 Millionen Euro, wenn die Spanier 100 Milliarden Euro brauchen. Das entspricht 40 Prozent unseres Beitrags und sollte die Risiken für unsere Steuerzahler abdecken.

SPIEGEL: Auch im Fall einer Griechen-Pleite hält Finnland Garantien. Haben Sie griechische Inseln als Pfand bekommen?

Urpilainen: Es sind Anleihen solventer Länder wie Deutschland im Wert von 900 Millionen Euro, die wir da als Pfand erhalten. Der Mechanismus ist ganz einfach: Wann immer die Griechen mehr Geld einfordern, erhöht sich unser Pfand.

SPIEGEL: Wie haben die anderen Euro-Finanzminister auf Ihren Vorstoß reagiert?

Urpilainen: Natürlich finden die Kollegen das nicht besonders gut. Aber ich habe



MIRE MCGREGOR / CONTOUR BY GETTY IMAGES

Spanx-Gründerin Blakely: Mutter des modernen Mieders

MODE

Pimp your Po

Flacher Bauch, stramme Schenkel:
Weltweit schwören Frauen
auf Unterwäsche, die den Körper
formt. Auch Männer
tricksen neuerdings drunter.

In Hollywood gilt sie als inoffizielle Uniform. TV-Moderatorin Oprah Winfrey hat sie einst zum Produkt des Jahres ernannt: „Spanx“, straffende Unterwäsche, deren Prinzip so schlicht wie altbewährt ist: Drunter schummeln, damit es darüber besser aussieht.

Neuerdings wird auch in Deutschland gemogelt, was die Naht hält, wie ein Besuch in einem Hamburger Wäschege- schäft zeigt. „Spanx haben wir da hinten“, sagt die blonde Verkäuferin und deutet auf eine komplette Wand im hinteren Teil des Ladens. Aufgereiht auf Plastikbügeln schmiegen sich dort weiße, schwarze und hautfarbene Schummel-Fummel aneinander.

Wer sich allerdings fleischfarbene Mieder aus Omas Kleiderschrank vorstellt, irrt. Mittlerweile bieten große Hersteller wie Triumph, Palmers oder Chantelle

komplette Produktlinien an, die „Diamond Sensation“ oder „Sexy Shaping“ heißen – und auch so aussehen: modische Dessous in allen Farben und Formen, denen man ihre Eigenschaften nicht anfühlt.

„Das ist keine Funktionsunterwäsche mehr, sondern das sind Produkte, in denen Hochtechnologie steckt“, sagt Eva Monika Renk-Klenkhart vom österreichischen Wäschehersteller Palmers, als ginge es um Innovationen geradewegs aus der Weltraumforschung.

Straffen, formen, pushen. Das Geschäft mit der „körperperformenden Unterwäsche“ boomt jedenfalls. Allein der Hamburger Wäscheladen führt den Nylon-Elasthan-Body-Wrap in vielen Variationen: Slips und Höschen, die Bauch, Beine oder Po modellieren – oder gleich alles auf einmal. Dazwischen hängen Taillenformer, Bodys, Pantys, Tops mit Klemm-weg-Funktion.

Ein Unterkleid namens „Simplicity“ wirbt mit einem „Open-Bust“-Ausschnitt. Frei übersetzt: offener Balkon. Es soll ja nicht alles plattgemacht werden. Preis: knackige 120 Euro.

Inzwischen haben 98 Prozent aller hiesigen Fachhändler sowie alle Abteilungen in Textilhäusern die figurschmeichelnde Unterwäsche im Sortiment. Das Statistische Bundesamt verzeichnet seit 2009 einen Anstieg der Warenguppe um fast 20 Prozent.

Führende Hersteller schwärmen: Allein von 2009 auf 2010 habe man den Umsatz verfünffacht, im Jahr darauf verdreifacht. Palmers rechnet aktuell mit einem Wachstum von 20 bis 30 Prozent. Bei Triumph freut man sich, das Potential in Deutschland sei noch nicht ausgeschöpft – „ganz im Gegenteil!“.

Tatsächlich ist die Bundesrepublik noch Entwicklungsland, was die Presswurstmode angeht. In den USA ist Spanx seit Jahren erfolgreich und dort wie hier längst zum Synonym für Formwäsche geworden – wie Tempo für Taschentücher.

Als Mutter des modernen Mieders gilt Sara Blakely. Die Blondine arbeitete schon als „Goofy“ bei Disney World, verkaufte dann sieben Jahre lang Faxgeräte und schnitt eines Tages die Beine ihrer Strumpfhose ab, weil sie keinen Slip fand, der ihr diesen schönen Strumpfhosen-Hintern machte. Jetzt ist sie 41 und die jüngste Selfmade-Milliardärin der USA. Im März 2012 schmückte sie das Cover des Wirtschaftsmagazins „Forbes“.

Vor zwei Jahren brachte Blakely ihre erste Männerlinie auf den Markt. Darunter T-Shirts und Tops, die Bauch und Brust maskulin in Form bringen sollen. „Und da fragen nicht nur Homosexuelle nach“, stellt die resolute Herrenwäscheverkäuferin eines Hamburger Kaufhauses gleich mal klar. Männern die Formwäsche von sich aus anzubieten käme allerdings weniger gut – der eine oder andere fühle sich auf den Schlipps getreten. „Die sind eben noch nicht so weit“, sagt die Verkäuferin und grinst.

Zumindest nicht, was den Wäschekauf im Laden angeht. Die Herren bestellen die Bodytuner eher im Netz. Der Vorteil: Weniger peinlich, und das Angebot ist größer. Neben Tops und Shirts gibt es online auch Produkte für eine Etage tiefer.

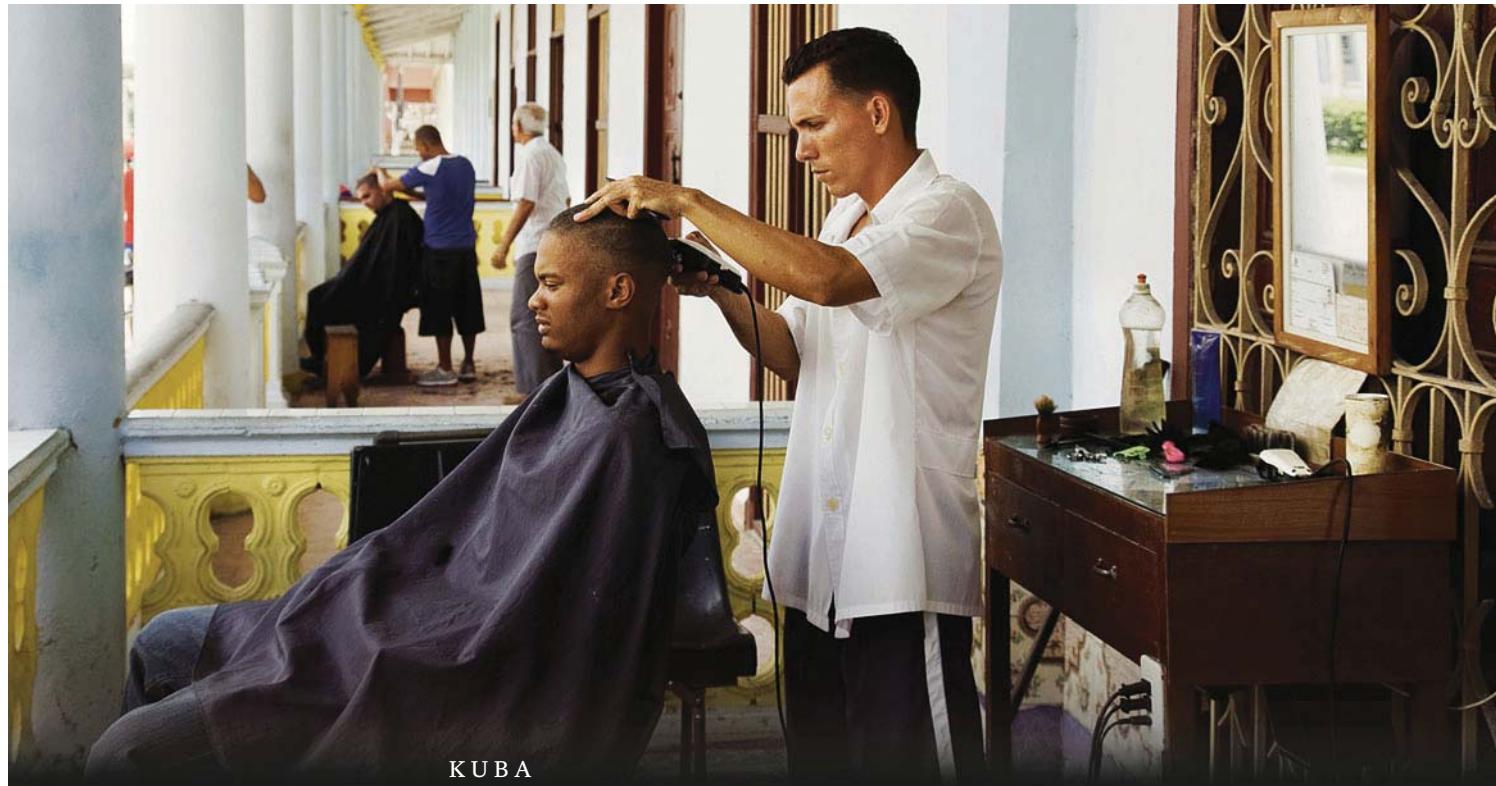
Zum Beispiel die Boxer-Shorts mit „Push-up-Funktion“: integrierte Gummis sollen den Po optisch anheben und auch vorn rum die Konturen straffen.

Ein Kunde mit dem Pseudonym „Graupapa28“ bewertet im Online-Forum: „Sehr gute Passform. Guter Effekt!“ Bei der „Shaping-Boxer“ mit angesetztem Bauch-weg-Gürtel soll dagegen ein „Powernetz“ aus 90 Prozent Polyamid und zehn Prozent Elasthan die Problemzone „modellieren“. Kunde „Berni“ schreibt: „So eine Unterwäsche hab ich schon immer gesucht.“

Eine Hose mit Knackarsch-Effekt schneidet indes weniger gut ab: Die herausnehmbaren Po-Pads „sitzen aus meiner Sicht zu weit unten“, meint ein enttäuschter Käufer. Egal, ob Mann oder Frau, klar ist: Kein Shirt dieser Welt quetscht eine XXL-Wampe ins Waschbrettformat.

Zitat eines SPIEGEL-Kollegen: „Spätestens auf der Bettkante sieht man das Elend ja eh.“

SUSANNE AMANN, ANTJE WINDMANN



K U B A

Angst vor der Konkurrenz

Friseur in Pinar del Río

RON GULING / LINEAIR

Havanna bremst den noch jungen Privatsektor. Kubanische Kleinhändler, Restaurants und andere Privatbetriebe beschaffen sich ihre Waren meist in Florida – häufig fungieren Familienangehörige dabei als Kuriere. Der Wert der Importe aus den USA betrug allein im vergangenen Jahr 2,5 Milliarden Dollar. Jetzt will die Regierung die Zölle auf diese Importe drastisch erhöhen, weil die staatlichen

Geschäfte offenbar nicht mit den Privatunternehmern und ihren billigeren und besseren Produkten aus dem Ausland konkurrieren können. 380 000 Kubaner haben sich selbstständig gemacht, seit Präsident Raúl Castro vor zwei Jahren die Gründung von Betrieben erlaubte. Sie führen Restaurants und Werkstätten, fahren Taxi und vermieten Gästezimmer, leiten Friseursalons und Bodybuilding-

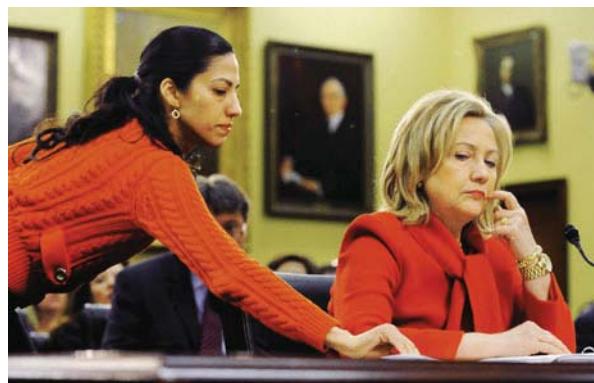
Studios, verkaufen Handy-Zubehör und Computerteile. 40 Prozent der Inselwirtschaft wollte die Regierung in den kommenden fünf Jahren in private Hände überführen. Nach der Ankündigung höherer Zölle befürchten viele Kubaner, dass die Reformpolitik insgesamt in Gefahr sei: Bereits seit Monaten warten sie vergebens auf eine angekündigte Lockerung der Ausreisebestimmungen.

U S A

Jagd auf Muslime

Mit absurdem Verdächtigungen verfolgen Angehörige der rechten Tea-Party-Bewegung muslimische Amerikaner. Ihr jüngstes Opfer ist Huma Abedin, 37. Sie dient als Vize-Stabschefin von Außenministerin Hillary Clinton und gilt als eine ihrer engsten Vertrauten. Die Tochter eines Inders und einer Pakistanerin wurde in Michigan geboren und verbrachte ihre Kindheit zum Teil in Saudi-Arabien. In einem Brief an das Heimatschutzministerium werfen republikanische Abgeordnete, angeführt von der Ex-Präsidentenwahlkandidatin Michele Bachmann, Abedin vor, mit der Muslimbruderschaft in

Verbindung zu stehen. Sie habe sich das Vertrauen Clintons erschlichen und Amerikas Außenpolitik zugunsten der Islamisten beeinflusst. Die Kritiker berufen sich auf einen Bericht, nach



Abedin, Clinton

dem Abedins Mutter und ein Bruder Mitglieder jener Organisation seien, die nun in Ägypten die Regierung stellt. „Ich werde nicht still zusehen, wie die Regierung die Gefährdung durch unsere Feinde verschweigt“, sagte Bachmann. Doch mittlerweile sind Abedin sogar politische Gegner beigesprungen. Der republikanische Ex-Präsidentenwahlkandidat John McCain bezeichnete die Vorwürfe im Kongress als „hinterhältig“: Huma verkörpere das Beste an Amerika. „Als Tochter von Einwanderern ist sie durch harte Arbeit zur höchsten Regierungsebene aufgestiegen.“

JONATHAN ERNST / GETTY IMAGES

ZAHL DER WOCHE

56
Prozent

mehr Drogenabhängige in Griechenland zählen Hilfsorganisationen seit dem Ausbruch der Krise 2009. Den rapiden Anstieg führen sie auch darauf zurück, dass die Regierung die Programme für Süchtige zusammengestrichen hat.

KRIEGSVERBRECHEN

Nummer zwei lebt

Nach László Csatáry, der vergangene Woche in Budapest unter Hausarrest gestellt wurde, führt das Simon-Wiesenthal-Zentrum den Deutschen Gerhard Sommer, 91, auf Platz zwei der Liste der noch immer meistgesuchten NS-Kriegsverbrecher. Wie Csatáry blieb der ehemalige SS-Mann jahrzehntelang weitgehend unbekannt. Csatáry soll 1944 im heute slowakischen Košice geholfen haben, mehr als 15 000 Juden nach Auschwitz zu deportieren. Sommer wurde 2005 von einem Gericht in La Spezia in Abwesenheit zu lebenslanger Haft verurteilt, weil er Mitverantwortung für ein Massaker an etwa 560 Zivilisten im toskanischen Bergdorf Sant'Anna di Stazzema trägt. Sommer ist bislang weder nach Italien ausgeliefert noch in Deutschland angeklagt worden, obwohl die Staatsanwaltschaft in Stuttgart seit 2002 gegen ihn ermittelt. Er lebt in einem Altersheim im Norden Hamburgs.

Chronologie eines Schattenkrieges

Mutmaßliche Hisbollah-Angriffe auf israelische Ziele



Zerstörter Reisebus nach dem Bombenattentat in Burgas

TUNESIEN

Heimlicher Bestseller

Der Verkaufsschlager in den Buchhandlungen des Landes sind derzeit die Memoiren des verstorbenen Außenministers Hédi Mabrouk, der auf 176 Seiten seinen Aufstieg und seinen Fall beschreibt. Das in Tunesien meistdiskutierte Buch aber hat Leila Trabelsi, 55, geschrieben, Ehefrau des gestürzten Präsidenten Zine el-Abidine Ben Ali. Ihr jetzt in einem französischen Verlag erschienenes Werk „Meine Wahrheit“

spiegelt die tunesische Revolution aus Diktatorensicht: Ihren Mann und sich selbst schildert Trabelsi als Opfer eines Aufstands, der vor allem von den USA gesteuert worden sei. Leila Trabelsi, die in Saudi-Arabien Asyl gefunden hat, ist in Tunesien so verhasst, dass die meisten Buchhandlungen es nicht wagen, ihre Memoiren auszulegen. Nur wenige Händler sind bereit, sie auf Nachfrage zu bestellen. Trotzdem glauben Buchmarktexperten, dass Trabelsis Erinnerungen der heimliche Bestseller des Landes sind – vor allem seit Aktivisten das Werk auch ins Internet gestellt haben.



Sommer, Gedenktafel für die Opfer des Massakers in Sant'Anna di Stazzema

26. Mai 2011 – Istanbul Türkei

Eine Bombe explodiert in einem Einkaufsviertel, sie soll dem israelischen Konsul gegolten haben.

13. Januar 2012 – Bangkok Thailand

Die Polizei entdeckt eine Hisbollah-Zelle und vier Tonnen Dünger und Ammoniumnitrat zum Bombenbau.

24. Januar 2012 – Baku Aserbaidschan

Drei Männer mit Waffen werden verhaftet; sie planten, den israelischen Botschafter zu ermorden.

13. Februar 2012 – Tiflis Georgien

Unter einem Auto der israelischen Botschaft wird eine Bombe entdeckt, sie wird entschärft.

13. Februar 2012 – Neu-Delhi Indien

Die Ehefrau des israelischen Militärrattachés wird von einer Autobombe verletzt.

14. Februar 2012 – Bangkok Thailand

Bombenexplosion im Versteck von drei Iranern, ihr Ziel waren israelische Diplomaten. Iran gilt als Hauptunterstützer der Terrororganisation Hisbollah.

19. Juni 2012 – Mombasa Kenia

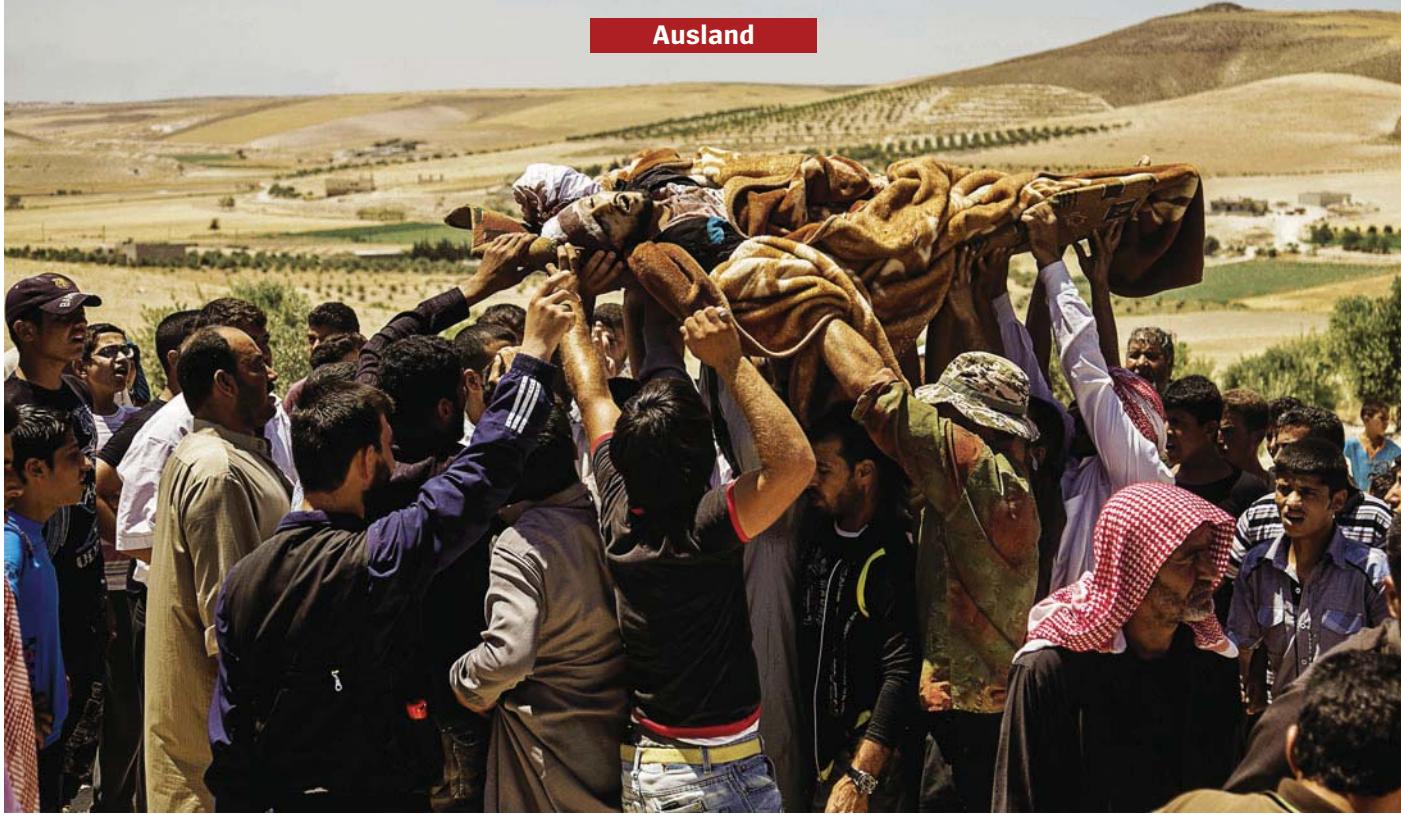
Fund von 15 Kilogramm Sprengstoff und Festnahme von Iranern, die eine von israelischen Gästen bewohnte Ferienanlage angreifen wollten.

7. Juli 2012 – Limassol Zypern

Ein Libanese wird verhaftet, er soll den Abschuss eines israelischen Flugzeugs geplant haben.

18. Juli 2012 – Burgas Bulgarien

Ein Selbstmordattentäter, getarnt als Tourist, sprengt sich neben einem israelischen Reisebus auf dem Flughafen in Burgas in die Luft und reißt sechs Menschen mit in den Tod.



Beerdigung des Regimeopfers Laban in der Nähe von Rastan: Ohnmacht und Wut

SYRIEN

„Gehen wir sterben“

Der Endkampf ist entbrannt: Mit aller Macht versucht Assad, seine Gegner in den zentralen Städten des Landes zu besiegen. Doch er kann nur noch zerstören, gewinnen kann er nicht mehr. Von *Christoph Reuter*

Wie still es ist. Keine Zikaden sind zu hören, nicht einmal Vögel, nur das Rauschen der Bäume im steten Wind. Manchmal weht das Klappern zerfetzter Blechrollos und verschossener Schilder heran. Aber es fehlen die Stimmen, die Autos, all die Geräusche einer Stadt. Bis ein hohes Siren näherkommt, über einen hinweggeht, und manchmal ist nicht einmal das zu hören. Bevor der Schlag dann durch die ganze Stadt geht, der Donner der Detonation durch die Luft jagt und noch einen halben Kilometer entfernt der Boden zittert – 20-, 150-, 550-mal am Tag. Und jedes Mal ist es ein knapper Zentner Stahl und Sprengstoff, der einschlägt, explodiert, Mauern zerreißt, Häuser zum Einsturz bringt, dazu rasende Splitter, die alles Lebende in der Umgebung zerfetzen.

Das ist Rastan.

Einst eine Stadt mit 55 000 Einwohnern, idyllisch gelegen in Zentralsyrien zwischen Hügeln und einem Stausee, ziem-

lich genau in der Mitte zwischen Homs und Hama.

Heute ein belagertes Inferno. Von allen Seiten wird mit Panzern, Mörsern und Raketenwerfern hineingeschossen, die großen Zufahrtsstraßen sind abgeriegelt. Die Moscheen sind von Schusskratern übersät, ganze Straßenzüge nur noch Ruinen. Bizarr verrenkte Laternen hängen schräg zwischen geborstenen Mauern. Die Großbäckerei, die die ganze Stadt belieferte, wurde schon vor Monaten von Granaten zerstört, die beiden Wassertürme zu Ruinen geschossen, und vergangene Woche hat es auch das letzte große Lebensmittellager getroffen, das anderthalb Tage lang brannte.

Dabei hatte niemand damit rechnen können, dass Rastan einmal zu einem Zentrum eines Aufstands gegen die Diktatur der Assads werden würde. Ausgerechnet Rastan: Von hier kam Mustafa Tlass, der vor vier Jahrzehnten und für 32 Jahre Verteidigungsminister wurde

und die Stadt zur Kaderschmiede sunnitischer Offiziere werden ließ, eine Art syrisches Potsdam. Ungefähr ein Fünftel des gesamten Offizierskorps kommt aus Rastan. Nicht die höchsten, aber viele.

Wer Rastan versteht, versteht auch, warum diese Revolution sich so unaufhaltsam durchs Land frisst. Auch hier gab es anfangs ganz kleine, friedliche Protestzüge. Auch hier wurden sie erst niedergeknüppelt, dann zusammengeschossen. Aber hier wehrten sich die Bewohner rascher als in anderen Städten. Es waren die jungen Offiziere, die Söhne Rastans, die mit als Erste den bewaffneten Kampf gegen das Regime aufnahmen.

Noch immer leben 3000 bis 5000 Einwohner in diesem Inferno. Alle anderen sind geflüchtet oder tot. Aber seit selbst die Orte der Umgebung bombardiert werden, seit an den Checkpoints der Regimetruppen am Strand Menschen einfach so erschossen werden, herrscht eine lähmende Stimmung in der Stadt.



FOTOS: MARCEL METTELSIEFEN / DER SPIEGEL

Zerstörtes Rastan: Jede Zieländerung der Geschütze löst neue Flüchtlingsströme aus

Manche halten aus Trotz aus, sitzen auf Stühlen vor ihren Häusern und sagen, dass nichts und niemand sie vertreiben werde. Andere hat eine Art Bewegungsangst erfasst, sie wollen sich keinen Meter mehr rühren, egal wie groß die Gefahr wird. Wie der alte Beamte, der zwischen hellgrauem Trümmer-Schutt sitzt und angeblich demnächst nach Homs fahren will, in die ebenso zertrümmerte, fast völlig abgeriegelte Provinzhauptstadt: sein Gehalt abholen, das seit sieben Monaten ausgeblieben ist. Dabei traut er sich kaum noch aus seinem Haus heraus.

Es ist Wahnsinn, hierzubleiben. Aber der andere Wahnsinn, der nämlich, dass ein Regime seinen eigenen Städten den Krieg erklärt, breitet sich aus in Syrien. Zuerst traf es Homs und Rastan, dann Talbisa, eine Kleinstadt dazwischen. Stets dort, wo die Bodentruppen Assads auf zu viel Widerstand stoßen, werden Stadtviertel, Dörfer, Landstriche fortan aus der Ferne und aus der Luft bombardiert. Jede Zieländerung der Geschütze löst neue Flüchtlingsströme aus, die von Ort zu Ort getrieben werden, voller Angst vorm Weiterziehen wie vorm Ausharren.

Es liegt eine ungeheure Anspannung über Syrien. Einerseits hält das Regime bis in die vergangene Woche hinein militärisch noch fast das gesamte Land – jedenfalls so weit, dass es jederzeit überall zuschlagen konnte und wohl auch noch kann. Andererseits scheint es, als ob schon eine kleine Erschütterung zum

Kollaps führen könnte, seit klar wird, dass nichts diesen Aufstand stoppen kann.

Am vergangenen Mittwoch dann gab es eine Explosion im Gebäude des Nationalen Sicherheitsrats im hochgelegenen, teuren Damaszener Viertel Maliki, wo Familie Assad bis zum Aufstand wohnte. Der Sprengsatz scheint nicht einmal besonders stark gewesen zu sein, doch seine Wirkung im Inneren war fatal: Die Explosion hatte das Treffen jenes obersten Regimezirkels beendet, der den Krieg gegen die Aufständischen führt. Assif Schaukat, Schwager des Präsidenten und wichtigster Militärführer, der Verteidigungs- und der Innenminister und weitere Spitzenfunktionäre starben. Wer bezeichnenderweise gar nicht anwesend war: Baschar al-Assad.

Stunden später bekannte sich die Gruppe „Liwa al-Islam“, Bataillon des Islam,

zur Tat. Das Regime verbreitete, ein Leibwächter habe sich als Selbstmordattentäter in die Luft gesprengt. Was auf den ersten Blick zum Namen der Gruppe passen würde, doch was die Urheber des Anschlags zurückweisen. Nach Aussagen eines Mannes, der sie lange kennt, war es mitnichten ein sunnitischer Selbstmordbomber, „sondern ein christlicher Handwerker, der die Sprengsätze platziert hat“. Das ist nicht zu beweisen, klingt auch nicht gerade überzeugend – ein Christ, der sich Liwa al-Islam als Helfer anbietet. Immerhin würde es den Gepflogenheiten der Assads entsprechen, sich in sensiblen Bereichen auf Christen oder Alawiten, nicht auf Sunnitern zu verlassen.

Vor anderthalb Monaten seien Reparaturen nötig geworden an der abgehängten Decke des ungefähr vier mal fünf Meter großen Konferenzraums, in dem sich der Krisenstab regelmäßig traf. „Als der Handwerker den Auftrag erhielt“, berichtet der Gewährsmann, „nahm er Kontakt zu Liwa al-Islam auf“, das lose verbunden ist mit der Freien Syrischen Armee, der FSA. Er habe Sprengstoff zwischen den Kabeln im Zwischenraum platziert. Ein weiterer Informant aus dem Inneren des Sicherheitsrats habe die Gruppe auf dem Laufenden gehalten und gemeldet, wann sich der Spizzenzirkel des Regimes dort wieder treffen werde. Schon Stunden nach der Explosion sei der Handwerker außer Landes gewesen.

In den Tagen danach begann Assad, in seiner eigenen Haupt-



Anti-Assad-Kommandeur Tlass: Jagd auf ein Phantom



Vorbereitung eines getöteten Jungen für die Beerdigung, Gemeinschaftsküche in Rastan, Eltern mit ihren verletzten Kindern: „Die Assads werden

stadt Panzer, Hubschrauber und Raketen einzusetzen. Die Armee erhielt Befehl, sich aus den Vororten Irbin und Harasta zurückzuziehen, was in anderen Städten ein Vorbote von Flächenbombardements war. Noch scheint die Macht des Regimes in Damaskus und der Mitte Syriens einigermaßen zu halten.

Stattdessen zerfällt sie von den Rändern her: Truppen von der Grenze zu Israel wurden nach Damaskus beordert. Am Donnerstag verließen die Militärbesatzungen zweier großer Grenzübergänge zur Türkei ihre Stellungen. Auch der größte Übergang zum Irak in Abu Kamal ist in der Hand der Aufständischen. Zwei Stadtteile von Aleppo, der Handelsmetropole des Landes im Norden, die lange Zeit ruhig blieb, werden von Bewohnern und der FSA kontrolliert.

Die letzte Phase hat begonnen. Das Regime wird untergehen. Aber es ist nicht klar, ob es noch Tage oder Wochen dauern wird. Und ob die Auflösung der Ränder die Brutalität im Zentrum nicht noch erhöht. Ob die Prophezeiung von Abu Baschar, einem übergelaufenen, alten Geheimdienstler aus Rastan, eintreffen wird. Er meinte, er kenne das Regime lange und gut: „Sie werden alles einsetzen, wenn sie untergehen. Alles!“

Syrien hat Schätzungen zufolge eines der größten Chemiewaffenarsenale der Welt, Tonnen von Sarin, Senfgas und VX sollen hier lagern. Und es hat die Raketen, um das Giftgas in einem Umkreis von vielen hundert Kilometern zu verteilen.

Das fürchten vor allem die Israelis, deren Verteidigungsminister Ehud Barak vorige Woche auf den von Israel besetzten Golanhöhen das Echo der Kämpfe zwischen Regierung und Opposition bezeugen konnte. „Die Auflösung des Regimes ist keineswegs abstrakt“, warnte er. „Sie ist real, und sie kommt näher.“

Vorläufig tut das Regime alles, um die Mitte des Landes halten zu können. In Rastan existierte zur Versorgung der Verwundeten vergangene Woche nur noch ein kleines Krankenhaus der Aufständischen in einem der tiefsten Keller der Stadt. Der Eingang liegt versteckt am Ende einer Gasse in einem schmalen Durchgang zwischen zwei Häusern, dann zwei Treppen abwärts. Aber der Weg ist leicht zu finden. Eine Blutspur verrät ihn.

Unten, im fahlen Neonlicht, operieren die letzten drei Ärzte der Stadt im Schichtbetrieb. Alle anderen sind tot, geflohen oder verschleppt von den Sicherheitsdiensten. Arzt zu sein ist dieser Tage lebensgefährlich in Syrien. Wer Demonstranten behandelt, gar Kämpfer der FSA, riskiert sein Leben.

Krankenschwestern in Kopftuch und dem dünnen Mantel konservativer Musliminnen ziehen in raschen Handgriffen Spritzen auf, reißen die Sterilverpackungen mit den Zähnen herunter, um gleichzeitig Klemmen, Licht und Geräte während der Operationen halten zu können. Niemand sieht sie weinen. Es sind die Männer, die weinen, wie jener alte Pfleger, der irgendwann am Ende seiner Kräfte an der Tür steht, rauchend und in Tränen, als ein Kind nach dem anderen hereingetragen wird.

Ein kleiner Junge, zerteilt von den Splittern einer Panzergranate, liegt in einer Decke, seine Mutter will ihn halten, hält plötzlich nur sein Bein in der Hand und lässt es in einem Schrei maßlosen Entsetzens wieder fallen. Dann ein zehnjähriger Junge, bewusstlos, äußerlich kaum verletzt. Anderthalb Stunden lang versuchen ein Arzt und die Pfleger alles, ihn wiederzubeleben, spritzen Adrenalin, versuchen es mit Herzmassage und Stromstößen. Vergebens. Ein nicht mal finger Nagelgroßer Splitter einer Granate hat sich von hinten in sein Herz gebohrt. In

ein weißes Tuch gehüllt, trägt ihn sein Vater nach draußen.

Inmitten des Grauens existiert noch ein ganz anderer Mikrokosmos in den Untergeschossen verlassener Schulen, Parteigebäude und Villen in Rastan: die Katibas, die Brigaden der FSA-Kämpfer, die an keinem Ort so gut organisiert und zahlreich sind wie in Rastan, der alten Offiziersstadt. 2000 seien es, davon 130 Offiziere. Die Katibas tragen religiös klingende Namen: „Männer Gottes“ oder „Ali Ibn Abi Talib“, benannt nach dem vierten Kalifen. Ihr Führer Leutnant Faïs Abdullah, vor sieben Monaten noch glattrasiert, trägt einen wuchernden Vollbart. Wer mit ihm kämpfen wolle, müsse an Gott glauben.

Einen bestimmten Gott?

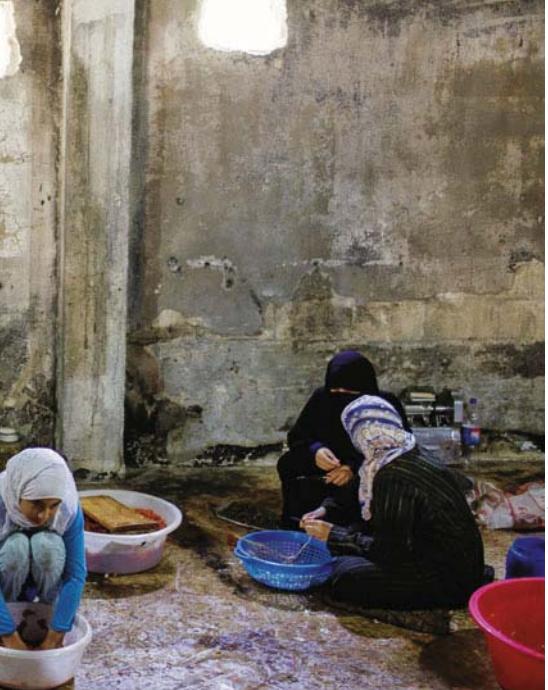
Das sei egal. Er könne Muslim, Druse oder Christ sein.

Aber beten sieht man seine 70 Kämpfer kaum, häufiger sind sie damit beschäftigt, über das andauernd kollabierende Netz des Satellitentelefons ihre Facebook-Seiten zu öffnen. Ihr praktisches Vorbild ist auch nicht das Leben des Propheten, sondern ein in Syrien extrem populärer türkischer Serienheld und James-Bond-Verschnitt, der in rasenden Verfolgungsjagden und mit viel Sprengstoff das Böse bekämpft.

Das mit dem Bart, dem Glauben, den Beschwörungen des Paradieses müsse man so sehen, wird Faïs Abdullah später erzählen: „Was kann ich jemandem bieten, der sich mit kaum mehr als einer Kalaschnikow den Panzern von Assads Armee entgegenstellen soll?“

Junge Offiziere sind hier binnen Monaten zu lokalen Feldherren geworden, die über Facebook und YouTube versuchen, für sich Werbung zu machen, die um Schaltungen auf al-Dschasira buhlen, um reiche Exil-Syrer und andere Finanziers zu beeindrucken. Der nominelle





FOTOS: MARCEL METTERHOFER / DER SPIEGEL

alles einsetzen, wenn sie untergehen – alles“

Kommandeur Riad al-Asaad im türkischen Exil hat wenig zu verteilen und nichts zu befehlen. So ist kaum zu befürchten, dass nach dem Sturz des Regimes die Dschihadisten übernehmen, viel eher droht ein ganz diesseitiger Konkurrenzkampf zwischen den Katibas, von denen es allein in Rastan 22 gibt, die sich zwar in einem Militärrat zusammengeschlossen haben, dem die größte Katiba aber gar nicht beitreten mag: jene Brigade, die von einem Neffen des einstigen Verteidigungsministers gegründet wurde.

Geschichte wiederholt sich nicht, aber sie neigt zu Variationen: So, wie es der ewige Verteidigungsminister Mustafa Tlass war, der Rastan zur Stadt der Offiziere werden ließ, so war es sein Verwandter, Leutnant Abd al-Rasak Tlass, der als einer der Ersten den bewaffneten Aufstand gegen das Regime begann.

Bei einer Begegnung im vergangenen Dezember im Viertel Bab Amr in Homs führte er gerade eine kleine Schar kümmerlich bewaffneter Überläufer. Der Versuch, ihn erneut zu treffen, gestaltet sich zu einer Suche nach einem Phantom: Jeder kennt seinen Namen, seine „Faruk-Brigade“ ist die größte in Syrien, unter

ihrem Banner kämpfen allein im zertrümmerten Homs 7000 Mann. Aber Tlass selbst? Soll in Homs sein, in Rastan, in Talbisa, jeden Tag woanders, und nach einer Woche kommt ein Bote: Man möge sich am Abend bereithalten. Ein Auto hält, es geht quer durch die Stadt bis zu einem Haus kaum hundert Meter unterhalb einer Panzerstellung der Armee. Hier rechne niemand mit ihm, sagt der vermutlich meistgesuchte Mann des Landes, der seinen zwischenzeitlichen Vollbart wieder gestutzt hat und in der Mitte des Raumes Platz nimmt.

Es werde nur noch Wochen dauern bis zum Sturz, sagt er.

Und dann? Wird er dann wieder als Leutnant in die neue Armee zurückkehren? Ein kurzes Lächeln, „ich werde dorthin gehen, wo die Menschen mich haben wollen“. Sein Macht ist immens, und er weiß es. Aber beteuert, dass die Revolution kein Selbstzweck sei, „sondern ein Kampf für unsere Rechte. Wir wollen Demokratie, keine nächste Diktatur!“.

Von ihrem Quartier in einer Ruine im Dorf Saan vor der Stadt schauen die Männer der FSA Mitte voriger Woche auf die kilometerbreite Rauchsäule über Rastan, auf eine Drohne, die leise sirrend über ihnen steht, auf den Hubschrauber, der in der Ferne bereits schießt. Sie laden ein paar Panzerfäuste auf zwei Pick-ups, ein Maschinengewehr und Munition. „Bidna namut“, „gehen wir sterben“, sagt einer, sie schwingen sich auf die Ladefläche. Dann fahren sie davon in Richtung der Wand aus Rauch.

In den Orten, die Assads Armee in den vergangenen Monaten heimsuchte, hinterließen die Truppen Graffiti an den Mauern. Eines taucht immer wieder auf: „Assad auf ewig! Oder wir brennen das Land nieder!“

Beim Verlassen von Rastan ist die breite Säule aus Staub und Rauch noch lange

zu sehen. In der Ferne, zwischen dem grünen Land, stehen weitere schwarze Säulen über dem, was einmal die Städte Talbisa und Homs waren.

Die Autos, die an diesem Morgen aus der Stadt herausfahren, transportieren die Kämpfer, die Verwundeten und die Toten. Plötzlich gibt es eine Mitfahrgelegenheit auf einer Route, an der alle paar Kilometer Fahrer warten und Kundschafter permanent die Strecke überwachen: Es ist die Rettungsstrecke für Schwerverletzte ins Ausland. Auf einem Kleinlaster, mit dem eigentlich Schafe transportiert werden, liegt auf der Ladefläche unter einer Decke der notdürftig verbundene Patient. Doch was seine Rettung werden soll, wird zur letzten Reise für den Bauern Ubaid Darisch Laban, 25, seit zehn Tagen verlobt, ihn traf ein Kopfschuss. Nach 40 Kilometern stirbt er.

Ein kurzer Halt, eine Herzmassage, aber Labans Pupillen sind geweitet und starr, die Kissen blutdurchtränkt, und nichts holt ihn zurück. Umkehr. Zurück in sein Dorf Umm Hamamia, zur Familie, zum Friedhof. Kaum hat sich die Nachricht verbreitet, strömen Dutzende zusammen.

Auf dem Friedhof hacken die Männer mit solcher Wucht den sonnendurchglühten Boden auf, als wäre es ein Ausweg aus ihrer Ohnmacht und Wut. Sie sagen der Mutter, sie solle nicht weinen, Laban sei doch nun ein Märtyrer. Unter Anruflungen des Paradieses wird sein lebloser Körper ein paarmal im Kreis getragen, aber noch bevor sie den Toten ins Grab senken können, bricht Panik aus. Am Horizont ist ein Hubschrauber aufgetaucht. Die Trauernden rennen auseinander, in den Schutz der Mauern und Olivenbäume. Nur ein paar Männer beenden mit Todesverachtung das Begräbnis. Dann ist es wieder still auf dem kleinen Dorffriedhof in der Mitte Syriens.



Opfer von Hula

Es war noch heller Tag

Rekonstruktion eines Massakers: Überlebende und Augenzeugen berichten, was sich am Abend des 25. Mai in der syrischen Gemeinde Hula zutrug.

Innen werde schon nichts geschehen, beruhigte der pensionierte Polizeioffizier Muawija al-Sajjid am Nachmittag des 25. Mai seine Familie, die nicht wagte, ihr Haus zu verlassen. Er sei schließlich Oberst gewesen, und bislang seien sie bei Razzien der Regimetruppen stets unbehelligt geblieben.

Eine tödliche Fehleinschätzung, wie Oberst Sajjid in den letzten Minuten seines Lebens erkennen musste. Denn nach den Aussagen seiner überlebenden Frau und Tochter hörte er da von seinem Zimmer im ersten Stock aus, wie sich die Mörder vor dem Haus verabredeten, dass sie sich erst die Frauen holen und anschließend alle umbringen würden. Er schickte die Frauen und Kinder zur Flucht. „Ich werde versuchen, sie aufzuhalten.“ Was ihm um den Preis seines Lebens gelang.

Das Massaker von Hula, bei dem nach Angaben der Uno 108 Dorfbewohner, davon 49 Kinder und 34 Frauen, ermordet wurden, die meisten von ihnen mit Äxten, Messern und Schusswaffen, entsetzte Ende Mai die Weltöffentlichkeit. Immerhin war es den Uno-Beobachtern gelungen, an den Schauplatz einer solchen Bluttat vorzudringen, die Leichen zu sehen und so von unabhängiger Seite das Geschehene bestätigen zu können. Die Uno und zwölf Staaten, darunter Deutschland, wiesen die syrischen Botschafter aus. Am 1. Juni verurteilte der Uno-Menschenrechtsrat gegen die Stimmen Russlands und Chinas die syrische Regierung sowie ihre Schabiha-Milizen für das Massaker. Die Regierung in Damaskus dagegen machte „Terroristen“ für die Tat verantwortlich und beklagte einen „Tsunami der Lügen“.

Doch dann veränderte sich das Meinungsbild: Je mehr Zeit verging, desto stärker stellten die Vereinten Nationen ihren anfangs eindeutigen Befund in Frage. Am 27. Juni diskutierte der Menschenrechtsrat einen Bericht seiner Syrien-Kom-

mission. Dieser stellte fest, anhand der unzureichenden Beweislage sei nicht nachweisbar, wer das Massaker begangen habe.

Am 8. und am 14. Juni hatte die „Frankfurter Allgemeine“ zwei auf Aussagen anonymer Augenzeugen beruhende Berichte veröffentlicht, wonach in Wirklichkeit Bewaffnete der Opposition das Massaker verübt und anschließend dem Regime untergeschoben hätten. 700 Kämpfer der Freien Syrischen Armee, FSA, seien aus verschiedenen Orten nach Hula gekommen, um dort zum alawitischen oder schiitischen Glauben konvertierte Familien umzubringen, die sich nicht dem Aufstand angeschlossen hätten. Anfang Juli setzte der ehemalige CDU-Bundestagsabgeordnete Jürgen Todenhöfer nach und beklagte das „Massaker-Marketing“ der Aufständischen.

Seit der für den britischen Fernsehsender Channel 4 berichtende Reporter Alex Thompson am 26. Mai mit den Uno-Beobachtern für ein paar Stunden nach Hula kam, war kein ausländischer Journalist mehr dort, um selbst mit Überlebenden der Familien und mit Augenzeugen des Angriffs sprechen und vor Ort recherchieren zu können.

Einem SPIEGEL-Team ist es nun gelungen, den Ort des Massakers zu besuchen: Taldu, das größte von vier weit auseinanderliegenden Dörfern, welche die Gemeinde Hula bilden. Es war eine komplizierte Anreise, denn das syrische Regime möchte keine unabhängig recherchierenden Journalisten im Land haben, schon gar nicht in Hula.

Überdies liegt ein Ring aus alawitischen Dörfern um den Ort. Dort hat die syrische Armee Stützpunkte errichtet, von denen aus sie Hula fortgesetzt mit Panzern und Artillerie beschießt. In diesen Dörfern werden die regimetreuen Schabiha-Milizen bewaffnet, die nun Checkpoints an den Straßen errichten und sich an Überfällen beteiligen.

Taldu selbst, wo vor der Revolution mehr als 15 000 Menschen lebten, wird von seinen eigenen Bewohnern kontrolliert. Sie haben eine Einheit der FSA gebildet – was sie vor kleineren Überfällen schützt, aber nicht vor Granatenbeschuss. Teile des Ortes, darunter ein Schauplatz des Massakers, liegen weiterhin unzugänglich im Schussfeld von Scharfschützen der Armee, die auf einem Hügelkamm am Ortsrand stationiert sind.

Zwei Tage lang hielt sich das SPIEGEL-Team in Taldu auf, konnte sich dort frei bewegen, Überlebende der Familien Sajid und Abd al-Rassak befragen und mit Zeugen sprechen. Manche der Zeugen sprachen vor der Kamera, andere wollten anonym bleiben, weil sie noch Verwandte im Gefängnis oder in Städten haben, die vom Regime kontrolliert werden. Um zu verhindern, dass die kollektive Erinnerung das selbst Erlebte überlagert, wurden die Zeugen einzeln nach dem befragt, was sie gesehen und gehört haben.

Als sich die Einwohner von Taldu nach dem Freitagsgebet am 25. Mai wie üblich zu Protestzügen gegen das Regime formierten, setzte am frühen Nachmittag heftiger Granatenbeschuss aus verschiedenen Stützpunkten der Armee ein. Es kam zu Gegenangriffen von Einheiten der FSA auf mehrere Checkpoints der Armee. In Taldu, berichten mehrere Zeugen, hielten sich an jenem Nachmittag aber kaum FSA-Kämpfer auf, weshalb es auch keinerlei Widerstand gegen die einrückenden Todesschwadronen gab. Es war noch heller Tag, als die erste Welle kam.

Zeuge I

Mohammed Faur Abd al-Rassak war am frühen Nachmittag des 25. Mai auf dem Weg nach Hause in die Sadd-Straße, von der die Gasse mit den Häusern der Ermordeten abgeht. Er hatte Gerüchte ge-



„Ich sah jeweils vier, fünf Männer in die Häuser gehen.“

Mohammed Faur Abd al-Rassak

hört, dass Schabiha-Gruppen aus mehreren Ortschaften der Umgebung, darunter dem ausschließlich alawitischen Dorf Fula, Richtung Taldu unterwegs seien und rief zu Hause an. „Sie sammeln sich“, habe sein Vater ihm gesagt, es traue sich kaum einer aus dem Haus, da viel geschossen werde. „Um kurz vor fünf war ich in der Nähe unseres Hauses, von wo aus man die Straße nach Fula auf dem Hügel sehen kann. Da kamen ungefähr zehn Autos und bestimmt 400 Mann herunter. Einige trugen Militärkleidung, andere waren in Zivil. Manche trugen lange Bärte, ihre Köpfe waren kahlgeschoren. Manche der Männer trugen eine rote Armbinde.

Vom Wasserwerk, wo das Militär sitzt, kam eine zweite Gruppe, das waren ungefähr 30 Mann in Uniform. Langsam näherte ich mich unserem Haus und versteckte mich an der Sadd-Straße. Von dort sah ich, wie die Männer sich rasch verteilten und als Erstes einen Mann mit einem Maschinengewehr in der Kreuzung positionierten, um die Gegend kontrollieren zu können. Wahrscheinlich haben sich beide Gruppen dort getroffen. Ich sah jeweils vier, fünf Männer in die Häuser gehen, in Zivil und in Uniform. Sie hatten Kalaschnikows dabei, und jedes Mal, wenn sie in ein Haus gingen, hörte ich kurz darauf einzelne Schüsse. Soldaten sahen mich, da bin ich weggerannt, ungefähr 400 Meter weit. Gegen 19 Uhr waren andere Schüsse zu hören, das klang wie Freudentheuer. Als es vorbei zu sein schien, hat mich jemand auf dem Motorrad mitgenommen, und wir haben im ersten Haus, das wir betrat, zwölf Leichen der Familie von Samir Abd al-Rassak gefunden.“

Zeuge II

Auch der Offizier Dschihad Raslan, der seit vier Tagen auf Heimurlaub war, sah von seinem Haus in der Sadd-Straße, wie um 18.30 Uhr Bewaffnete in Zivil und



„Wovor wir Angst hatten, das waren die Granaten, die herunterkamen.“

Marjam al-Sajjid

Uniform auf einen Olivenhain zwischen dem Alawiten-Dorf Fula und Taldu zugegangen. „Ich sah mehr als hundert Männer, aber es war unübersichtlich. Das Bombardement war abgeebbt. Ich verließ vorsichtig das Haus, um nachzusehen. Eine Frau, die von Westen her auf mich zulief und mich erkannte, rief: ‚Sie bringen die Leute um!‘ Um sechs sah ich eine weitere Frau mit Schusswunden auf der Straße liegen, die sagte: ‚Sie gehen in die Häuser und töten!‘“

Ich habe gewartet, sah bis 19 Uhr Fliehende, bin eine halbe Stunde später rausgegangen mit einer Taschenlampe, denn der Strom war abgeschaltet worden. Dann bin ich nacheinander in drei Häuser gegangen: Im ersten, dem von Samir Abd al-Rassak, lag eine einzelne tote Frau und in einem weiteren Raum mehrere Frauen und Kinder mit Schusswunden. Vor dem zweiten Haus sah ich Mustafa Abd al-Rassak noch atmend in einer riesigen Blutlache liegen, drinnen die tote Familie. Und im dritten Haus, dem von Abu Schaalan Abd al-Rassak, waren es über 20 Leichen. Ich habe mitgeholfen, die Toten mit Autos in die Moschee zu bringen, dann brachte ich meine eigene Familie in Sicherheit.“

Zeuge III

Dschihad Raslans Bekannter, der Lieutenant Malik Bakkur, war im Haus eines Cousins in der Sadd-Straße, als er davon hörte, dass Bewaffnete von Fula nach Taldu herunterkamen: „Bis um sechs Uhr war so viel Granatenbeschuss, dass ich mich kaum hinaustraute. Ich sah, wie gegen 17.30 Uhr 40 Männer in Uniform und in Zivil nach Fula hochzogen, die meisten liefen, aber voran fuhr ein silberfarbener Pick-up mit aufmontiertem MG. Den hatte ich Tage zuvor schon am Checkpoint gesehen, der eine Weile zuvor in Fula errichtet worden war. Ich stand etwas erhöht und konnte die Männer beobachten, bis ungefähr hundert Meter vor dem Dorf.“



„Ich wollte das nicht mehr mittragen und bin geflohen.“

Mohammed Tajjib Bakkur

Dann traf ich Raslan, und wir gingen gemeinsam in die Häuser, sahen die Leichen. Einigen war der Schädel gespalten wie von einem Metzgerbeil, andere hatten aufgesetzte Kopfschüsse, vorn ein kleines, hinten ein großes Loch. In Mustafa Abd al-Rassaks Haus zählte ich 17 Leichen übereinander.“

Weitere Überlebende haben die Gruppe aus Fula kommen sehen, und auch sie erinnern sich an ähnliche Details – so etwa an die roten Armbinden, die eine alte Frau sah, die anonym bleiben will: „Das trug der Soldat in einer grünen Uniform, der hereinkam. Alle Türen standen offen, weil wir noch an eine Razzia glaubten, wie sie mehrmals zuvor vorgekommen waren. Meine Schwiegertochter sagte ihm, hier sind nur Frauen und Kinder, unsere Männer arbeiten im Libanon. Ich stand hinter einer Tür, als er hereinkam und sofort schoss.“

Es war das Missverständnis, die Mörder kämen nur zu einer Razzia, das so viele Leben kostete – und manches rettete, wie das des Sohnes von Mustafa Abd al-Rassak: Der hatte sich in einer aufgegebenen Hühnerfarm 50 Meter neben dem Haus versteckt, weil er fürchtete, als Regimegegner festgenommen zu werden.

Nach der ersten Welle des Massakers am Spätnachmittag gab es zwischen ungefähr 23 Uhr und 4 Uhr morgens eine zweite Welle in einem anderen Teil von Taldu. Da es nun dunkel war, sah von den Überlebenden dort niemand, woher genau die Täter kamen. Aber da die Häuser zwischen zwei Checkpoints der Armee lagen, wäre es für Regimegegner kaum möglich gewesen, dort unbehelligt von Haus zu Haus zu ziehen und Bewohner zu erschießen, ohne in Zusammenstöße mit den Soldaten zu geraten.

Zeuge IV

Der elfjährige Ali Adil al-Sajjid war spät abends noch wach, weil seit Stunden die

Einschläge von Granaten in der Nähe zu hören waren: „Gegen 23 Uhr waren von draußen Stimmen zu hören: ‚Licht aus! Tür auf!‘ Aber es gab ja sowieso keinen Strom. Ich hörte, wie von unten gegen die Tür geschlagen wurde, aber dann gingen sie wieder.“

Kurz vor vier Uhr wurde ich wieder wach, als Männer ins Haus kamen. Ich und meine Brüder lagen im Wohnzimmer. Als meine Schwester Rascha wegläufen wollte, erschoss sie einer der Männer. Mein Bruder Adil schlief noch, als ein Mann auf ihn schoss. Hinterher fehlte ein Stück von Adils Kopf. Der Mann schoss auch auf mich, aber mich hat er nicht getroffen. Ich rollte mich auf die Seite und stellte mich tot. Dann haben die Männer zwei Fernseher, unsere Waschmaschine und den Computer mitgenommen. Von draußen war das Geräusch eines BMB zu hören – eines gepanzerten Truppentransporters, den die syrische Armee einsetzt.

Alis schwerverletzter Bruder Nadir „machte noch Geräusche, als ob er Schluckauf hätte. Dann ist er gestorben“.

Ali Adil al-Sajjid, der einzige Überlebende seiner Familie, ist entfernt verwandt mit dem syrischen Parlamentsabgeordneten Abd al-Muti Maschlab. Auf diesen Umstand stützten die Beobachter der Vereinten Nationen die Annahme, es seien Menschen wegen ihrer Verwandtschaft mit einem Regimefunktionär um-

gebracht worden. Doch Maschlab, sagt Ali, sei nur der Onkel der Frau seines Onkels. Ali und sein Vater seien bis zum Herbst häufig zu den Demonstrationen gegangen, „da haben wir vorher Kebab und Cola gekauft!“ Aber im November sei sein Vater verhaftet worden, „danach hatte er zu viel Angst“.

Zeuge V

Ein paar Häuser weiter lebte die Familie des pensionierten Polizeioffiziers Muawija al-Sajjid. Dessen Tochter Marjam al-Sajjid, 15, stand im Haus am Fenster, „als zum ersten Mal gegen 16.30 Uhr eine Gruppe Soldaten vom Wasserwerk näherkam. Sie schossen in die Luft, schlugen gegen unsere Tür, aber als niemand reagierte, zogen sie weiter. Wir fühlten uns sicher. Mein Vater war 30 Jahre lang im Polizeidienst gewesen, zuletzt als Oberst. Bei Razzien zuvor war uns nie etwas geschehen.“

Auch mein Bruder Ahmed war im Haus, er war Soldat, hatte einen Beinbruch und konnte sich nicht bewegen. Vier Monate lang hatte er keinen Urlaub bekommen, weil er aus Hula kam und schon deshalb als verdächtig galt.

Nur jetzt, wegen seines Beinbruchs, hatte er nach Hause gedurft. Aber vor der Armee hatten wir keine Angst. Und wenn es Terroristen wären, wie sollten die hierherkommen durch die beiden Checkpoints? Wovor wir Angst hatten,

waren die Granaten, die in der Nähe Stundenlang herunterkamen. Es war ja noch hell, und unser Haus ist das letzte an der Straße, wir wagten nicht zu fliehen.

Gegen 18 Uhr hörten wir einen Panzer auf der Straße und Männer auf einem Auto, die skandierten: ‚Schabiha für immer! Mit unserem Blut und unserer Seele opfern wir uns für dich, oh Baschar!‘ Das hatten wir vorher noch nie gehört.

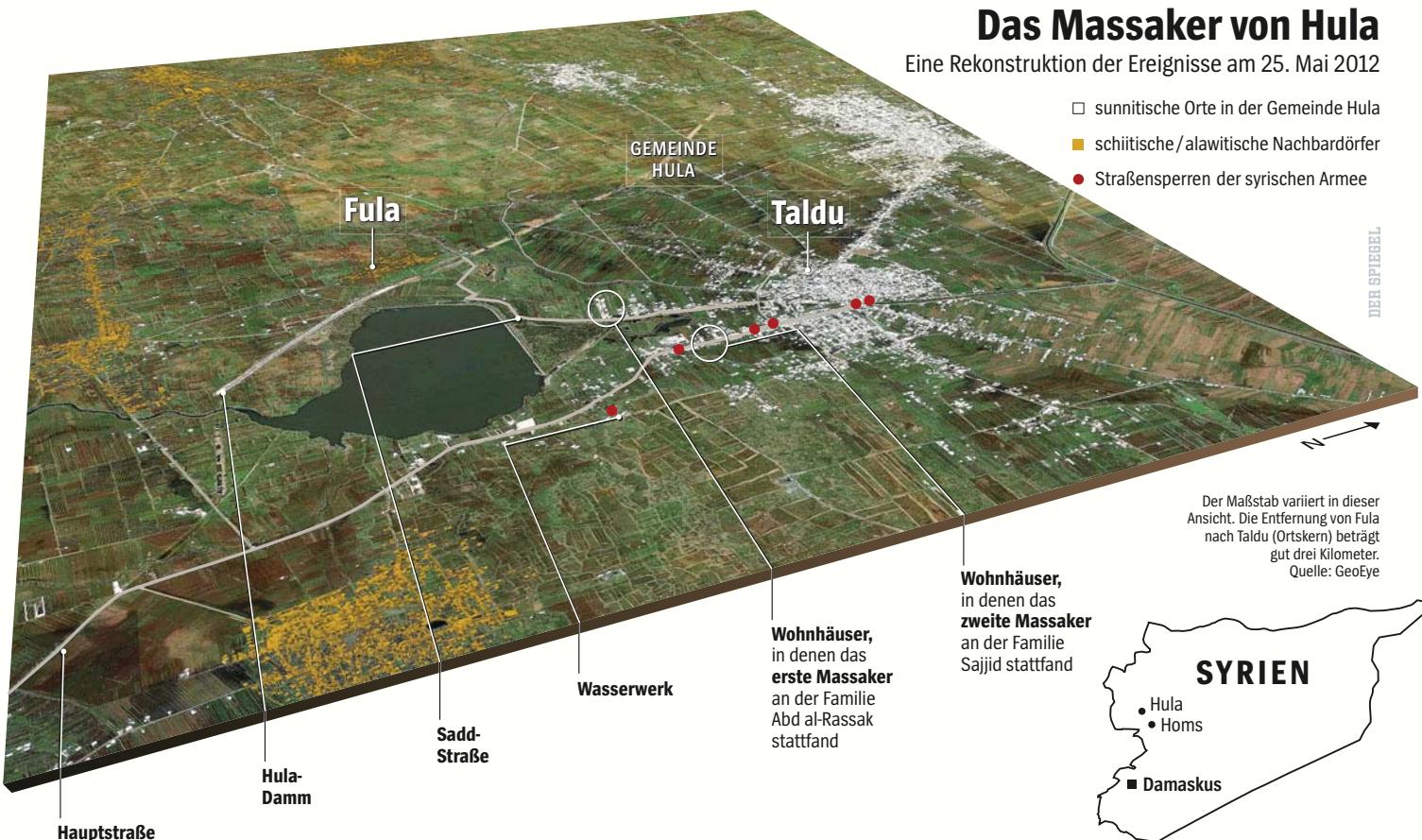
Wir waren im Haus, mein Vater im Raum zur Straße, alle anderen im Raum nach hinten raus. Um 23 Uhr waren Stimmen durch Lautsprecher zu hören: ‚Alle Lichter aus! Auch Kerzen!‘ Ich ging zu meinem Vater in den anderen Raum. Er hatte gerade gehört, wie Männer unten vor der Tür standen und sagten, erst würden sie sich die Frauen nehmen, dann alle töten. Ich fragte ihn, was wir tun sollten. Er sagte: ‚Geht! Ich werde hinausgehen und versuchen, sie aufzuhalten.‘

Wir waren 15, Ahmed konnten wir nicht mitnehmen, er war zu krank. Aber in der Angst und in der Eile vergaßen wir Sarah, meine achtjährige Schwester. Sie schlief. Als ich das merkte, ging ich zurück mit meiner Schwägerin zum Haus. Wir hörten die Männer: ‚Wir wollen die Frauen!‘ Meine Schwägerin sagte: ‚Wir können nichts mehr tun. Sie werden sterben.‘ Sie zog mich zurück, und wir flohen.“

Das Massaker von Hula

Eine Rekonstruktion der Ereignisse am 25. Mai 2012

- sunnitische Orte in der Gemeinde Hula
- schiitische/alawitische Nachbardörfer
- Straßensperren der syrischen Armee





„Ich habe mitgeholfen, die Toten in die Moschee zu bringen.“

Dschihad Raslan



„Ich hörte noch meinen Mann rufen: ‚Ahmed nicht!‘, ‚Ahmed nicht!‘“

Hana Harmut al-Sajjid



„In Mustafa Abd al-Rassaks Haus zählte ich 17 Leichen übereinander.“

Malik Bakkur

FOTOS: ABDUL KADER / DER SPIEGEL

Zeuge VI

Marjam al-Sajjids Mutter Hana Harmut war noch einen Moment länger im Haus geblieben und sah nicht, wohin die anderen gelaufen waren in der Dunkelheit: „Ich ging zurück zur Rückseite des Hauses, hörte die Stimmen der Männer im Haus, hörte Ahmed schreien, und dann hörte ich Sarah, wie sie aufwachte, weinte und laut ‚Mama‘ rief. Ich hörte noch meinen Mann rufen: ‚Ahmed nicht! Ahmed nicht!‘ Dann einige Schüsse, ich weiß nicht, wie viele. Danach war es kurz still. Und dann waren Geräusche zu hören, als ob die Küche verwüstet würde. Vielleicht suchten sie Messer.“

Ich dachte nur noch daran zu fliehen und versteckte mich in einem Stall in der Nachbarschaft, wo sonst die Tiere sind. Noch bis gegen zwei, drei Uhr früh waren die Männer zu hören, dann wurde es ruhiger.“

Die Familie Sajjid war weder in der Opposition führend aktiv, noch unterstützte sie das Regime. Einer der Gründe, so glauben die Überlebenden, der sie zum Ziel gemacht haben könnte, sei der Vorname des Vaters: Muawija. So hieß jener Kalif, der vor über 1300 Jahren gegen jene Imame kämpfte, die als Heilige der Schiiten gelten und deren Tod heute noch rituell betrauert wird. Ein absolutes Reizwort für radikale Schiiten und, abgeschwächt, auch für Alawiten, die zur selben Glaubensgruppe zählen. Und garantiert nicht der Name eines Mannes, der zum schiitischen Islam konvertiert ist.

Nach übereinstimmenden Aussagen der Überlebenden, aller Dorfbewohner aus Taldu und anderen Teilen Hulas, gibt und gab es keine schiitischen oder alawitischen Familien in Hula – ebenso wenig, wie es sunnitische Familien in den umliegenden alawitischen Dörfern gibt. Zwar habe es früher gelegentlich Heiraten zwischen alawitischen und sunnitischen

schen Familien gegeben, aber in diesen Fällen sei stets die Frau ins Dorf des Mannes gezogen und habe dessen Glauben angenommen.

Woher aber mögen die namentlich nicht genannten Zeugen gekommen sein, die mit der Aussage zitiert wurden, dass die Opfer von Hula gar keine Sunniten und Oppositionelle gewesen seien, sondern eher Anhänger des Regimes?

Zeuge VII

Oberst Mohammed Tajjib Bakkur, der zwei Drittel seines Lebens in der syrischen Armee gedient hat und vor wenigen Wochen desertierte, war zuletzt in der politischen Abteilung des Verteidigungsministeriums eingesetzt. Am 28. Mai, berichtet er jetzt, habe er einen Anruf von Dschamil Hassan erhalten, dem Chef des Luftwaffengeheimdienstes, einem der führenden Männer des Regimes: „Er bestellte mich für den 2. Juni ein und meinte, ich käme doch aus Hula. Da sei ja eine internationale Verschwörung gegen Syrien im Gang. Deswegen solle ich in Hula oder Umgebung ein paar möglichst arme Menschen finden. Ich solle sie nach Damaskus bringen, damit sie die Regimeversion des Massakers verbreiten. Die Leute aus Hula bekämen auch Geld dafür, ich ebenso. Dann rief er seinen Bürorleiter, dass der mir 25 000 Syrische Pfund aushändigen solle.“ Umgerechnet gut 300 Euro.

Nach 35 Jahren in der Armee sei das für ihn der Moment gewesen, die Seiten zu wechseln: „Ich wollte das nicht mehr mittragen, habe meine Familie in Sicherheit gebracht und bin geflohen.“

So weit die Zeugen aus Taldu.

Wäre es wirklich ein von Rebellen angekündigtes Massaker gewesen – wieso wird Taldu dann seit Monaten fortwährend von der Armee beschossen und bom-

bardiert, so auch noch in den Tagen der Recherche vor Ort? Weshalb sind eine ganze Reihe von Armee-Offizieren aus Hula nach dem Massaker zur FSA übergelaufen, wenn doch die FSA das Massaker verübt haben sollte?

Auf einem Platz im Zentrum von Taldu haben die Bewohner nach dem Massaker gemeinsam die Toten begraben, von denen sie sagen, es seien noch mehr als die 108 von den Uno-Beobachtern gezählten gewesen – was sich nicht mehr überprüfen lässt, aber naheliegt, da viele der Toten erst Tage nach deren Abzug geborgen werden konnten.

Mitte Juli sind nun ein paar mutige Arbeiter damit beschäftigt, neue Erde aufzuschütten, da der Boden sich gesunken hat. Die bislang verstreut herumliegenden Ziegelsteine wollen sie durch eine Umrandung aus Natursteinen ersetzen. Es solle wenigstens würdig aussehen, sagt einer der Männer. Allzu lange möge man hier allerdings nicht stehen bleiben, warnt er: „Hierhin schießen die Soldaten vom Wasserwerk manchmal Raketen.“

Ein paar Ecken weiter, am zerstörten Hauptplatz von Taldu, wo die Armee einen Checkpoint hielt, den sie erst sechs Tage nach dem Massaker aufgab, steht ein Graffito an einer Wand, von dem die Anwohner sagen, es stamme von den Soldaten. Und dem vorausgesickt sei, dass Assad auf Arabisch Löwe bedeutet: „Seid nicht allzu betrübt! Manchmal tanzen die Hunde auf dem Löwen, aber sie wissen gar nicht, dass es der Löwe ist.“

CHRISTOPH REUTER,
MITARBEIT: ABD AL-KADER ADHUN



**Video-Spezial:
Die Augenzeugen
von Hula**

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. spiegel.de/app302012syrien

„Europa hat uns nicht verstanden“

Rumäniens Ministerpräsident Victor Ponta klagt über Auflagen der EU-Kommission gegen seine Regierung, verteidigt Eingriffe in das Rechtssystem des Landes und verspricht ein Ende der Bukarester Misswirtschaft und Korruption.

Er ist der jüngste Regierungschef in der Europäischen Union – und derzeit der umstrittenste: Victor Ponta, 39. Der Sozialist wurde am 7. Mai vom rumänischen Parlament ins Amt gewählt. Er leitet eine Koalition linker und nationaler Kräfte und erweckte mit fragwürdigen Dekreten den Eindruck, mit seinen Weggefährten die ganze Macht im Land an sich reißen zu wollen. Die EU protestierte scharf, Justizkommissarin Viviane Reding sprach sogar von einer „Art Putsch“. Der frühere Außenminister Andrei Pleșu schrieb in einem Gastbeitrag für den SPIEGEL, sein Heimatland stehe an der Schwelle zur Diktatur. Ponta, früher Staatsanwalt und Dozent für Strafrecht, fühlte sich „besonders von diesen Worten des geschätzten Kollegen“ provoziert. Der Premier hat erkennbar die westliche Reaktion auf sein Vorgehen falsch eingeschätzt. Als erstes internationales Presseorgan nach dem Proteststurm gegen seine Regierung empfing er am Donnerstag vergangener Woche den SPIEGEL, um „offen“ seine Position zu erklären. Fragen zu seiner Dissertation, die unter Plagiatsverdacht steht, wollte er allerdings nicht beantworten. Das Gespräch fand in seinem Amtssitz in Bukarest statt, einem grauen Bau aus der Ceaușescu-Ära, neben der rumänischen Flagge war die der EU aufgebaut.

SPIEGEL: Herr Ministerpräsident, ganz Europa fragt sich, wer Sie sind – ein Demokrat, ein autoritärer Herrscher oder ein Putschist?

Ponta: Seit ich mit 17 Jahren unter hohem persönlichem Risiko



Premier Ponta

gegen die kommunistische Diktatur auf die Straße gegangen bin, bin ich leidenschaftlicher Demokrat. Ich führte die Jugendorganisation meiner Partei zu den Verhandlungen über den EU-Beitritt 2007. Ich bin doch kein Putschist. Ich bin ein überzeugter Europäer, das geiste Europa ist Rumäniens Zukunft. Und so handle ich auch in meinem Amt als Premier.

SPIEGEL: Die Europäische Kommission sieht das ganz anders. Vor einigen Tagen wurden Sie nach Brüssel zitiert und öffentlich beschuldigt, den Rechtsstaat und die Demokratie zu untergraben. EU-Kommissionspräsident José Manuel Barroso sagte: „Die Vorgänge in Rumänien haben unser Vertrauen erschüttert.“ Er forderte Sie ultimativ auf, in elf konkreten Fällen Ihre Entscheidungen zu revidieren. Beeindruckt Sie das gar nicht?

Ponta: Doch, das schmerzt, und es war für mich schon ein Schock. Seit zwölf Jahren bin ich nun bereits in der Politik, immer habe ich mich für Europa eingesetzt, und dann das. Aber wenn es solche Zweifel in Europa an einem Mitglied gibt, dann muss man dem nachgehen. Barrosos Ansatz ist der konstruktivste, die Sachen wieder ins Lot zu bringen. Barroso hat recht.

SPIEGEL: Wie bitte? Sie geben also zu ...

Ponta: ... dass ich mir vorwerfen muss, meine Regierungsarbeit nicht immer gut erklärt und nicht gut genug mit Europa kommuniziert zu haben. Ich habe keine Probleme damit, Fehlinformationen klarzustellen und Missverständnisse auszuräumen, die unsere europäischen Partner stören. Ich habe deshalb nach meiner Rückkehr aus Brüssel die Ver-



Grenze zwischen Rumänien und Moldau: „Das war ein Schock“

Das Gespräch führte der Redakteur Erich Follath.

antwortung dafür übernommen, alle Kritikpunkte zu klären und die notwendigen Schritte zu unternehmen, um unsere europäischen Partner zu überzeugen – sogar solche Punkte, die nicht direkt in meine Verantwortung fallen, sondern in die des Parlaments.

SPIEGEL: Und das sollen alles nur Fehlinformationen und Missverständnisse gewesen sein? Gehen wir doch einige Vorwürfe konkret durch. Sie haben die Befugnisse des Verfassungsgerichts wesentlich eingeschränkt.

Ponta: Das war nie meine Absicht. Ein entsprechendes Dekret wurde jetzt auf meine Initiative hin gerade wieder verändert. Meine Regierung hat versprochen, die Unabhängigkeit der Justiz in vollem Umfang zu respektieren.

SPIEGEL: Die EU bestand auch darauf, die von Ihnen eingeführten Eilverordnungen aufzuheben, mit denen Sie Gesetze hätten aushebeln können.

Ponta: Auch in diesem Punkt habe ich klargestellt, dass wir nur im Rahmen der Verfassung handeln werden. Und wir wollen auch, wie von Brüssel angemahnt, wieder einen parteiübergreifend wirkenden Ombudsmann installieren, der die demokratischen Institutionen unabhängig überwacht. Allerdings ist das die Entscheidung der Abgeordneten, das kann ich nicht allein bestimmen.

SPIEGEL: Die in Rumänien geborene Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller hat zusammen mit anderen angesehenen Künstlern die Einschränkung der kulturellen Freiheiten in Rumänien durch Ihre Regierung beklagt. Das Rumänische Kulturinstitut sei der Verfügungsgewalt des Senats unterstellt worden und werde jetzt wohl im Regierungssinn „politisert“.

Ponta: Ich verspreche: Da muss sie sich keine Sorgen machen. Kulturelle Unabhängigkeit wie übrigens auch die Pressefreiheit bleiben gewahrt. Sie sollten mal lesen, was in der rumänischen Presse alles an Negativem über mich geschrieben wird.

SPIEGEL: Aber das Amtsenthebungsverfahren gegen Ihren politischen Intimfeind, den langjährigen konservativen Präsidenten Traian Băsescu, ist nicht vom Tisch. Es soll am 29. Juli stattfinden.

Ponta: Was man in Europa nicht verstanden hat: Das Amtsenthebungsverfahren war nicht meine persönliche Entscheidung, sondern ein Beschluss des Parlaments, weil die Volksvertretung mehrheitlich der Meinung war, Băsescu habe seine Kompetenzen überschritten. So ein Referendum sieht unsere rumänische Verfassung vor. Aber es wird nun, wie von Brüssel gewünscht, wieder eine frühere Regelung in dieser Frage angewandt: Nur wenn mehr als die Hälfte der Wähler ihre Stimme abgibt, wird das Referendum seine Gültigkeit haben.

Kinder ~~SPIEGEL~~-Leser wissen mehr.

Jetzt am Kiosk
für 3,40 Euro
oder im Abo unter
www.deinspiegel.de/abo

Nr. 8 / 2012
Deutschland € 3,40

Dein SPIEGEL
EINFACH MEHR WISSEN

Was mache ich mit meinem Taschengeld?

Wie Kinder zu Konsumenten werden

HAUSTIERE In den Ferien einfach ausgesetzt

GRUSEL-JOB Erschrecker in der Geisterbahn

Das Nachrichten-Magazin für Kinder.

SPIEGEL: Wenn nur 45 Prozent zur Urne gehen, es aber eine klare Mehrheit gegen Băsescu gibt – würden Sie denn dann dafür sein, dass er im Amt bleibt?

Ponta: Das ist dann seine Entscheidung, ob er im Amt bleiben will. Er wird sich schon fragen müssen, wen er denn in einem solchen Fall noch vertritt, das Volk jedenfalls mehrheitlich nicht. Aber noch einmal: Ich halte mich auch in einem solchen Fall an meine Zusagen.

SPIEGEL: Alles, was Sie sagen, klingt, als hätten Sie politisch eine Kehrtwende um 180 Grad gemacht, als seien Sie gegenüber Ihren Brüsseler Mahnern eingeschrockt.

Ponta: So empfinde ich das nicht, das ist auch nicht meine Art, mit Politik umzugehen. Aber ich bin überzeugt: Ich habe in einem detaillierten Schreiben an den EU-Kommissionspräsidenten tatsächlich alle anstehenden Probleme ausgeräumt.

SPIEGEL: Das sieht man in Brüssel offensichtlich nicht ganz so. Barroso klang auch nach Erhalt Ihres Briefes sehr misstrauisch, sehr skeptisch. Er sagte, er wolle Sie an Ihren Taten messen, nicht an Ihren Ankündigungen.

Ponta: Einverstanden.

SPIEGEL: Und in der Zwischenzeit steht Rumänien, wie es in einem am Mittwoch veröffentlichten Brüsseler Bericht heißt, „unter besonderer Beobachtung“. Die Europäische Union bleibt „zutiefst besorgt“. Eine Vertrauenserklärung klingt anders. Rumänien wird weiterhin wegen seiner unzulänglichen Justizreformen und der grassierenden Korruption ebenso wie Bulgarien gesondert beobachtet und wie ein zweitklassiger EU-Staat behandelt.

Ponta: Das ist nichts Neues, und dass es diese halbjährlichen Sonderberichte der EU gibt, hat vor allem Băsescu zu verantworten. Die Korruption in seiner Amtszeit hat nicht abgenommen, ganz im Gegenteil. Seit dem EU-Beitritt 2007 sind wir auf der Liste von Transparency International sogar noch sechs Plätze zurückgefallen. Aber meine Regierung wird alles tun, die Korruption zu bekämpfen. Und wir hoffen doch sehr, dass wir noch im Herbst in den Schengen-Raum aufgenommen werden.

SPIEGEL: Die Entscheidung darüber, ob die Rumänen dann wie die übrigen EU-Schengen-Mitglieder passfrei durch Europa reisen dürfen, haben führende

Brüsseler Politiker davon abhängig gemacht, ob Sie Ihre Versprechungen in Sachen Demokratie wirklich umsetzen.

Ponta: Es wäre sehr schade für uns, aber auch ein schwerer Verlust für unsere Partner, für ganz Europa, wenn wir jetzt nicht in diese Zone ohne Grenzkontrollen aufgenommen würden.

SPIEGEL: Rumänien leidet unter einer schweren ökonomischen Krise. Ihre Landeswährung ist nahe einem historischen Tiefstand gegenüber Dollar und Euro, der Machtkampf zwischen Ihnen und Ihrem Rivalen Băsescu lädt die Wirtschaft, der Fünf-Milliarden-Euro-Kredit eines vom Internationalen Währungs-

SPIEGEL: Die Beziehungen zwischen Ihnen und der Bundesregierung sind angespannt. Ihr Botschafter in Berlin wurde aus Besorgnis über die Maßnahmen Ihrer Regierung sogar ins Kanzleramt einbestellt, was in der Diplomatie als eine Art Platzverweis gilt.

Ponta: Wir tun alles, um Deutschland zu beruhigen, ich habe das Ihrem Diplomaten hier gerade in einem persönlichen Gespräch versichert, mich mit Vertretern der deutschen Handelskammer und deutschen Unternehmern getroffen. Uns liegt viel an einem guten Verhältnis zu Ihrem Land, einem besonderen und langjährigen Freund. Ich würde auch gern führende Berliner Politiker nach Bukarest einladen.

SPIEGEL: Sehr fraglich, ob die derzeit kommen würden. Hat es Sie sehr geschmerzt, dass die Bundeskanzlerin in den vergangenen Tagen nicht Sie, sondern Ihren Erzfeind Băsescu angerufen hat? War das nicht ein gezielter Affront?

Ponta: Natürlich wäre es mir andersherum lieber gewesen. Aber es gibt eine langjährige Verbindung zwischen den Christdemokraten Merkel und Băsescu, gewachsene Beziehungen, das muss man akzeptieren, das ist völlig legitim. Und ich bin optimistisch, dass es mir gelingt, die Bundesregierung von meinen besten Absichten zu überzeugen. Dabei hilft es natürlich, wenn sich Berlin in Rumänien die Argumente beider Seiten anhört.

SPIEGEL: Ihre Partei liegt bei den Meinungsumfragen zur Parlamentswahl im Herbst vorn. Sie denken offensichtlich noch an eine lange politische Karriere.

Ponta: Ja, das plane ich.

SPIEGEL: Könnten Sie denn überhaupt ohne politisches Amt leben?

Ponta: Sosehr ich diesen Beruf liebe, es gibt ein Leben jenseits der Politik.

SPIEGEL: Was würden Sie denn sonst gern tun? Zurückkehren in Ihren früheren Beruf als Jurist?

Ponta: Wenn ich nicht mehr in der Politik bin, werde ich als Staatsanwalt arbeiten, vielleicht wie früher als Ankläger im Kampf gegen die Korruption. Gern würde ich auch nach Den Haag gehen und am Internationalen Strafgerichtshof Diktatoren das Handwerk legen. Ja, das wäre schön: In einem geeinten Europa leben und diese schrecklichen Politiker überführen, die Menschenrechte mit Füßen getreten haben.

SPIEGEL: Herr Ministerpräsident, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Präsident Băsescu (r.) beim EU-Gipfel*: „Deutschland beruhigen“

THIERRY MONASSE / POLARIS / STUDIO X

fonds geführten Konsortiums steht auf der Kippe.

Ponta: Ich bin nun gerade mal elf Wochen im Amt, da kann man mir die rumänische Wirtschaftskrise doch wirklich nicht anlasten. Und im Übrigen: Das mit dem IWF-Kredit ist schon in trockenen Tüchern, Rumänien legt großen Wert darauf, alle seine finanziellen Verpflichtungen einzuhalten, und dass wir das tun, wurde uns bestätigt, wir haben unsere Ratings gehalten. Aber natürlich stecken wir in einer Wirtschaftskrise, die wir bekämpfen müssen. Wir setzen bei ihrer Bewältigung übrigens auch sehr auf deutsche Investoren.

* Mit Ratspräsident Herman Van Rompuy, Kanzlerin Angela Merkel im Mai in Brüssel.

Strand in Beidaihe



ROB WEIHAN / CAMERA PRESS

CHINA

Die Wahrheit auf dem Index

Im Seebad Beidaihe bereiten Pekings Machthaber den Führungswechsel der Supermacht vor. Sie pokern um Posten und wollen die guten Geschäfte ihrer Familien sichern.



PHOTOSHOT / INTEFTOPICS

Präsident Hu (vorn)*: Früchte eines intrigenreichen Sommers

Starke Führer braucht das Land, am besten wäre ein großer Umwälzer wie Mao Zedong. Gleich in dreifacher Ausfertigung hat der ergraute Porträtmaler an der Strandpromenade von Beidaihe seine Konterfeis vom Gründer der Volksrepublik ausgestellt.

Auf diese Weise will er nicht nur Touristen anlocken, die sich von ihm zeichnen lassen. Nein, er verehre Mao. Der habe die Nation geeint und Bleibendes geleistet. Derartiges, sagt der Zeichner, könne man von den jetzigen Machthabern nicht behaupten. Deshalb hat er von ihnen auch keine Porträts angefertigt.

Denn in diesem Jahr verderben ihm Maos Nachfolger auch noch die Geschäfte, weil sie das Seebad zwei Zugstunden nordöstlich von Peking offenbar fast ganz für sich in Beschlag nehmen. So nervös wie jetzt hatte die Führung ihre traditionelle gemeinsame Sommerfrische nicht einmal in jenen legendären Tagen abgeschottet, als Mao oder der Reformer Deng Xiaoping hier noch im Pazifik badeten.

Und von den reichen Russen, die normalerweise zahlreich aus Sibirien anreisen, blieben viele weg. Die chinesischen Behörden sollen Reiseveranstalter gedrängt haben, so wenig Fremde wie möglich in das exklusive Resort zu holen.

An den Zufahrten nach Beidaihe müssen Urlauber ihre Koffer von Polizisten durchsuchen lassen. An jeder Kreuzung wachen Uniformierte, auch in Civil mischen sie sich unter die Badegäste.

Denn die Pekinger Spitzengenossen haben Wichtiges zu beraten an den langen Stränden, wo sie und ihre Familien seit Maos Zeiten abgeschirmt ihre Sommer verbringen: In ihren kiefernumwachsenen Villen rangeln die Mächtigen um die Zusammensetzung der neuen Generation – sie soll auf dem Parteitag im Oktober die Führung übernehmen.

Beidaihe, diesen Ortsnamen verbinden Chinas Kommunisten nicht nur mit Surfen oder Sonnencreme, er weckt eben auch Erinnerungen an Postengeschacher und Polit-Dramen: Hier erkannte 1971 Maos designierter Nachfolger Lin Biao endgültig, dass er in Ungnade gefallen war. Mit Frau und Sohn floh er im Flugzeug und stürzte aus nie geklärten Gründen über der Mongolei ab.

Im Sommer 1997 gelang es dem damaligen Parteichef Jiang Zemin in Beidaihe nur mit Mühe, sich gegen seinen Kollegen zu behaupten. Die Spitze konnte sich nicht auf gemeinsame Personalvorschläge für den 15. Parteitag einigen. Drei Tage vor dem Herbsttreffen erntete Jiang dann aber die Früchte des intrigenreichen Sommers: Chen Xitong, der bereits abgesetzte Parteiboss der Hauptstadt Peking und ein

* Mit Vizepräsident Xi Jinping, Politbüro-Mitglied Zhou Yongkang, Vizepremier Li Keqiang und Premier Wen Jiabao in Peking.

bitterer Rivale von Jiang, wurde unter dem Vorwurf der Korruption aus der KP ausgeschlossen; ein Jahr später wurde er zu 16 Jahren Gefängnis verurteilt.

Und hier scheiterte der noch amtierende Staats- und Parteichef Hu Jintao, 69, vor fünf Jahren mit seinem Plan, frühzeitig einen eigenen Favoriten als Nachfolger aufzubauen. Hu wollte seinen langjährigen Vertrauten, den jetzigen Vizepremier Li Keqiang, zum Nachfolger machen.

Stattdessen sorgte die alte Partei-Garde um den früheren Staats- und Parteichef Jiang Zemin dafür, dass Vizepräsident Xi Jinping, 59, im Oktober neuer Parteichef werden durfte. Im Frühjahr 2013 soll Xi dann auch Staatspräsident werden und Li unter ihm Regierungschef. Auf Chinas Neue warten gewaltige Herausforderungen: In den vergangenen fünf Jahren hat sich das Wirtschaftswachstum der Weltfabrik etwa halbiert. Im Riesenreich flackern immer neue soziale Unruhen auf, kürzlich gelang es Anwohnern in Südwestchina gar, den Bau einer umweltbelastenden Schwermetallfabrik zu stoppen.

Lange fand Chinas Einparteiendiktatur auch im Westen Bewunderer. Alles schien für die Kommunisten nach Plan zu gehen. Doch nun gefährdet gerade das Fehlen von Rechtsstaatlichkeit weitere Erfolge: Um die Volksrepublik von der Billigfabrik zum Hightech-Labor umzubauen, müsste die Partei politische Reformen wagen. Konkret: Sie müsste die Macht der Staatskonzerne kappen und kreativen Privatfirmen mehr Freiheiten und juristische Sicherheiten gewähren.

Auch außenpolitisch stößt China an Grenzen: Nachbarn wie Vietnam oder die Philippinen suchen bei den USA Schutz gegen die Volksrepublik, die das gesamte Südchinesische Meer für sich beansprucht. Am vorvergangenen Sonntag rief überdies Japan seinen Botschafter aus Peking zurück – mit Tokio droht ebenfalls Streit um Inseln.

Es gibt also genügend Anlässe für eine öffentliche Debatte über Chinas Zukunft, doch nichts fürchtet Peking mehr. Die um Stabilität besorgte Führung verschärft die Gängelei des heimischen Internets noch.

So werden Nutzer der Weibo – der chinesischen Variante des Twitter-Dienstes – durch ein neues Punktesystem eingeschüchtert: Wer politisch Unkorrektes bloggt und dadurch Punkte verliert, riskt die Löschung des Nutzerkontos.

Besonders rigoros zensiert die Obrigkeit derzeit Online-Beiträge, die sich mit dem Machtkampf in der Pekinger Führung befassen. Wer beispielsweise „Xi“, den Familiennamen des künftigen Füh-

bers, in eine Suchmaschine eintippt, stößt sogleich auf Fehlermeldungen. Als Gipfel der unfreiwilligen Selbstentlarvung setzte Peking kürzlich gar mehrere Tage lang den Begriff „Wahrheit“ („Zhenshi“) auf den Index.

Auch hier in Beidaihe kann das Volk daher nurrätseln, worüber seine Führer wohl gerade beraten. „Noch nie habe ich hier einen zu Gesicht bekommen“, berichtet ein Mann, der am Strand eine Umkleidekabine mit Dusche betreibt. „Nur mein Schwiegervater beobachtete einst Mao, als dieser ein Bad nahm.“

Mit ihrer Entrücktheit vom Volk staucht die Polit-Prominenz das Getuschel der Schaulustigen geradezu an. Zweimal an diesem Tag fahren Krankenwagen in den Sperrbezirk – haben da vielleicht ältere Kader die Hitze nicht vertragen?

Gerade hochbetagte Genossen nutzen die Sommer-Klausur, um sich in Erinnerung zu bringen. Kurz vor Saisonbeginn meldete sich ausgerechnet Li Peng, 83,

promisse feilschen müssen. Er amtiert dann als Vorstandschef der China AG.

Derzeit streitet die Führung auch um die Zahl der Köpfe, die künftig im Ständigen Ausschuss vertreten sein sollen. Einige Kader sind offenbar dafür, das Gremium zu verkleinern und die Kontrolle über den Sicherheitsapparat auf mehrere Mitglieder zu verteilen. Bislang hält Politbüro-Mitglied Zhou Yongkang die Machtfülle dieses Ressorts – ihm wurden in jüngster Vergangenheit sogar Putschgelüste unterstellt.

Als wichtigen Schachzug im Machtkampf blockierten die Pekinger Führer im Frühjahr bereits die Ambitionen von Bo Xilai, dem populären Parteichef von Chongqing, auf einen Sitz im Ständigen Ausschuss. Der einst gefeierte „rote Kronprinz“ – er ist der Sohn eines Revolutionshelden – entfachte in seiner Stadt einen Bauboom und sorgte für das höchste Wirtschaftswachstum in ganz China. Zugleich ließ er die Bürger in den Parks seiner Stadt Lieder aus Maos Zeiten singen – das war sein Rezept gegen die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich in der Volksrepublik.

Gerüchten zufolge hält die Partei den Gestürzten in einem Armee-Hospital in Peking fest. Die Entscheidung darüber, wie und mit welcher Begründung Bo endgültig politisch kaltgestellt wird, dürfte den Führern auch in Beidaihe noch einiges Kopfzerbrechen bereiten. Denn der Skandal um Bo und seine korrupte Gattin, die illegal Vermögen ins Ausland verschoben haben soll und angeblich einen britischen Geschäftspartner ermordet ließ, lenkt die Aufmerksamkeit auch auf die übrige korrupte Nomenklatura.

Mit Hilfe ihrer Familien beherrschen die Polit-Bosse wichtige Wirtschaftszweige. Hu Haifeng, der Sohn des amtierenden Parteichefs, leitete jahrelang Nuctech – die Firma beliefert Flughäfen und Bahnhöfe mit Sicherheitsscannern für Gepäck. Der Filius von Premier Wen Jiabao betreibt erfolgreich Firmen für Satellitenkommunikation, und die Gattin des Regierungschefs wurde in der Juwelierbranche reich. Die Verwandten des künftigen Parteibosses Xi häuften – wie die US-Agentur Bloomberg errechnete – dank guter Verbindungen ein Vermögen von umgerechnet 297 Millionen Euro an.

Mit dem China von Mao, dem hier in Beidaihe noch so viele nachtrauern, hat das alles wenig zu tun. Unter dem roten Diktator ging es dem Volk zwar schlechter, aber wenigstens ging es fast allen gleich schlecht.

WIELAND WAGNER



Sommergast Mao in Beidaihe um 1960: Getuschel der Schaulustigen

mit der Veröffentlichung einer Sammlung seiner alten Reden und Aufsätze zurück.

Der Ex-Premier, den viele für die blutige Niederschlagung der Unruhen auf dem Pekinger Platz des Himmlischen Friedens 1989 verantwortlich machen, versucht offenbar, auch unter der künftigen Führung die geschäftlichen Interessen seiner Familie zu wahren. Seine Tochter führt einen der größten Stromkonzerne des Landes.

Denn beim aktuellen Posten-Poker von Beidaihe geht es nicht nur um Macht, sondern auch um Wirtschaftsinteressen. Wie die Pfründen verteilt werden, entscheidet der Ständige Ausschuss des im Herbst neu zu besetzenden Politbüros. In diesem Gremium – derzeit zählt es neun Mitglieder, aber außer dem neuen Führungsduo Xi Jinping und Li Keqiang scheiden alle aus Altersgründen aus – wird auch der Parteichef als Erster unter Gleichen um Kom-



PORT-AU-PRINCE

Pariser Frühling

GLOBAL VILLAGE: Wie die Haitianer aus dem Slum Cité Soleil ihre Zukunft in die eigene Hand nehmen wollen

E r sieht so aus, wie sie sich den Eiffelturm eben vorstellen, ein Turm mit vier quadratisch gespreizten Füßen. So, wie sie ihn aus Erzählungen und von Bildern auf den buntbemalten Taxis der Hauptstadt Port-au-Prince kennen. Er steht auf einem mit Beton ummantelten Wassertank mitten in Cité Soleil, einem der schlimmsten Elendsviertel der westlichen Welt, ein Stahlgerippe, 3 Meter und 45 Zentimeter hoch. Einige Bewohner haben ihn selbst entworfen, selbst zusammenge-schweißt und selbst auf die Plattform gehoben. „Früher haben wir unser Viertel Klein-Haiti genannt“, sagt Jean Junior Petit Frère, der seit seiner Geburt hier lebt. „Heute nennen wir das hier Paris.“

Über eine Viertelmillion Menschen wohnen in Cité Soleil, wo der Drogenhandel zu den Haupteinnahmequellen zählt und mehr als zwei Dutzend Banden um die Macht kämpfen. Es ist ein Leben in Armut und lethargie, und fast jeder hat sich von diesem Leben in Cité Soleil schon einmal weggeträumt, dorthin, wo es den Menschen hundertmal bessergeht, nach Amerika und Europa. New York, London und eben Paris, das waren die Endstationen ihrer Träume. Sie halfen, das Elend zu vergessen. Aber nun steht der Eiffelturm vor ihrer Haustür, mitten in Cité Soleil, mitten im Elend.

Der Eiffelturm stehe für einen Neubeginn, sagt Petit Frère. 24 Jahre ist er alt, sieht noch aus wie ein Junge, aber in Cité Soleil hat Alter ein anderes Maß. Es ist ein Ort, in dem das Recht des Stärkeren gilt, in dem das Leben mit Maschinengewehren verteidigt wird. Die Menschen von Cité Soleil, sagt Petit Frère, müssten begreifen, dass sie für sich selbst verantwortlich seien. Das Leben beginnt hier, und für viele endet es ebenfalls hier. Nicht anderswo, nicht in Paris. „Aber seit der Eiffelturm hier steht“, sagt Petit Frère, „hat sich etwas verändert.“ Eine „Revolution des Bewusstseins“ nennt er das. „Wir müssen unser Leben selbst in die Hand nehmen.“

Cité Soleil hat schon immer mit der Krise gelebt. Es ging dieser Stadt auch

vor dem Erdbeben von 2010 schlecht. In den siebziger Jahren kamen Menschen aus ganz Haiti hierher, sie wollten einen Job in den Fabriken finden. Aber bei den meisten klappte das nicht, dann übernahmen die Gangs die Stadt, in der das Leben bald schon so gefährlich war wie in einer „Mischung aus Bagdad und Mogadischu“, so ein Beobachter der Weltbank.

Nach dem Erdbeben kam Hoffnung auf, weil so viel Hilfsgelder wie nie zuvor nach Haiti flossen. Sollte Cité Soleil nicht auch davon profitieren? Von seinem Haus

ße, die zum Eiffelturm führt, ist sauber. Ein Stück Ordnung im Dreck. Auf den Mauern stehen die neuen Parolen eines Ortes, der seine dunkle Vergangenheit hinter sich lassen will. Sie fordern: „l'amour du travail“, Liebe zur Arbeit, und „respecte toutes les femmes“, respektiere alle Frauen.

So etwas krempelt zwar das Leben in Cité Soleil nicht um, ist aber ein Anfang. Und haben die Amerikaner in den neunziger Jahren nicht so ihre Innenstädte aufgeräumt, die Ghettos von New York, Boston und Los Angeles wieder sicherer gemacht? Weil zerschlagene Fensterscheiben zu mehr Vandalismus und mehr Verbrechen einluden, musste zunächst Ordnung geschaffen werden, ein kleiner, aber entscheidender Anfang.

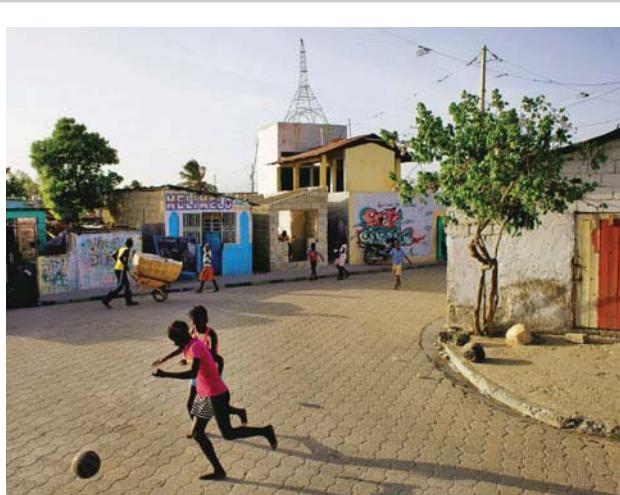
Reicht das für Cité Soleil? Sie wollen dort jetzt auch neue Häuser bauen, die Bausteine dazu stammen aus ihrem eigenen, bearbeiteten und zusammengepressten Plastikmüll. Als die Hilfsorganisation Haiti Communitaire einen Kurs im Bau erdbebenfester Häuser anbot, kamen 24 Frauen aus Cité Soleil, um sich in dieser neuen Hausbautechnik auszubilden zu lassen. Die Englischkurse, die Haiti Communitaire anbietet, sind ausgebucht. Es

heißt, dass es inzwischen einige Menschen in Cité Soleil gibt, die dreisprachig sind, Englisch, Französisch, Kreolisch. Und nicht weit von hier soll sogar ein Fußballstadion mit 12 000 Sitzplätzen entstehen, das ausländische Investoren finanzieren wollen, unter ihnen ein New Yorker Bauunternehmen. Es bewegt sich also etwas, und vielleicht sind die Bewohner von Cité Soleil ihrem Traum ja doch etwas nähergekommen, ihrem Paris.

MARC HUER

aus konnte Petit Frère die Flugzeuge sehen, die auf dem Airport von Port-au-Prince landeten. Sie brachten Geld, Lebensmittel und Medikamente nach Haiti. Aber wie die meisten hier wartete er vergebens. Die Konvois fuhren die Rue Nationale 1 entlang, aber kaum jemand bog ab in den Slum. Und irgendwann, sagt Petit Frère, seien die Zufahrten in ihren Stadtteil geschlossen worden, bis auf zwei: eine im Norden, eine im Süden, markiert von den Checkpoints der Uno. Zwei Zufahrten für eine Viertelmillion Menschen. Sie fühlten sich eingemauert im Elend, lebendig begraben.

„Haben Sie gesehen, wie sauber unsere Straße jetzt ist?“, fragt Petit Frère. Er zeigt sein Viertel, sein Geburtshaus, die Schule, den Lebensmittelladen daneben. Eine Kanalisation fehlt in Cité Soleil, aber die Stra-



Spielende Kinder, Eiffelturm-Eigenbau: *Ordnung im Dreck*



Video:
Haitis unbekannte Seite

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. spiegel.de/app302012haiti

HP empfiehlt Windows® 7.

Mein PC, ganz einfach



Klasse Design. Erstklassiger Sound.

Die neuen HP ENVY 4 und HP ENVY 6 Ultrabooks.™

Ultra-leicht, ultra-robust, ultra-schnell. Mit diesem Ultrabook™ sind Sie für alles gerüstet. Ausgestattet mit dem Intel® Core™ i3 oder Intel® Core™ i5 Prozessor und eingebautem Beats Audio™ – nur von HP.

Mehr Infos unter hp.com/de/envy

- Intel® Rapid-Start-Technik¹
- Lange Akkulaufzeit (bis zu 8 Stunden)²
- Beats Audio™

Ultrabook.™ Eine Idee von Intel.

Jetzt Fan werden:
facebook.com/HPDeutschland

Make it matter.



©2012 Hewlett-Packard Development Company. ¹Erfordert einen Intel® Core™ Prozessor der zweiten Generation, Intel® Software und BIOS-Update sowie ein Intel® Solid-State-Laufwerk (SSD) oder mSATA Cache-Modul und HDD. Die Ergebnisse können je nach Systemkonfiguration variieren. ²Die Akkulaufzeit variiert je nach Produktvariante, Konfiguration, geladenen Anwendungen, technischen Merkmalen, Nutzungsverhalten, WLAN-Funktionalität und Energiespareinstellungen. Die maximale Akkukapazität nimmt mit Zeit und Nutzung naturgemäß ab. Nähere Details siehe MobileMark07 Akku-Benchmark auf bapco.com/products/mobilemark2007. Microsoft und Windows sind Warenzeichen der Microsoft Unternehmensgruppe.

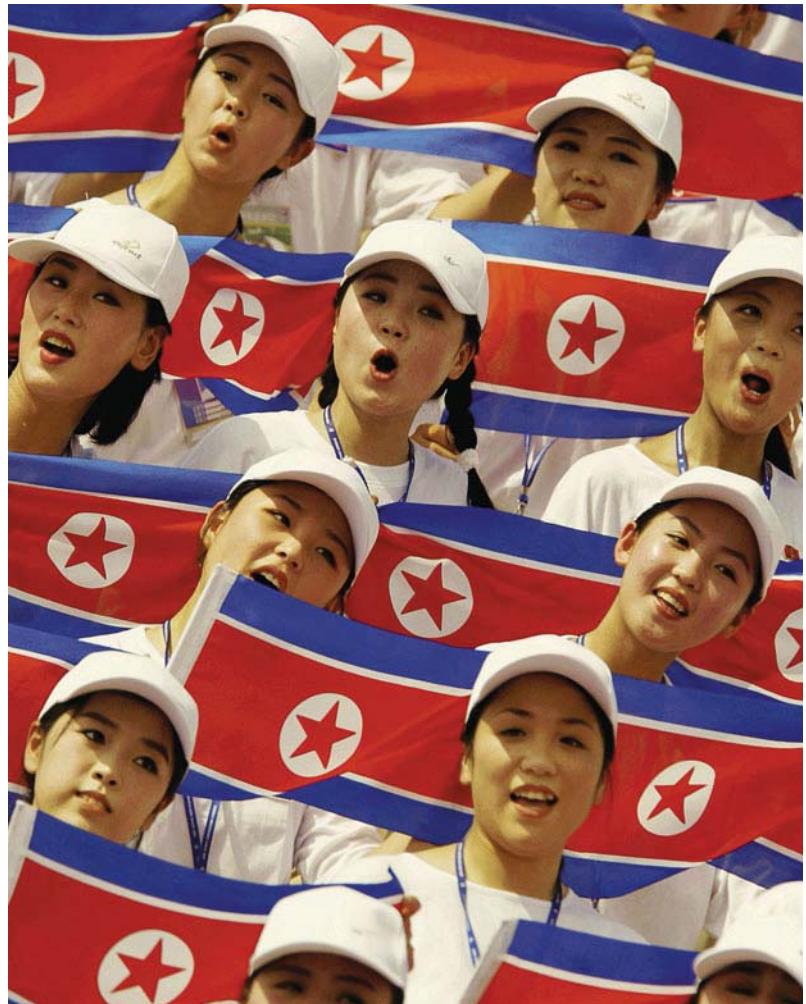
Erhältlich u. a. bei:

SPORTPOLITIK

Dialog mit Nordkorea

Vor den Olympischen Spielen in London deutet sich auf sportpolitischem Parkett eine Annäherung im angespannten Verhältnis zwischen Nord- und Südkorea an. Die südkoreanischen Veranstalter der Weltstudentensportspiele 2015 in Gwangju haben den deutschen Uno-Sonderberater Willi Lemke damit beauftragt, Kontakt zu nordkoreanischen Sportfunktionären anzubahnen. Der frühere Manager des Bundesligaclubs Werder Bremen will seinen dreiwöchigen Aufenthalt in London dazu nutzen, den Nord-Süd-Dialog aufzunehmen. Ziel seiner Mission: die nordkoreanische Seite davon zu überzeugen, bei der Universiade 2015 im südkoreanischen Gwangju ein gemeinsames Team aufzustellen.

Lemke gibt sich zuversichtlich, dass ihm in London das Entree gelingt: „Im Sport kann man die Menschen oft am leichtesten zusammenführen und Brücken bauen. Dies gilt selbstverständlich auch für die Vermittlung zwischen Nord- und Südkorea.“ Noch bis Ende dieses Jahres hofft der Sportsonderberater des Uno-Generalsekretärs Ban Ki Moon zu Verhandlungen in die nordkoreanische Hauptstadt Pjöngjang reisen zu können. Dafür müsste Lemke innerhalb der nächsten sechs Monate Zugang zur Spitze des nordkoreanischen Militärs erhalten – in dem kommunistischen Staat wacht die Armee über die Geschicke des Sports. Die Idee, nord- und südkoreanische Sportler bei der Universiade 2015 in einer Mannschaft auflaufen zu lassen, entstand Ende vergangenen Jahres beim Peace and Sport Cup in Katars Hauptstadt Doha – dort waren beim Tischtenniswettbewerb im Doppel zwei gemeinsame koreanische Teams angetreten.



REUTERS

Nordkoreanische Zuschauerinnen

QUERSCHNITT

Teurer Spaß

Wer sich bei den Olympischen Spielen in London eines der Finals oder die Eröffnungsfeier anschauen will, muss tief in die Tasche greifen. Bis zu 920 Euro pro Karte kostet es, die Entscheidungen um die Medaillen bei den Leichtathleten anzugucken. Für die Eröffnungsshow sind sogar maximal 2560 Euro fällig – das Achtfache dessen, was die teuerste Eintrittskarte beim November-Konzert von Popstar Madonna im New Yorker Madison Square Garden kostet (315 Euro).

Ticketpreise* bei den Olympischen Spielen

für Finalveranstaltungen, in Euro

*Preiskategorie AA bzw. A



OLYMPIA

Lila Polizei

Sie tragen Uniform, sie dürfen ungefragt Geschäfte und Restaurants betreten, in Wohnungen eindringen und Beweismaterial beschlagnahmen: Seit vergangener Woche sind in der Olympiastadt London 286 sogenannte Brand Officers unterwegs, lila gekleidete Markenpolizisten. Sie sollen durchsetzen, dass außer den offiziellen olympischen Sponsoren niemand mit Symbolen oder Begriffen der Sommerspiele wirbt. Vor zwei Jahren verabschiedete das britische Parlament ein Gesetz, das solch ein widerrechtliches Marketing als Straftat einstuft; es drohen Bußgelder von bis zu 20 000 Pfund. In unmittelbarer Nähe zu den Wettkampfstätten wurde sogar 800 Fast-Food-Läden untersagt, Pommes frites zu verkaufen, um Großsponsor McDonald's zu schützen.

Weltrekordler Bolt

LEICHTATHLETIK

Das Kronjuwel

Er macht Fäxen auf der Laufbahn, mag dunkles Bier und frittiertes Huhn. Experten suchen nach Erklärungen, wie Usain Bolt der schnellste Läufer der Welt werden konnte. Seine Fans glauben an ein Wunder. Von Alexander Osang



Usain Bolt kommt als geschlagener Mann zu den Olympischen Spielen von London, aber es sieht nicht so aus, als wollte das jemand glauben.

Nachdem Bolt kürzlich in Kingston, Jamaika, nach knapp zwei Jahren ein Rennen über 100 Meter verloren hatte, riss er die Augen auf und schüttelte den Kopf, als erwachte er aus einem Traum. Er, der schnellste Mann der Welt, war ein, zwei Meter hinter seinem Mannschaftskameraden Yohan Blake ins Ziel gelaufen. Es war eine laue karibische Nacht, von den Tribünen wehte leichter Grasgeruch, an der Ziellinie versuchte ein Versicherungsmakler aus Brooklyn namens Danny, der ehrenamtlich die Öffentlichkeitsarbeit der jamaikanischen Olympiaqualifikation leitete, die Presse in Schach zu halten. Das konnte doch alles nicht stimmen.

Usain Bolt blieb am längsten auf der Bahn, so wie es Sieger tun, dann lief er zu den Journalisten, die neben der Ziellinie auf ihn warteten.

„Ich freue mich, dass ich für die Olympischen Spiele qualifiziert bin“, sagte er. In seinem Gesicht wackelte die Wirklichkeit wie in einem „Matrix“-Film. Man musste an den ungläubigen Blick von Mike Tyson denken, als er, der Unschlagbare, zum ersten Mal zu Boden ging. Usain Bolt aber redete sich durch diesen Moment der Unwirklichkeit hindurch. Der Schweiß perlte von seinem Gesicht, er sprach von Saisonplanung, Leistungscurven, Prioritäten, dem einzigen, großen Ziel London, und nach fünf Minuten konnte man sich vorstellen, dass die Niederlage nur Teil eines größeren Plans war.

Bei der Siegerehrung lief Usain Bolt in einer Menschentraube zu dem kleinen Podest in der Stadionmitte. Yohan Blake folgte unbedrängt. Blakes Manager sprang wie Rumpelstilzchen vor den Journalisten herum, um sie daran zu erinnern, wer heute Abend eigentlich gewonnen hatte.

„Wer von euch hat ihm denn das zugebracht?“, schrie Cubie Seegobin.

Niemand hob die Hand.

„Ich sag euch, woran es liegt. Ihr seid auf eure eigenen Geschichten hereingefallen.“

Cubie Seegobin ist ein kleiner grauhäufiger Mann mit nervösem Blick, der zu jedem Rennen seines Klienten in einem verwaschenen Bob-Marley-T-Shirt erscheint, weil er sicher ist, dass es Glück bringt. Gut möglich, dass er trotzdem recht hat. Am nächsten Morgen, die Hitze lag wie Blei auf dem menschenleeren Stadion von Kingston, wo die Vorläufe für das 200-Meter-Rennen ausgetragen wurden, hatte immer noch keiner eine Ahnung, was man eigentlich mit Blake anfangen sollte. Alle hatten nur Fragen an Usain Bolt, aber der wollte nicht reden.

Eine japanische Fernsehjournalistin versuchte es mit einer Bolt-Frage an Blake.

Was hast du denn gestern zum Abend gegessen, Yohan?

Blake sah sie an, als hätte sie den Verstand verloren.

Von Usain Bolt weiß man, dass er gern Chicken McNuggets isst und die Teigtaschen seiner Tante Lilly, er mag Guinness-Bier, Videospiele und Domino. Von Blake weiß man, dass er Weltmeister wurde, weil Usain Bolt wegen eines Fehlstarts disqualifiziert wurde. Blake möchte bei den großen europäischen Meetings die gleichen Startgelder wie Bolt. Aber die zahlt keiner.

„Niemand kommt wegen Yohan Blake“, sagt Janine Geigle, die Pressechefin des Diamond-League-Sportfests in Zürich. „Für Bolt sind in Rom 60 000 Menschen



STEVEN JACKSON / CONTOUR BY GETTY IMAGES

Werbefigur Bolt

Sehnsucht nach dem Einzigartigen

ins Stadion gekommen, ohne ihn wären es vielleicht 20 000 gewesen. Ich habe noch keinen Sportler erlebt, der so einen Hype aufbaute. Er hat diese Aura, dabei ist er eigentlich kein interessanter Mann. Man kann in fünf Sätzen zusammenfassen, was er in einer halben Stunde sagt.“

Bolt hat in diesem Jahr fünf 100-Meter-Finale bestritten. Die Zeiten waren meistens nicht schlecht, aber das Beeindruckendste war die Sehnsucht in den Gesichtern seiner Zuschauer. Es ist die Sehnsucht nach dem Einzigartigen. Wer Usain Bolt laufen sieht, hat das Gefühl, einem historischen Ereignis beizuwohnen. Er ist nicht nur der schnellste Mann der Welt, er ist auch so, wie man sich den schnellsten Mann der Welt gern vorstellen möchte. Er trägt nicht hautenge Kleidung wie seine Konkurrenten, er sieht nicht so bullig aus, guckt nicht so grimmig, er macht Fehler

und ist trotzdem allen haushoch überlegen. Man kann sich vorstellen, dass er nicht dopt. Zwischen all den Männern, die wie Maschinen aus den Startblöcken klicken, und den Frauen, die sich schminken, um weiblicher zu wirken, und dann aussehen wie Dragqueens, wirkt er wie ein Wunder. Ein menschliches Wunder.

Seit Bolt die Zeit in unwirkliche Bereiche gedrückt hat, haben auch Menschen Interesse am Sprint gefunden, die sich sonst nicht so für Leichtathletik interessieren. Es sind die Menschen, die Rekorde sehen wollen.

„Man sagt, dass es sieben Milliarden Menschen auf der Welt gibt. Es gibt nichts Cooleres, als zu wissen, dass man der Schnellste von all denen ist“, sagt Bolt.

So kommt es, dass jedes Sportfest, an dem er teilnimmt, um ihn herum organisiert wird. Als er im Frühjahr in Ostrava startete, hing die Stadt voller Bolt-Plakate, das Stadion war seit Wochen ausverkauft, auf den Tribünen standen junge blonde Mädchen, die sich die jamaikanischen Nationalfarben auf die Wangen gemalt hatten.

„Usain?“, rief der Stadionsprecher.

„Bolt!“, antworteten die Massen. Da waren es noch drei Stunden bis zum 100-Meter-Lauf.

Die anderen Sportler waren Staffage, Olympiasieger, Weltmeister, die das Vorprogramm zum schnellsten Mann der Welt spielten. Es gab nur zwei andere Athleten, für die sich die Journalisten interessierten. Einer war Oscar Pistorius, der die 400 Meter auf Unterschenkelprothesen läuft, die andere die 800-Meter-Läuferin Caster Semenya, von der es eine Zeitlang hieß, sie sei eigentlich ein Mann.

Die Frau ohne Unterleib, der Mann ohne Beine, der Sprinter ohne Grenzen. Sie alle starten bei den Olympischen Spielen in London. Es ist der größte Zirkus der Gegenwart. Sie sind die Attraktionen.

Bolt lief 10,04 Sekunden in Ostrava. Die Menschen schauten ungläubig auf die Uhr. Es schien, als hätte sich Ostrava verhoben. Als wäre die tschechische Bergarbeiterstadt nicht gut genug für den Wunderläufer. Ein paar Tage später, in Rom, würde Usain Bolt zu der schwachen Zeit in Tschechien sagen: „Es war kalt. Ich konnte nicht genug schlafen. Das Essen war schlecht. Ich habe nicht die Energie gespürt, die ich brauche.“

Das Wunder blieb aus, die Ursachen findet man nicht beim Wundertäter. Er verzaubert die Orte, die er berührt, oder er verhext sie. Berlin? Tolles Wetter, begeisterndes Publikum, schnelle Bahn. Peking? Unglaubliche Energie.

Was war noch mal das Besondere an Ostrava?

Schlechte Betten, schlechtes Wetter, schlechtes Essen.

Die Welt dreht sich um den Mann aus Jamaika. Beim Sportfest in Rom hatte



DIMITRI JUNDT / WITTERS

Läufer Bolt, Betreuer: Er verzaubert die Orte, die er berührt, oder er verhext sie

Bolt nicht nur eine eigene Pressekonferenz. Er hatte einen eigenen Pressekonferenztag. Der Wettkampf war am Donnerstag, seine Pressekonferenz fand am Dienstag statt, die der anderen Athleten am Mittwoch. Asafa Powell, einst der schnellste Mann der Welt, Kim Collins, ehemaliger 100-Meter-Weltmeister, und Christophe Lemaitre, der französische Europameister über 100 Meter, mussten sich die Bühne teilen. Hinter ihnen hing ein großes Plakat, das Usain Bolt beim Lauf durch römische Kulissen zeigte. Das Motto der Gala war: „Bolt a Roma“.

Viele der Fragen an die drei Weltklasse-Sprinter galten Bolt.

„Er ist natürlich gut für Jamaika“, sagte Asafa Powell. „Er soll es genießen, solange es dauert.“

Kim Collins sagte: „Er hat jetzt den Druck. Er muss gewinnen.“

Christophe Lemaitre lächelte still. Er ist der einzige weiße Läufer, der es ins Olympiafinale schaffen kann. Auch eine Art Wunder. In Jamaika sagen sie, dass er bestimmt karibische Vorfahren hat.

Usain Bolt gewann das 100-Meter-Rennen von Rom in Weltjahresbestzeit. Er lief eine Ehrenrunde und kam eine halbe Stunde später noch einmal zurück, um über den Rasen des Olympiastadions zu hüpfen. Die Veranstalter dehnen die 100 Meter aus, so weit es geht. Zehn Sekunden sind schnell vorbei. In Ostrava fuhr Bolt am Ende der Wettkämpfe zu einem ohrenbetäubenden Feuerwerk ein paar Stadionrunden in einem offenen Oldtimer. In Rom schoss er viele imaginäre Pfeile in die Nacht. Er küsste das italienische Wappen auf seinem Shirt. Weil die Menschen ihm Liebe und Energie gaben,

sagte er später. Er habe gut geschlafen und gut gegessen.

Vielleicht ist das ja alles, was er braucht, um so schnell zu sein. Liebe, Essen, Schlaf. Good vibrations.

Es ist nicht leicht zu verstehen, dass bei sieben Milliarden Menschen einer so viel schneller rennen kann als alle anderen, und das manchmal mit offenen Schnürsenkeln. Und natürlich kann man sich darüber wundern, dass ein so kleines Volk wie Jamaika so viele schnelle Sprinter hervorbringt. Es ist möglich, dass alle olympischen Medaillen über 100 und 200 Meter an die Jamaikaner gehen. Der Deutsche denkt schnell an Doping, der Engländer eher an Muskelfasern von westafrikanischen Sklaven. In Jamaika gibt es verschiedene Theorien.

Donald Quarrie glaubt an gesunde Ernährung. Quarrie war Olympiasieger in Montreal, 1976, sein Denkmal steht vorm Stadion in Kingston. Er lebt aber noch. Er sitzt im Campinghemd auf der Ehrentribüne der Qualifikationswettbewerbe für die modernsten Olympischen Spiele der Menschheitsgeschichte und redet von den Wasserpumpen, zu denen er als Junge immer rannte. Die guten Läufer, sagt er, kommen alle aus den ländlichen Gebieten, wo die Kinder weite Schulwege haben, gesund essen und Wasser trinken statt Cola.

„In Amerika wollen alle Baseball- oder Footballspieler werden, bei uns träumt jedes Kind davon, ein Sprintstar zu werden“, sagt Donald Quarrie. Man kann sagen, dass es wenig Langläufer gibt. Am Ausscheidungsrennen in Kingston über 10000 Meter nehmen zwei Läufer teil. Einer davon kommt aus New York.

Wilton Peart glaubt an die Kraft des Rasentrainings. Er ist 38 Jahre alt und hat in Kingston die 100 Meter der Senioren gewonnen. Er war mal ein Leistungssportler, wenn auch kein großes Talent. Er liebt das Laufen. Er läuft abends nach der Arbeit, auf Gras, im Mondschein. Das Laufen auf Gras stärkt die Muskeln, auch Bolt habe auf Gras begonnen. Es gebe in Jamaika überhaupt nur fünf Tartanbahnen. Die Armut, sagt Wilton Peart, sei eine große Triebkraft.

In der William Knibb High School, die Usain Bolt besuchte, bis er 18 Jahre alt war, kann man sich eine der Grasbahnen anschauen. Sie sieht struppig aus, von der Sonne verbrannt, die Spuren sind mit Altöl markiert. Sportlehrer Yeonkeo McKay steht neben der Bahn und redet von Bolts Vorbildwirkung auf

den Nachwuchs. Sein Ausrüster Puma versorgt jeden Athleten seiner Schule mit Sportbekleidung. Bolt sei wichtig für die Zukunft des Landes. McKay ist einmal gegen ihn gelaufen. Er war 17 damals, Bolt 18.

„Er hatte diese besondere Ausstrahlung“, sagt McKay. „Man sah ihm an, dass er gewinnen würde.“

Gras, Mondschein, Wasserpumpen und die besondere Ausstrahlung. Es gibt auch Jamaikaner, die behaupten, die Skoliose, an der Usain Bolt leidet, mache ihn so schnell. Andere sagen, er musste als Junge oft weglaufen, weil er so viel Unsinn anstellte. Wahrscheinlich würde man auch jemanden finden, der bestätigen könnte, dass Bolt als Kind in einen Botkönig mit Zaubertrank fiel.

Bolt selbst sagt, seine Leistungen habe er seinem Coach Glen Mills zu verdanken. Der habe seinen Körper verstanden und seine Seele. Nach dem langsam Rennen von Ostrava redete Usain Bolt über seine unerklärlich müden Beine und seinen leeren Kopf, als gehörten sie gar nicht zu ihm. Er sagte, sein Coach werde sich die Videos des Laufs auf YouTube anschauen und ihm sagen, was er verändern solle. Coach Mills begleitet seine Schützlinge selten bei ihren Auslandsauftritten. Es heißt, er reise nicht gern.

Wenn man ihn in der Aufwärmzone hinter dem Stadion beobachtet, scheint es, als interessierte er sich nicht sonderlich für seine Sportler. Seine Schützlinge Blake und Bolt, die beiden zurzeit schnellsten Männer der Welt, absolvieren ihre Kurzsprints, Kniehebeläufe und Dehnübungen. Shelly-Ann Fraser-Pryce, eine Olympiafavoritin, trabt über die

Bahn, den Rücken durchgedrückt, ihr muskulöser Bauch wölbt sich, als hätte sie einen Wackerstein verschluckt. Mills steht nur da und schaut in den Abendhimmler. Ein kleiner dicker Mann mit Glatze und einem schießen Blick. Ein Medizinmann eher als ein Trainer.

Was ist sein Geheimnis?

„Ich höre, Sie sind von einem investigativen Magazin“, sagt Glen Mills und schaut, als spräche er einen Fluch aus. „Glauben Sie mir, Sie finden hier kein Geheimnis.“

Je mehr man sich mit Usain Bolt beschäftigt, desto mehr scheint man sich von ihm zu entfernen. Man kommt ihm auch nicht näher, wenn man sich von Kingston aus auf den langen, gewundenen Weg in sein Heimatdorf Sherwood Content macht. Die Straßen werden schmäler und löchriger, bis sie sich im tropischen Wald auflösen; Lianen peitschen aufs Autodach. Irgendwann öffnet sich der Regenwald und gibt ein kleines Dorf frei, in dem ein paar Holzhäuser stehen, viele Ziegen und die Schule, die Usain Bolt besuchte, als er ein Kind war. Es ist nachmittags, heiß und still, die Schüler sind längst zu Hause, aber hinter der ersten Tür, die man öffnet, sitzt Mamrie Flash, eine alte Dame, die Usain Bolt einst im Sport unterrichtete. Sie ist längst im Ruhestand. Sie sitzt in Bolts Schule wie ein Exponat seines Lebens.

Usain war immer ein schneller Junge, sagt Mamrie Flash. Immer, wenn er im Ort ist, kommt er vorbei. Er habe nicht vergessen, wo er herkomme. Mamrie Flash zeigt die Plakette von Bolts Sponsor Digicel, der die Schule renoviert hat. Wenn man noch mehr über ihr Verhältnis zum schnellsten Mann der Welt wissen wolle, solle man sein Buch lesen.

Fährt man ein paar Meter weiter, findet man den Gemischtwarenladen von Bolts Vater. Wellesley Bolt steht hier jeden Tag und verkauft Rinderfüße, Seife und Geschichten aus dem Leben seines Sohnes. Der Junge war nicht immer artig, aber ein großes Talent. Usain Bolts Vater, so sagt man in Kingston, soll einsilbiger geworden sein, seit er mit einigen Geschichten den Erinnerungen seines Sohnes widersprach. Wie der Laden seines Vaters ist auch seine ehemalige Highschool mit Usain Bolts Geld renoviert worden. Die Farbe sieht aus, als hätte er sie persönlich ausgesucht. Ein leuchtendes Rosa.

Man reist ans Ende der Welt und findet doch nur die Legende. Das ganze Dorf mit Lehrern, Verwandten und Schulfreunden erinnert an ein fröhliches Usain-Bolt-Museum, das mit Sponsorengeldern finanziert wurde. Usain Bolt ist der wichtigste Markenbotschafter der Firma Puma. Die Markenbotschaft lautet „Joy!“. In der internationalen Zentrale von Puma in Boston heißt es, Bolt passe perfekt zu diesem Image. 100 Prozent Freude.

„Das Phänomen von Usain besteht darin, dass er genau das ist, was er ist“, sagt Ricky Simms von der Firma Pace, die Bolt managt. „Man bekommt das, wonach man gefragt hat.“

Simms ist ein schmäler, blasser Ire, der Bolt nicht von der Seite weicht. Er steht neben dem Massagetisch, er wartet auf der Zielgeraden, er sitzt neben ihm im Auto, er schlängelt in Bolts Haus in den Bergen über Kingston. Seit beinahe zehn Jahren ist Usain Bolt sein kostbarster Klient. Simms sagt, sie seien inzwischen Freunde. Er bewacht ihn wie ein Kronjuwel. Eine Zeitlang hat er über E-Mail Fragen beantwortet, die man Bolt stellt. Inzwischen

macht er nicht mal mehr das. Es sind alle Antworten gegeben.

Usain Bolt sagt, in London wolle er als erster Mensch seine Titel über 100 und 200 Meter verteidigen. Usain Bolt sagt, er habe nichts gegen strengere Dopingkontrollen. Usain Bolt sagt, er sei in der Lage, eine Zeit um die 9,4 Sekunden zu laufen. Usain Bolt sagt, die Olympiabahn von London sei schnell.

Man bekommt das, wonach man gefragt hat.

Bolt verlor auch das 200-Meter-Finale in Kingston gegen seinen Clubkollegen Yohan Blake. Es war Bolts letztes Rennen vor den Olympischen Spielen in London, und alle wirkten seltsam erleichtert. Bolt redete von Leistungskurven und Saisonhöhepunkten. Ricky Simms sagte, es gebe keinen Grund zur Sorge. Sie befänden sich voll im Plan.

Und selbst Glen Mills, der Trainer, ließ sich auf ein kurzes Gespräch ein. Hier in Kingston sei es nur um die Olympiaqualifikation gegangen. Seine drei Schützlinge hatten die ersten drei Plätze des 200-Meter-Laufs belegt.

Was ist das Geheimnis seines Erfolgs?

„Vertrauen und harte Arbeit“, sagte Glen Mills und lächelte, als wäre er im Besitz der Weltformel. Dann nahm er Usain Bolt in den Arm.

Am Rande der Bahn stand Cubie Seegobin, der Manager von Yohan Blake, in seinem Bob-Marley-Glücks-T-Shirt und schaute den beiden hinterher. Er hatte Blakes Sieg vorausgesagt, und Blake hatte gewonnen. Seegobin wirkte zufrieden, aber nicht befreit. Sein Schützling hatte wieder gewonnen, aber der Himmel öffnete sich nicht. Vielleicht begriff Seegobin an diesem Abend, dass man eine Legende nicht schlagen kann.

„Bob Marley war eigentlich Adidas-Fan“, sagt Seegobin. „Aber jetzt macht Puma mit ihm Werbung.“

Eine Stunde nach dem verlorenen 200-Meter-Rennen in Kingston ließ sich Usain Bolt in der Stadionmitte massieren. Es war Sonntagnacht, das Stadion hatte sich beinahe geleert, nur ein paar Fans trotterten noch über den Rasen. Einige näherten sich der Bank, auf der Bolt lag, sie fotografierten ihn mit ihren Handys. Immer dichter umkreisten sie Bolt, bis irgendwann etwa 50 Sicherheitskräfte eintrafen und einen Ring um den Mann auf der Liege bildeten. Sie trugen weiße Hemden und dunkle Krawatten und hielten sich an den Händen. Eine menschliche Mauer. Der Mann in ihrer Mitte, der schnellste Mensch der Welt, wirkte wie ein vom Aussterben bedrohtes Tier. ♦

Könige des Sprints

Bestzeiten ausgewählter 100-Meter-Läufer und deren Rückstand auf Usain Bolt, in Meter





Athlet Steiner

OKAN OZER / ANADOLU AGENCY / PICTURE ALLIANCE / DPA
mich nicht gefragt: Wofür ist die eigentlich? Ich wollte lange nicht wahrhaben, ein Boulevardsportler geworden zu sein.

SPIEGEL: Sie sehen den Rummel, auf den Sie sich einließen, heute kritisch?

Steiner: Wenn Journalisten ein Jahr später immer noch nach meiner ersten Frau und deren Verkehrsunfall fragen – etwas, worüber ganz Deutschland längst Bescheid weiß –, dann tut's mir leid. Natürlich wird mich dieser Schicksalsschlag mein Leben lang begleiten. Aber auf diese eine Sache reduziert zu werden nervt irgendwann. Zumal ich bald nach Olympia meine jetzige Frau kennengelernt hatte.

SPIEGEL: Hielten Sie sich deshalb zunehmend von der Öffentlichkeit fern?

Steiner: Ja. Ich habe etwas gemacht, was ich ursprünglich nicht so früh tun wollte: ein Buch schreiben. Um allen, die etwas über mich wissen wollen, sagen zu können: Lest, da steht alles drin. Das war ein Befreiungsschlag, danach gab es Ruhe.

SPIEGEL: Hat sich Ihre Autobiografie so glänzend verkauft?

Steiner: Es hielt sich in Grenzen. Für einen Bestseller hätte ich mehr werben müssen. Aber das war auch nicht mein Ziel. Wer sich für mich interessiert und Fragen hat, der sollte es kaufen.

SPIEGEL: Vielleicht ließ auch einfach das Interesse an Ihnen nach.

Steiner: Es kam wohl vieles zusammen. Die Beziehung zu meiner neuen Frau hatte sich schnell gefestigt, und wir wurden Eltern. Da haben die Leute respektiert, dass mein Leben weitergeht.

SPIEGEL: 2010 gewannen Sie den Weltmeistertitel im Stoßen. Wie haben Sie auf die Heberbühne zurückgefunden?

Steiner: Diese WM war mir sehr wichtig. Ich wollte zeigen, dass ich meinen Fokus wieder voll auf den Sport gerichtet habe.

SPIEGEL: Mussten Sie sich als Gewichtheber erst wieder neu entdecken?

Steiner: In der Trainingsroutine war ich schnell wieder drin, die Abläufe sind automatisiert. Aber es reicht nicht, wenn nur der Körper trainiert, auch der Kopf muss mitmachen. Um die letzten Prozente rauszuquetschen, muss man mehr machen, als auf dem Plan steht. Mir fehlte zunächst der absolute Wille. Ich hatte noch zu viele andere Dinge im Kopf.

SPIEGEL: Woran lag das?

Steiner: Ich dachte, ich bekomme alles auf die Reihe. In eine Talkshow gehen, bissel quatschen, dann da und dort noch hin, zwischendurch ein Interview, okay, kriegen wir auch hin. Aber das funktionierte nicht. Ein Trainingstag sieht bei mir so aus: früh Training, Massage, Mittagessen, Mittagsschlaf, Kaffee, Kuchen, dann wieder Training, Massage, Sauna, nach Hause gehen, essen und ins Bett. Wenn man in diesen Ablauf etwas anderes einschiebt, dann fängt es an zu bröckeln. Es dauerte, bis ich das alles kapiert hatte.

INTERVIEW: DETLEF HACKE

GEWICHTHEBEN

„Ich habe es genossen“

Matthias Steiner, Olympiasieger von 2008, über seine vier Jahre Ruhm und die Aussichten für London



Steiner, 29, gewann in Peking den Zweikampf im Superschwergewicht und wurde zu Deutschlands Sportler des Jahres 2008 gewählt. Populär machte ihn vor allem eine Geste bei der Siegerehrung: Neben der Goldmedaille hielt er ein Foto seiner Ehefrau hoch, die ein Jahr zuvor bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen war.

SPIEGEL: Herr Steiner, Sie ergänzen Ihr Autogramm gern mit „461“, Ihrem Siegesgewicht von Peking. Warum bedeutet Ihnen diese Zahl so viel?

Steiner: Sie steht für das, was ich erreicht habe. Solch eine Zahl bleibt bestehen. So wie die 10,0 von Armin Hary.

SPIEGEL: Hary lief seine Sprint-Weltrekordzeit 1960, im Jahr seines Olympiasiegs. Wie groß ist die Chance, dass Sie Ihre Bestleistung in London übertreffen?

Steiner: Gleich null.

SPIEGEL: Warum?

Steiner: Mir ist im September vorigen Jahres die Quadrizepssehne am linken Knie eingerissen, ich musste operiert werden. Das hat eine optimale Vorbereitung zerstört. Im Januar habe ich erst wieder begonnen – mit der leeren Stange. Ein Wunder, dass ich drei Monate später die Olympianorm geknackt habe. Das ist kein Tiefstapeln, das sind einfach Fakten. Aber zu Hause bleiben will ich nicht, sonst würde ich mich ärgern, sollte das Niveau im Wettkampf überraschend schwach sein.

SPIEGEL: Bekommen Sie die Lasten, die Sie jahrein, jahraus stemmen, inzwischen körperlich zu spüren?

Steiner: Nicht unbedingt. Das Problem ist: Wir Gewichtheber müssen uns lange und gründlich vorbereiten für die wenigen Male, die wir auf der Bühne stehen. Wenn man im Zeitplan zurückgeworfen wird und versucht, wieder aufzuholen, dann rebelliert der Körper schnell. Wie bei mir im Mai. Ich hatte einen Magen-Darm-Infekt offenbar nicht richtig auskuriert und war geschwächt. Bei einer relativ leichten Trainingseinheit – Kniebeugen mit 190 Kilo, keine große Last für mich – blockierte meine Rückenmuskulatur komplett. Wie bei einem Hexenschuss. Danach verstrichen zwei Wochen, die ich wieder nicht nutzen konnte.

SPIEGEL: Hilft Ihnen die Erinnerung an Peking, solche Rückschläge wegzustecken?

Steiner: Ich weiß, ich habe dort etwas Außergewöhnliches geschafft, aber ich vergleiche das nicht gern. Schon deshalb, weil ich vor Peking keine öffentliche Person war. Fernsehtteams sind damals fast aus Mitleid bei mir vorbeigekommen.

SPIEGEL: Dann aber wurden Sie auf einen Schlag weltbekannt, weil Sie bei der Zeremonie das Foto Ihrer verstorbenen Ehefrau zeigten. Wie sehr gefiel Ihnen die plötzliche Prominenz?

Steiner: Sie schmeichelte mir. Ich wurde gefeiert. Ich habe es genossen, überall, egal wo, gern gesehener Gast zu sein.

SPIEGEL: Empfang bei der Kanzlerin, bei Gottschalk im Fernsehen, Fassbieranstich im Festzelt, Talkshows, Vorträge, Ehrungen, Messeauftritte und, und, und.

Steiner: Ich war ausgebucht, lebte aus dem Koffer und hatte den Leistungssport erst mal abgeschrieben. Es fühlte sich toll an, weil es eine Anerkennung war. Ich habe

AFFÄREN

Ne Art Doping

Mit einem Schwätzchen am Telefon löste Claudia Pechstein Ermittlungen gegen einen Sportarzt aus. Der Fall wurde zur Blamage für die Anti-Doping-Kämpfer.

Es war ein Telefonat unter Sportkameradinnen, und bei einer der Frauen hatte sich wohl eine Menge Frust angestaut. Claudia Pechstein, sechsmalige Weltmeisterin im Eisschnelllauf, saß im Winter 2010 eine Dopingstrafe ab, sie hatte deshalb die Olympischen Spiele in Vancouver verpasst, konnte die Wettkämpfe nur im Fernsehen verfolgen. In dem Telefonat mit der Kollegin brach es aus ihr heraus.

Pechstein lästerte über eine deutsche Olympiastarterin. Dessen Aussehen im Fernsehen habe sie erschreckt, weil die jetzt „voll die Zahnlücken unten in der Kauleiste“ habe. Ein Hinweis auf die Einnahme unerlaubter Mittel? „Die Zähne können sich nicht auf einmal so verschieben“, klärte Pechstein ihre skeptische Gesprächspartnerin auf. Außerdem trainiere die Athletin bei einem Bundestrainer in Erfurt, „ganz ehrlich, dem trau ich alles zu“.

Pechstein wunderte sich, dass in Vancouver nur zwei Eishockeyspieler wegen leichter Dopingvergehen verwarnt wurden. Damit werde der Schein erweckt, als wären die Spiele sauber, das „kotzt mich einfach nur an“. Vielleicht würden die Dopingfahnder ja noch jemanden erwischen. Besonders wenn eine Deutsche „mal irgendwann über die Klinge“ springen würde, würde sie sich sehr freuen. Denn deren Leistungsexplosion sei nicht zu erklären.

Dann plauderten die beiden Damen über einen Doktor Franke aus Erfurt, der eigenartige UV-Bestrahlungen des Blutes vornehme. Das habe sie, Pechstein, selbst einmal erlebt. Dieser Franke, so erzählt sie, habe bei ihr Blut abgenommen. Das Blut sei bestrahlt worden, und „dann läuft's wieder rein bei dir. Dat ist total abartig“. Sie habe gar nicht genau gewusst, was mit ihr passiert sei.

Das sei „ja auch irgend 'ne Art von Doping, find ich“, sagt Pechstein in dem Te-

lefonat. Sie habe sich gefragt: „Darf ich dat überhaupt?“

Interessant, was deutsche Spitzensportler so untereinander bereden. Was Pechstein nicht wusste: Das Bundeskriminalamt hörte mit. Die Kripo-Leute hatten ihr Telefon angezapft, weil sie sich Erkenntnisse über die Hintermänner ihres Dopingvergehens erhofften.

Und tatsächlich kam es zu einem neuen Verfahren. Nicht gegen Pechstein, aber gegen Andreas Franke, damals Arzt am Erfurter Olympiastützpunkt. Das Blut von rund 30 Athleten soll er mit UV-Strahlen behandelt haben. Der Vorgang

Wada vertraten keine „bindenden Entscheidungen“, sie gäben nur „Meinungen“ von sich.

Kaum besser ging die deutsche Anti-Dopingagentur Nada mit der Affäre Erfurt um. Sie beauftragte einen Sachverständigen, der abklopfen sollte, ob man mit dem eigenen Regelwerk gegen den Arzt und dessen Athleten vorgehen müsse. Heraus kam ein 24-seitiger Aufsatz, in dem schon die zugrundeliegenden Regelungen falsch zitiert waren.

Mitte Juli machte die Erfurter Staatsanwaltschaft den Deckel zu – mangels hinreichenden Tatverdachts. Für eine Anklage gegen Franke hätten die Gründe nicht ausgereicht. Der Arzt hatte erklärt, er habe die Methode nur zu therapeutischen Zwecken angewandt. Gleichwohl konnten es sich die Ermittler nicht verkneifen, darauf aufmerksam zu machen, dass aus ihrer Sicht die UV-Bestrahlungen ein Verstoß gegen die Anti-Doping-Richtlinien gewesen seien.

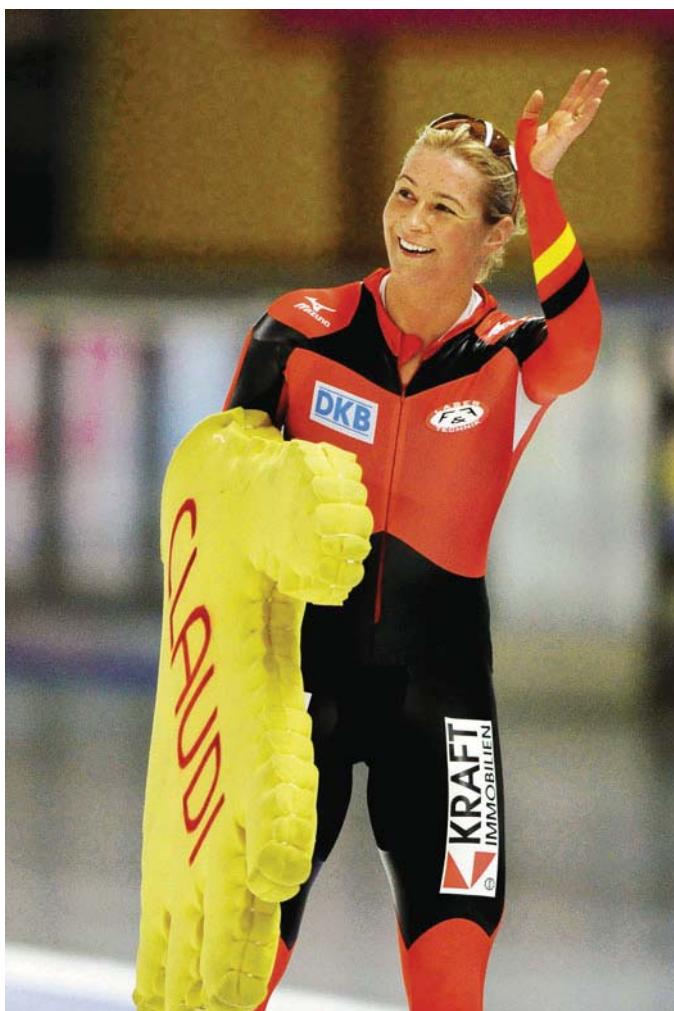
Was für ein Durcheinander. Selbst Frankes Anwalt Hans Wolfgang Euler, ein Strafrechtslehrer aus Frankfurt am Main, kann sich über die Gepflogenheiten im Umgang mit Dopingvergehen in Deutschland nur wundern: „Wenn man das Meinungstheater in diesem Fall verfolgt, dann kann man den gesamten Anti-Doping-Kampf vergessen“, sagt der Jurist.

Und so wird bei den am Freitag beginnenden Olympischen Spielen in London eine Athletin zum deutschen Team gehören, die auch Kundin bei Franke war. Die Radsprinterin Kristina Vogel, 21, eine Medaillenkandidatin, steht in den Praxis-Unterlagen Frankes als UV-Behandelte.

Erst vor einigen Wochen hatte die Nada versucht, in dem Fall Vogel bei Franke nachzuholen. Der aber wollte sich nicht mehr äußern. Daraufhin war das Verfahren schnell beendet. Die Nada nahm Abstand davon, ein Dopingverfahren einzuleiten. Nach erfolgter Anhörung durch die Nada habe sich der Verdacht eines Dopingverstoßes nicht bestätigt, sagt ihr Anwalt. Zu Details und Hintergründen wollten sich weder der Anwalt noch die Nada äußern.

Vielelleicht hatte Pechstein ja recht, als sie in dem Telefonat 2010 Kritik an den vermeintlichen Saubermanns des Sports formulierte. An einer ernsthaften Aufklärung bei Olympia seien die nicht interessiert: „Die wolln det doch jar nich.“

UDO LUDWIG



Eisschnellläuferin Pechstein: „Total abartig“

gelangte zur Staatsanwaltschaft Erfurt. Eineinhalb Jahre arbeitete die Anklagebehörde an dem Fall. Doch was Pechsteins Plauderei auslöste, war am Ende nichts weiter als eine Reihung von Peinlichkeiten.

Mehrere Male nahmen Vertreter der Welt-Anti-Doping-Agentur Wada Stellung zu dem Vorgang aus Erfurt. Mal hielten sie Frankes Methode für verboten, mal für rechtens, jedenfalls bis 2011. Am Ende schrieb Generaldirektor David Howman an den Sportausschuss des Deutschen Bundestags, die Fachleute der



EMANUEL JACOBI / NSF / REUTERS

Dunkle Materie im Eis

Das IceCube Lab am Südpol beobachtet kaum messbare Neutrinos. Die Teilchen sollen Auskunft über die Dunkle Materie geben, die unsichtbar ist, aber ganze Galaxien verformt.

NEUROLOGIE

Bei Anruf Schüttellähmung

Per Telefon könnte Parkinson-Kranken geholfen werden bei der schwierigen Aufgabe, die Medikamente richtig zu dosieren. Über fünf Millionen Menschen weltweit leiden an der Nervenkrankheit, darunter Prominente wie der Schauspieler Michael Fox oder der Boxer Muhammad Ali. Bislang gibt es weder Heilungsmöglichkeiten noch chemische Labortests, um die Krankheit frühzeitig zu erkennen. Die Stimmanalyse soll nun zur Diagnose eingesetzt werden: Zum Krankheitsbild gehören nicht nur Zittern, Muskelsteifheit und verlangsame Bewegungen, sondern auch Auffälligkeiten der Stimme: Sie wird oft leise, heiser, zittrig, höher, monoton und vernuschelt. Mit einer computerbasierten Sprachanalyse lasse sich die Krankheit mit 99-prozentiger Sicherheit erkennen, außerdem könne der Schweregrad bestimmt werden, sagt Max Little, ein Mathematiker am MIT in

Cambridge bei Boston. „Parkinsonsvoice“ nennt sich die Initiative, die zur Verfeinerung der Methode gesunde und an Parkinson erkrankte Menschen weltweit aufruft, Sprachproben abzugeben (www.parkinsonsvoice.org). Fast 5000 Stimmspenden sind bereits eingegangen. „Diese sehr kostengünstige Methode verspricht große Fortschritte für die Patienten“, sagt Little. „Unter anderem könnte die Anreise zu einigen Routineuntersuchungen entfallen.“



Parkinson-Patient Ali im Februar

UPI PHOTO / EYEVINE

KRIMINALITÄT

Tödliche Schüsse auf Frauen und Kinder

Rund 30 000 Menschen kommen in den USA jedes Jahr durch Schusswaffen um. Besonders tückisch sind dabei verirrte Kugeln, die Unbeteiligte treffen. Fast ein Drittel von ihnen sind Kinder, 45 Prozent weiblich, hat Garen Wintemute von der University of California in Davis festgestellt und im „Journal of Trauma and Acute Care Surgery“ vorgestellt. Ein Jahr lang wertete er Medienberichte aus, mit insgesamt 284 Schießereien. Über 40 Prozent der Opfer waren zu Hause, als sie getroffen wurden. Wintemute berichtet etwa von einem Kleinkind, das in New York bei seinen Großeltern vor dem Fernseher stand, als ein Jäger in über hundert Meter Entfernung seine Waffe abfeuerte. Die Kugel drang durch die Wand und tötete das Kind. Bittere Ironie: Rund fünf Prozent der Verletzten wurden durch Freudschüsse getroffen, zum Beispiel am Nationalfeiertag, dem 4. Juli.

GESUNDHEIT

Olympische Krabbler

Rund zehn Millionen menschliche Besucher werden zu den Olympischen Spielen in London erwartet – und dazu noch mancherlei tierische: Bettwanzen zum Beispiel. „Nach Jahren des Rückgangs nimmt ihre Zahl derzeit gewaltig zu“, sagt Toby Fountain, Biologe an der Sheffield University. „Die Gründe für ihre Wiederkehr sind allerdings unbekannt, vor allem in der westlichen Welt.“ Die zählebigen Insekten kommen meist in der Dunkelheit aus ihren Verstecken, um Blut abzuzapfen, wobei ihr Stich juckende Pusteln hinterlässt. Fountain will die Olympischen Spiele in London dazu nutzen, möglichst viele Opfer in Hotels, Flughäfen und Spielstätten zu befragen und mit Hilfe von DNA-Analysen eine Art Wanzen-Weltkarte anzulegen. Seine Hypothese: Die Quälgeister breiten sich vor allem durch Resistenzen gegen Pestizide und durch die Zunahme des Flugverkehrs aus.



MANFRED P. KAGE / OKAPIA

SKANDALE

Lügenprofessor aus Heidelberg



PICTURE ALLIANCE / DPA

Die Universität Heidelberg hat Edward Shang, 47, die Lehrbefugnis entzogen. Shang galt als Hoffnungsträger der Übergewichtigen, vielgelobt als „Professor der dicken Bäuche“. Wiederholt hatte er für Aufsehen gesorgt mit seinen chirurgischen Magenverkleinerungen bei Menschen, die an extremer Fettleibigkeit leiden. 2010 wurde Shang in Leipzig auf Deutschlands erste ordentliche Professur für bariatrische Chirurgie berufen. Vier Jahre zuvor hatte er sich an der Medizinischen Fakultät in Mannheim habilitiert, die zur Uni Heidelberg gehört. Doch einem seiner Mitautoren kam 2011 der Verdacht, dass drei der Veröffentlichungen, die er als Habilitation eingereicht hatte, auf frei erfundenen Daten basieren könnten. Mit den Vorwürfen konfrontiert, zog Shang etliche Publikationen wieder zurück. In einem Fall hatte er zu 21 wirklich durchgeföhrten Operationen weitere 39 hinzu gefunden, offenbar, um die Studie seriöser erscheinen zu lassen. Die Universitätsklinik Leipzig trennte sich bereits im Mai von ihrem Starchirurgen, „im gegenseitigen Einvernehmen“, wie es hieß. Nun steht er auch ohne Lehrbefugnis da. Shang war für eine Stellungnahme nicht erreichbar.

Die Vorfahren des modernen Menschen wanderten vor rund 130 000 Jahren in mehreren Wellen aus Afrika aus. Anscheinend entstanden dabei auch länger existierende Siedlungen im Inland der Arabischen Halbinsel, wo man sie bislang nicht vermutete. Sie entwickelten sich eigenständig und überdauerten sogar lange Trockenphasen. Das belegen Funde im Wadi Surdud im Jemen, die bis zu 55 000 Jahre alt sind. „Die Ausbreitung des modernen Menschen aus Afrika nach Eurasien über die Arabische Halbinsel ist derzeit eine der am heißesten diskutierten Fragen der Vor-

geschichte“, schreibt Anne Delagnes von der französischen Université Bordeaux in der kommenden Ausgabe des „Journal of Human Evolution“. Noch sei unklar, ob die von ihr beschriebenen Siedlungsspuren von unseren Vorfahren, dem Homo sapiens, hinterlassen wurden oder von einer sehr weit nach Süden versprengten Gruppe der Neandertaler. Klar scheint allein, dass die fast 5000 Objekte, darunter Schlagsteine und Steinklingen, nicht direkt von jenen Menschen stammen, die frisch aus Afrika auswanderten, denn sie zeigen einen ganz eigenen Stil.

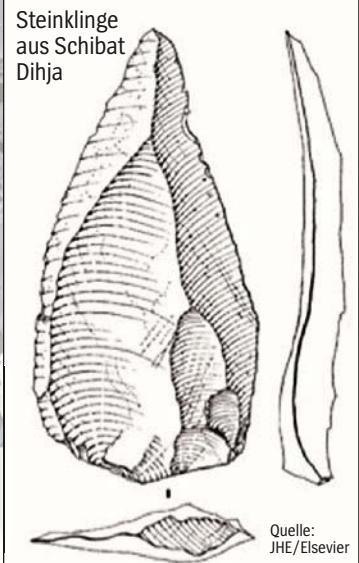
ARCHÄOLOGIE

Steinzeitsiedlung in der Wüste

Vermutete Auswanderrouten des modernen Menschen



Schibat Dihja
Neuer Fund
von Werkzeugen
und Tierknochen
aus der Altsteinzeit



Quelle:
JHE/Elsevier

Falsche Fährten in der Tiefsee

Eine Katastrophe zu rekonstruieren ist unter Wasser eine größere Herausforderung als an Land. Amerikanische Experten haben zusammengetragen, was sich aus den bekannten Schiffsunglücken lernen lässt.

Über dem Hafen von Havanna lag schon Dunkelheit. Die Besatzung des amerikanischen Kriegsschiffs USS „Maine“ hatte sich in die Hängematten zurückgezogen. Dann, um 21.40 Uhr Ortszeit, zerriss eine Explosion die Stille.

Die Detonation sprengte das vordere Drittel des Schlachtschiffs weg; ein Großteil der Matrosen starb bei der Explosion am 15. Februar 1898. Das Meer verschlang den verbliebenen Rumpf des Bootes.

Was war passiert? War eine Explosion an Bord die Ursache des Desasters? Hatte eine Mine der Spanier das Schiff zerstört? Bis heute diskutieren Experten über den legendären Untergang der USS „Maine“, der zum Krieg zwischen Spanien und Amerika führte.

Der Society of Naval Architects and Marine Engineers gilt die Katastrophe als Beispiel dafür, wie dilettantisch Kriminelisten oftmals vorgehen, sobald der Ort der Ermittlung unter Wasser liegt. Nun hat die in New Jersey ansässige Organisation Richtlinien für forensische Untersuchungen im Meer erarbeitet.

Jeder Laie weiß, wie wichtig die Sicherung eines Tatorts an Land ist. Im Wasser jedoch gelten andere Gesetze. „Man muss wissen, wie die Strömung wirkt, und man muss sich mit Wind und Wellen auskennen“, sagt Hydrologe Sean Kery, einer der Hauptautoren des neuen Kompendiums.

Erst in jüngerer Zeit beginnen die Experten zu verstehen, unter welchen Umständen ein leckgeschlagenes Schiff im

Meer auseinanderbricht und welche Rückschlüsse sich daraus ziehen lassen.

Nicht minder komplex ist die Deutung menschlicher Überreste im Wasser: Häufig werden Leichen in üblem Zustand aus der Tiefe gehievt; über die Todesumstände sagt das aber oft wenig aus. Mit der Arbeit der Kollegen auf dem Festland lasse sich sein Arbeitsfeld daher nicht vergleichen, meint Unterwasserforensiker Kery: „Ein Augenarzt operiert ja auch nicht am offenen Herzen.“

Häufig verschleiern die Fehldeutungen Ahnungsloser den wahren Hergang eines Unglücks. Im Fall der USS „Maine“ etwa spürten vermeintliche Experten alsbald eine Beule im Bootsrumpf auf, die sie als schweren Detonationsschaden interpretierten. Dass das Metall nach innen gebogen war, schien die Minentheorie zu untermauern.

Erst gut hundert Jahre später lässt sich nun nachweisen, was Zweifler schon früh geargwöhnt hatten: Eine Explosion im Inneren des Schiffs hat die Stahlhülle zunächst nach außen gedrückt; erst die anschließende Flutung des Bootes saugte die Ausbuchtung nach innen.

Tatsächlich war dem Panzerkreuzer zum Verhängnis geworden, dass ein Brand im Kohlebunker zur Explosion des benachbarten Munitionsdepots führte.

Allzu oft, sagt Kery, trübten falsche Fährten die Spurensuche in der Tiefsee. An etlichen älteren Schiffen zeichnet sich beispielsweise infolge schweren Seegangs das Stahlskelett hinter der Schiffshaut ab.

Im Fachjargon firmiert diese Anmutung von Hungerrrippen unter der Bezeichnung „hungry horse“.

Im Unglücksfall erweckt der bloße Anschein den Eindruck, dass ein derart gezeichnetes Gefährt kaum mehr seetüchtig gewesen sein kann – was Kery als weitverbreiteten Trugschluss enttarnt.

Gerade die meistbeachtete aller Katastrophen zur See, der Untergang der „Titanic“, offenbart die Komplexität der marinen Wirklichkeit. Die Unglücksursache – die Kollision mit dem Eisberg – ist in diesem Fall durch Zeugen gut bekannt. Doch hätte sie sich auch rekonstruieren lassen, wenn niemand das Desaster überlebt hätte?

Das Wrack hätte zweifellos Anlass für Spekulationen gegeben. So hatte es auch an Bord des Luxusliners einen Schwelbrand im Kohlebunker gegeben. Bis heute halten sich Theorien, dass dieses Ereignis den Untergang des Ozeanriesen befeuert habe. Die Spurensuche wird erschwert, weil die durch den Eisberg geschlagenen Risse im Stahlmantel des Bugs unter einer Schlammschicht verborgen sind – das berühmteste Leck der Weltgeschichte hat bis heute kein Lebender je direkt gesehen.

Klarheit über den genauen Hergang zu erlangen kann gerade in der Tiefsee zudem extrem teuer werden. Die Ermittlung im Falle der „Titanic“ war nur möglich, weil der Regisseur des gleichnamigen Kinospektakels, James Cameron, auf eigene Kosten den Unglücksort mit Mini-



Unterwasserforensiker Kery



Explosion der USS „Maine“ (Illustration)



Bergung eines Trümmerzteils der „Titanic“ 1998

AP

U-Booten und Spezialkameras erkundete. Über 30 000 Dollar täglich kostete allein der Betrieb des kleinen Tauchboots.

Weil die Fahndung in großer Tiefe so teuer ist, bleibt manch versunkener Riesenkarren jahrzehntelang unentdeckt. Am 9. September 1980 etwa sank nach einem Taifun der auf 160 000 Tonnen Transportgut ausgelegte britische Frachter „MV Derbyshire“ 230 Meilen südlich der japanischen Küstenstadt Okinawa. Nie zuvor und nie danach verloren die Briten ein derart großes Schiff. Dennoch vergingen 14 Jahre, ehe dessen Überreste in vier Kilometer Meerestiefe gesichtet wurden.

Die Verwüstung des Wracks nährte zunächst Spekulationen über ein regelrechtes Inferno an Bord des Schiffs. Doch erneut wurden die Ermittler in die Irre geführt: Der gewaltige Druck unter Wasser hatte den Frachter erst nachträglich zerstört. Wie sich herausstellte, war die „Derbyshire“ nicht, wie zunächst behauptet, an der Wasseroberfläche auseinandergebrochen. Kaskaden heftiger Wellen hatten vielmehr die Ladelukken beschädigt und das Unglücksschiff leckgeschlagen.

Die meisten Schiffskatastrophen, resümiert Kery, seien durch eine recht überschaubare Zahl von Gründen zu erklären: Schiffe kollidieren mit Riffs, Eisbergen oder anderen Wasserfahrzeugen; sie werden von feindlichen Geschossen getroffen oder das Ziel von Sabotage; schließlich leitete häufig Feuer an Bord fatale Episoden ein. „Jede marine Ermittlung muss damit beginnen, diese Ursachen auszuschließen“, fordert Kery. Erst wenn keine von ihnen in Frage kommt, fahnden die Ermittler nach sogenannten Freak-Ursachen.

So sind einige Fälle beschrieben, bei denen Frachtschiffe in Seenot gerieten, weil durch die Schiffshaut Wasser sickerte, mit dem sich die Ladung dann vollsog. Auch kann es zur Katastrophe kommen, weil eine bewährte Fahrinne durch einen Sturm über Nacht unpassierbar geworden ist.

Heikel gestalten sich Ermittlungen, sobald menschliche Überreste gefunden werden. Richtig interpretiert, bieten die Zeichen des Verfalls den Forensikern Anhaltspunkte über Ursache und Art des Ablebens. Besonders die Bestimmung des Todeszeitpunkts ist, wie auch für die

Rechtsmediziner an Land, stets eine Herausforderung.

Viele Wasserleichen besitzen offenbar einen Indikator, der darüber recht gut Aufschluss gibt: Die Forscher wiesen im toten Gewebe Kieselalgen nach. Je länger die Verstorbenen im Wasser lagen, desto größer war die Vielzahl der Algen.

Untersuchungen an Leichnamen aus ins Meer gestürzten Flugzeugen zeigen, dass nicht nur Strömung und Unterwasserfauna den Verwesungsprozess beeinflussen; auch der Plastikanteil in der Kleidung der Toten verlangsamt die Zersetzung offenbar deutlich.

Dennoch erleben die Wissenschaftler wiederholt Überraschungen. So wurden in Norwegen zwei Leichen an Land gespült, die zuvor rund 500 Kilometer durchs Meer getrieben waren.

In Paris wiederum bargen Polizisten einen Toten aus der Seine, der den Untersuchungen zufolge bereits drei Jahre dort gelegen hatte. Trotzdem konnten die Obduzenten dem zur Wachsleiche erstarren Körper noch DNA entnehmen und die Identität des Verschiedenen klären.

FRANK THADEUSZ

KREBS

„Übertherapie gehört dazu“

Der Hamburger Urologe Hartwig Huland über Zweifel am Nutzen von Prostata-Operationen

Huland, 70, arbeitet als Urologe an der Martini-Klinik in Hamburg, einem der größten Prostatakrebszentren der Welt. Huland hat in seiner Karriere bisher 4400 Männern die Vorsteherdrüse (Prostata) chirurgisch entfernt – häufiger als jeder andere Arzt in Deutschland. Allerdings ist strittig, ob die Operation das Leben von Männern mit diagnostiziertem Prostatakrebs überhaupt verlängert. Überdies

gesellschaft, deutet die Studie anders: Eine große Zahl von Männern mit Prostatakrebs müsse gar nicht operiert werden. Ärzte sollten das ihren Patienten endlich sagen. Wie stehen Sie dazu?

Huland: Der Mann hat ja recht, entscheidend aber ist: Ich muss die Patienten, die einen Nutzen haben werden, herausfiltern. Dazu darf ich nicht nur auf den Tumor gucken, sondern ich muss die weitere



ULLSTEIN BILD

Facharzt Huland

ist es technisch schwierig, die nahe an Samenleiter, Harnröhre und Blase gelegene Prostata zu entfernen, ohne Schäden anzurichten. Etliche Patienten müssen nach einer Operation Windeln tragen, weil sie inkontinent sind. Bei anderen werden zum Penis führende Nerven verletzt – sie sind impotent.

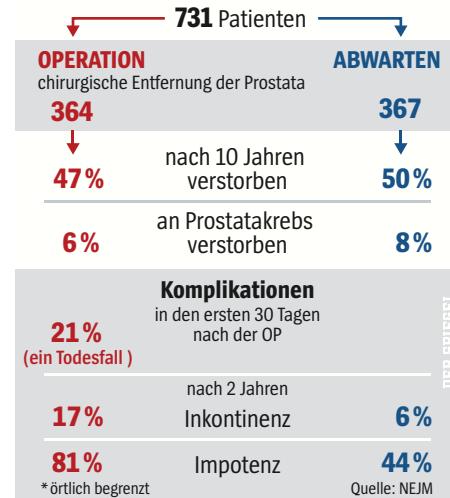
SPIEGEL: Herr Huland, im Medizinblatt „New England Journal of Medicine“ ist eine Studie erschienen, der zufolge die chirurgische Entfernung der Prostata bei Krebs keinen Nutzen hat. Die Sterblichkeit bei Patienten mit oder ohne Operation war nach zehn Jahren praktisch gleich. Wie erklären Sie das Ergebnis?

Huland: Für mich ist die Studie zu früh veröffentlicht. Prostatakrebs wächst so langsam, dass sich ein Nutzen der Operation meistens erst nach 15 Jahren zeigt.

SPIEGEL: Ihr Kollege Otis Brawley, führerdes Mitglied der Amerikanischen Krebs-

Schneiden oder warten

Eine Studie hat zwei Gruppen von Patienten mit Prostatakarzinom* verglichen:



Glück nicht erhöht ist. Mit 75 werde ich damit aufhören. Der Test ist sinnvoll, weil man damit ein Prostatakarzinom schon fünf bis zehn Jahre früher erkennen kann als ohne diesen Test. Etwa 80 Prozent werden in einem heilbaren Stadium gefunden. Wenn die Chance, dass so ein früh entdecktes Karzinom mich tötet, bei 50 Prozent liegt, dann würde ich doch keine Wette auf mein Leben eingehen und mich nicht operieren lassen. Wenn das hundert Männer machen würden, wären fünfzig von ihnen sinnlos operiert worden. Eine gewisse Übertherapie gehört eben dazu.

SPIEGEL: Einer anderen Studie im „New England Journal of Medicine“ zufolge müsste man jedoch 48 Männer operieren, um rein statistisch in einem Zeitraum von zehn Jahren einen einzigen Mann zu retten. Den anderen 47 Männern dagegen würde die chirurgische Entfernung der



BSP / SUPERBILD

Lebenserwartung abschätzen. Habe ich einen Mann vor mir sitzen, der aufgrund seines Risikoprofils noch zehn Jahre vor sich hat, dann muss ich einen früh entdeckten Prostatakrebs wirklich nicht behandeln. Bei 20, 25 Jahren Lebenserwartung dagegen sieht es anders aus. Da schneide ich die Drüse heraus. Und das mit der langen Lebenserwartung trifft auf mehr und mehr Männer zu, sagen die Demografen: Ein Viertel der heute 65-Jährigen ist demnach so gesund, dass sie 90 Jahre alt werden.

SPIEGEL: Allerdings sterben die meisten Männer keinesfalls an ihrem Prostatakrebs, sondern mit ihm. Der Tumor wächst in vielen Fällen so langsam, dass er nie zur Gefahr wird. Inwiefern hat es da für einen Mann überhaupt Sinn, den PSA-Bluttest zur angeblichen Früherkennung zu machen?

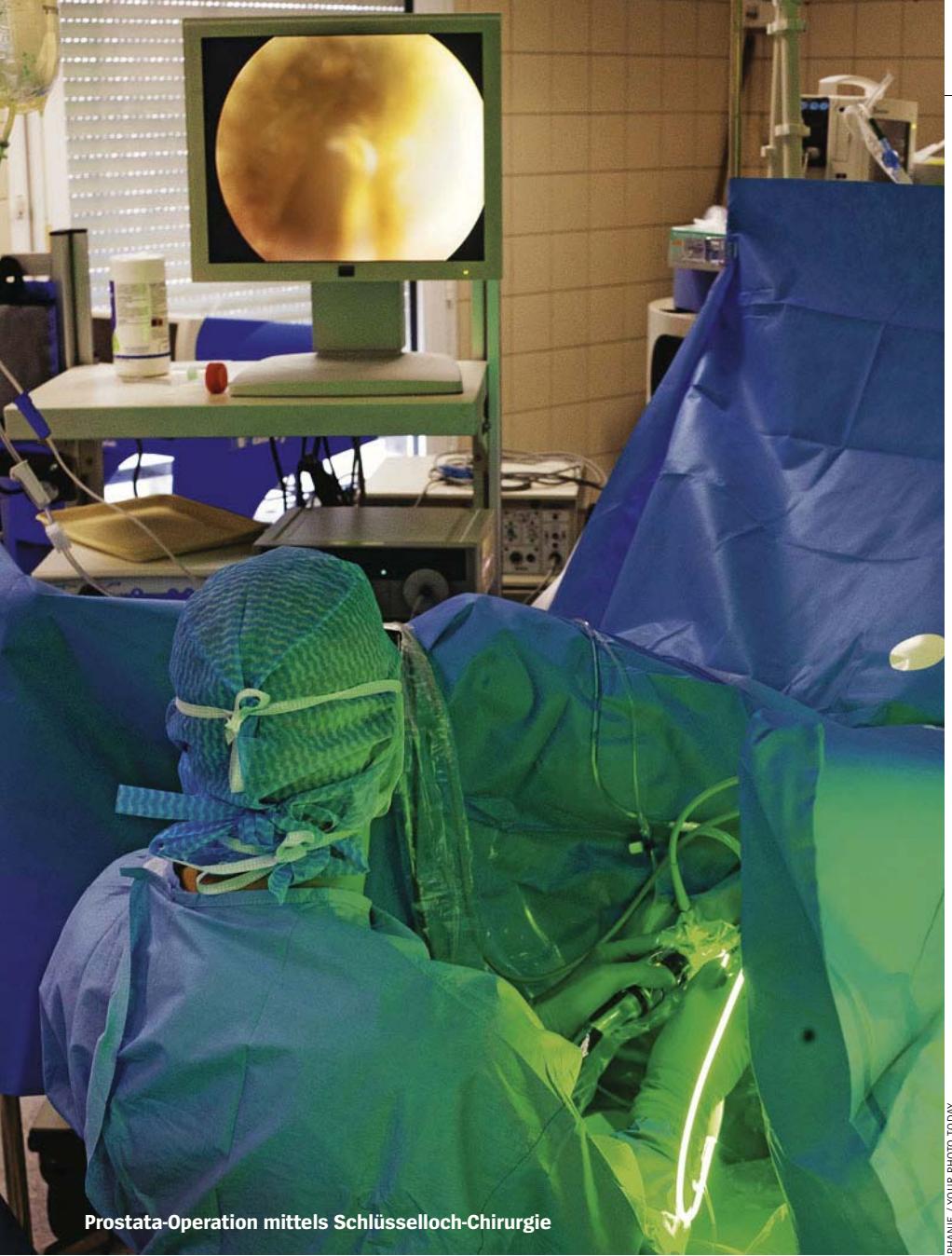
Huland: Ich selbst lasse meinen PSA-Wert regelmäßig bestimmen, der bei mir zum

Prostata gar nicht helfen, allerdings liefern sie Gefahr, durch die Operation inkontinent oder impotent zu werden. Verstößt, wer da zum Skalpell greift, nicht gegen den ärztlichen Grundsatz, keinen Schaden zuzufügen?

Huland: Wenn jemand mit einem erhöhten PSA-Blutwert zu mir kommt, dann nehme ich mir mindestens eine halbe Stunde Zeit, um ihm alle Aspekte zu erklären. Ich bin immer froh, wenn die Partnerin dabei ist, weil der Mann manchmal gar nicht so aufmerksam sein kann.

SPIEGEL: Ginge es nach dem Entwickler des PSA-Bluttests, dem US-Immunologen Richard Ablin, könnten Sie sich die vielen Worte sparen. Er hat sich zum Kritiker gewandelt und warnt, der PSA-Bluttest sei kaum genauer als ein Münzwurf.

Huland: Ablin ist Forscher und sitzt nie vor einem Mann, der Prostatakrebs hat, und er muss nie Verantwortung tragen. So einer sollte nicht Stellung nehmen.



Ich hoffe, dass die Diagnose und ihre Folgen bei den übrigen in der Familie verarbeitet werden.

SPIEGEL: Gibt es Männer mit auffälliger Prostata, die aus seelischen Gründen eine Operation wollen, nach dem Motto: Hauptsache, das Ding wird rausgeschnitten!

Huland: Das ist sogar belegt. Etwa 30 Prozent der Männer, die sich zunächst fürs Abwarten entschieden haben, scheren nach fünf Jahren aus und legen sich unter das Messer. Ich hatte selbst vor kurzem einen 80-Jährigen, der unbedingt operiert werden wollte. Ich habe die Hände überm Kopf zusammengeschlagen und gesagt: Nein. Aus seelischen Gründen allein kann ich keine Prostata entfernen.

SPIEGEL: Zur Seelennot der Männer gehört umgekehrt auch die Angst, dass sie nach der Operation Windeln tragen müssen oder dass sie nie wieder eine Erektion bekommen.

Huland: Das ist der Knackpunkt. Wäre das ein harmloser Eingriff wie einen Leberfleck aus der Haut entfernen, würde kein Mensch darüber reden. Aber bei der Prostata kann eine Übertherapie den totalen Zusammenbruch der Lebensqualität bedeuten.

SPIEGEL: Kann ein Chirurg das nicht ausschließen?

Huland: Leider gibt es unterschiedliche Ergebnisse zwischen den einzelnen Zentren. Die Schwachstelle im deutschen System ist, dass die Operateure nicht erfahren, was aus ihren Patienten geworden ist, weil in Kliniken operiert wird und die Nachsorge in der Praxis des niedergelassenen Arztes stattfindet. Prostata-Chirurgen können meistens nicht wissen, wie gut oder schlecht ihre Ergebnisse sind.

SPIEGEL: Wie sieht denn Ihre Bilanz aus?

Huland: In unserer Klinik haben wir allein im vergangenen Jahr 15 000 Fragebögen an Patienten verschickt, weil wir wissen wollen, wie es ihnen ergeht. Zu manchen Patienten halten wir schon seit mehr als 20 Jahren Kontakt. Deshalb kann ich meine Quote abschätzen: Etwa 3 Prozent der Patienten haben nach der Operation leider Probleme mit der Kontinenz. 30 Prozent haben Probleme mit der Potenz und sind auf Mittel wie Viagra angewiesen; weitere 10 Prozent sind impotent. Auf dem Operationstisch gestorben ist keiner.

SPIEGEL: Wie können Patienten einen guten Prostata-Chirurgen finden?

Huland: Das Wichtigste ist, dass sich der Patient auch einmal selber informiert. Warum fragt er den Arzt nicht, wie oft er den Eingriff schon gemacht hat? Warum fragt er nicht, ob die Prostata-Abteilung einer Klinik ihre Ergebnisse kontrolliert? Wie sind die Raten von Inkontinenz und Impotenz? Solche Fragen stellen Männer in Deutschland nur ganz selten.

INTERVIEW: JÖRG BLECH

SPIEGEL: Aber im Mai haben namhafte US-Ärzte, die Mitglieder der US Preventive Services Task Force, ebenfalls vor dem PSA-Bluttest gewarnt.

Huland: Das hat uns alle durchgerüttelt, das ist eine gravierende Geschichte. Wir haben das auf dem großen US-Krebskongress diskutiert. Und dort haben führende Epidemiologen gesagt, die Mitglieder hätten Studien ausgewertet, die über einen zu kurzen Zeitraum gelaufen sind, eben nicht über 15 Jahre und länger.

SPIEGEL: Doch auch die Deutsche Gesellschaft für Urologie räumt in der neuen Fassung der entsprechenden Leitlinie ein, es sei „nicht eindeutig belegbar, dass die Durchführung eines PSA-gestützten Screenings und damit verbundene Risiken diagnostischer und therapeutischer Konsequenzen durch eine Lebensverlängerung aufgewogen werden“.

Huland: Es gibt, glaube ich, keinen Zweifel: Wenn ein 60-Jähriger einen PSA-Blut-

test machen lässt mit auffälligen Werten, dann profitiert er davon. Aber wenn wir ganz exakt wissenschaftlich vorgehen und fragen, ob es schon eine Studie gibt, die den Wert für ein PSA-Screening klar nachgewiesen hat, dann müssen wir sagen: Das ist noch nicht belegt. Deshalb hat diese Task Force in den USA gesagt, das sei noch nicht belegt. Aber ich sage persönlich voraus: Sobald die ersten Studien einen Zeitraum von 15 Jahren und länger erfassen, wird herauskommen, dass es den Nutzen gibt.

SPIEGEL: Eine Folge des PSA-Screenings ist, dass Männer eine Diagnose für ein potentiell tödliches Krebsleiden bekommen. Wie gehen Ihre Patienten damit um?

Huland: Deutsche Männer sagen nicht gern, wie sehr sie das belastet. In meiner Klinik haben wir extra einen Psychoonkologen eingestellt – den nur 40 Prozent der Männer in Anspruch nehmen.



Geschäftsflieger am Flugplatz Egelsbach: Wer Glück hat, kann vom Edelrestaurant aus Michael Schumacher beim Landen beobachten

LUFTFAHRT

Absturz eines Überfliegers

Der Unfall eines Businessjets deutet auf Leichtsinn des Kapitäns und Sicherheitslücken am größten deutschen Verkehrslandeplatz Egelsbach hin – nahe am Frankfurter Airport.

Der letzte Dialog vor der Katastrophe bestand nur aus einem Wort: „Terrain?“, fragte der verdutzte Kapitän. Sein Co-Pilot, der das Unglück kommen sah, antwortete, panisch schreiend: „Terrain!!!“

Drei Ausrufezeichen vermerkt der Bericht der Bundesstelle für Flugunfalluntersuchung (BFU). Anschließend hält er nüchtern fest, dass wenige Sekunden später die Cessna Citation 750 „mit Bäumen kollidierte.“

Der über zehn Tonnen schwere Businessjet mit drei Passagieren in der Kabine drehte sich auf den Rücken und schlug 430 Meter nach dem ersten Kontakt mit den Baumwipfeln im Wald ein, 3,6 Kilometer vor der Piste des Verkehrslandeplatzes Egelsbach bei Frankfurt am Main.

Der Absturz am 1. März dieses Jahres war der seit Jahren schwerste Flugunfall in Deutschland. Der Pilot, Textilunternehmer Rainer Schulz, riss drei seiner Mitarbeiter mit ins Verderben – und den Co-Piloten Jon Jose.

Dessen Lebensgefährtin Chelsie Robicheaux erhebt nun schwere Vorwürfe gegen den Kapitän, der die über elf Millionen Euro teure Maschine als Firmenjet

nutzte: „Jon hatte mir noch vor dem Abflug mitgeteilt, wie sehr er diesen Flug fürchtet“, sagt sie. Schon seit Monaten habe der ehemalige Air-Force-Mann darüber geklagt, wie draufgängerisch Rainer Schulz am Steuerknüppel agiere. „Immer wieder hat mir Jon erzählt, dass Rainer Sicherheitsregeln missachtet hatte“, sagt die junge Frau aus Kalifornien.

Die Ermittler der BFU haben Robicheaux bereits als Zeugin angehört. Auch mit einem ehemaligen Co-Piloten von Schulz haben sie gesprochen, der bedauert, nicht schon früher etwas gegen Schulz unternommen zu haben. Der zuständige Ermittler Johann Reuß verspricht: „Wir werden alle Hinweise und Aussagen in unsere Schlussfolgerungen einbeziehen.“

Noch hat Reuß sein endgültiges Urteil nicht abgegeben. Doch die ersten Indizien aus den sichergestellten Datenschreibern deuten auf einen ruppigen, schnellen Anflug, auf mangelnde Vorbereitung und Selbstüberschätzung hin. Die Crew wählte offensichtlich den falschen Anflugwinkel, weshalb ihr eine leichte Anhöhe im Waldgebiet zum Verhängnis wurde.

Der Hügel, nicht ausreichend in den Anflugkarten vermerkt, lag zur Unfall-

stunde vermutlich unter einer Nebelbank. Der Flugplatz dahinter aber darf nur im Sichtflug angesteuert werden. Hätte die zwölfssitzige Düsenmaschine, eine der schnellsten ihrer Art, demnach überhaupt sicher in Egelsbach landen können? „Auch diese Frage ist Teil unserer Untersuchung“, sagt BFU-Ermittler Reuß.

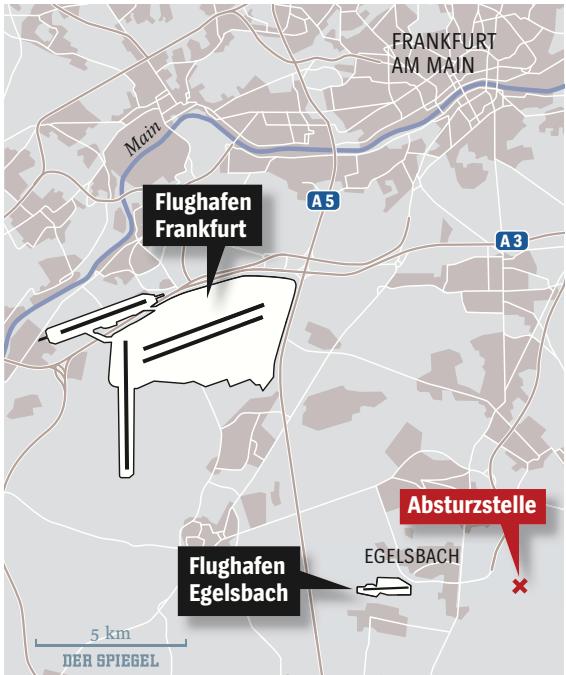
Nicht nur der Pilot, sondern auch der Flughafen gerät damit in die Kritik. Er gehört der Businessjet-Firma Netjets des US-amerikanischen Multimilliardärs Warren Buffet. Rund 72 000 Starts und Landungen, von der Propellermaschine der Hobbyflieger bis zum fast schallschnellen Businessjet, verzeichnete Egelsbach im vergangenen Jahr. Das macht ihn zum größten Verkehrslandeplatz Deutschlands, dessen Geschäftsfliegerszene unterentwickelt ist.

Doch Egelsbach ist höchst umstritten. Schon allein der Lage wegen ist der Flugplatz für viele Experten ein Ärgernis: Nur zehn Kilometer südlich des Frankfurter Großflughafens gelegen, steigen hier gut betuchte Freizeitkapitäne auf. Den Anflug aus Westen müssen sie mit einer gewagten Rechtskurve über die Autobahn



MICHAEL PROBST / AP

Ausgebranntes Cessna-Wrack am 1. März „Terrain?“ – „Terrain!!!“



A 5 bewältigen, um nicht die Frankfurter Startbahn West zu kreuzen. Im Osten, von wo Rainer Schulz mit seiner Citation auf seinem letzten Flug hereinkam, liegt ebenjener schicksalhafte Hügel als fliegerische Herausforderung im Weg.

Bereits im Jahr 2009 war hier ein anderer Geschäftsflieger in den Wald gekracht – nur 50 Meter von der Stelle entfernt, an der die Citation ausbrannte. Und schon dieser Unfall nährte den Verdacht, dass Egelsbach eine eher zweifelhafte Sorte von Piloten anlockt: Kapitäne, deren Kontostand sich umgekehrt proportional zu jenem an Flugstunden entwickelt und die mangelnde Erfahrung mit einem umso größeren Ego kompensieren.

Der Flugzeugführer, dessen Maschine 2009 vor Egelsbach zerschellte, verfügte über keine gültige Pilotenlizenz, wohl aber hatte er Alkohol im Blut, den er, das ergaben die Ermittlungen, im Flugzeug zu sich genommen haben muss.

Eine Flugsause in unmittelbarer Nachbarschaft zum Drehkreuz Frankfurt – die Deutsche Flugsicherung hätte wohl noch kritischer reagiert, würden ihre Lotsen nicht selbst gern in Egelsbach starten.

Der Flugplatz ist Treffpunkt vieler Hobbypiloten, die hier mit Enthusiasmus an ihren Maschinen schrauben. Vor allem aber ist Egelsbach berüchtigt für die neu-reichen Überflieger, die nach vollendetem Platzrunde bei Sternekoch Alfons Schuhbeck einkehren. Der betreibt am Flugplatz ein Edelrestaurant. Mit etwas Glück können die betuchten Fliegergäste dann vom Tisch aus beobachten, wie Michael Schumacher mit seiner Falcon einschwebt.

Ein Vorfall vor zwei Jahren lässt das Milieu erahnen: Ein Ferrari-Fahrer habe seinen Flitzer „beim rasanten Rückwärtsfahren“ aus der Parklücke gegen andere

Nobelkarossen krachen lassen, so vermerkte die Polizei. Schaden: 250 000 Euro.

Die negativen Schlagzeilen könnten die Geduld von Eigentümer Buffet irgendwann überstrapazieren. Manch einer hatte schon beim Kauf 2009 geunkt, der Milliardeninvestor habe den Platz nur gekauft, weil er einen der größten Netjets-Kunden, die Deutsche Bank, umgarnen wollte. Deren Vorstände nämlich düsen bevorzugt von Egelsbach aus zu ihren Terminen rund um die Welt.

Um das Gerede um Egelsbach zu beenden, wäre es nötig, endlich ein Instrumentenlandesystem zu installieren. Das, so röhmt sich Netjets in Firmenbroschüren, zähle zur Mindestausstattung eines jeden ihrer Standorte, weil es auch in Dunkelheit und bei Nebel eine sichere Landung gewährleistet.

In Egelsbach fehlt es – und zwar paradoxerweise genau deshalb, weil der Platz so nahe am Frankfurter Großflughafen liegt. „Die Flugzeuge auf der Startbahn West müssten warten, wenn eine Maschine im Instrumentenlandeanflug nach Egelsbach einschwebt“, erklärt Axel Raab von der Deutschen Flugsicherung. Schließlich müssen die Privatjets jederzeit durchstarten können, ohne dass ihnen ein Flieger aus Frankfurt in die Quere kommt.

Eine solche Einschränkung des Flugbetriebs aber dürfte die Fraport kaum akzeptieren, zumal seit Eröffnung der dritten Landebahn in Frankfurt genug Kapazitäten auch für Privatjets bereitstehen. „Egelsbach wird für die Fraport erst wieder attraktiv als Ausweichplatz werden, wenn auch die dritte Bahn nicht mehr reicht“, glaubt Gerald Wissel, Berater der Geschäftsfliegerbranche.

Schon heute steht es den Privatfliegern frei, an gefährlichen Flugtagen in Frankfurt zu landen, statt die riskante Landung in Egelsbach zu wagen.

Doch das scheuen viele, einerseits, weil sie sich am Großflughafen im Vergleich zu den Passagiermaschinen benachteiligt fühlen. Zum anderen ist die sichere Landung in Frankfurt auch um einige hundert Euro teurer.

Warum Kapitän Schulz nicht ausgewichen ist – der Textilmillionär hat den Grund dafür mit ins Grab genommen. Am Geld dürfte es kaum gelegen haben.

Co-Pilot Jose sagte seiner Partnerin im letzten Internettelefonat vor dem Start nach Egelsbach, er wolle darauf drängen, in Frankfurt zu landen. „Wie so oft konnte er sich wohl nicht gegen Rainer durchsetzen“, sagt Robicheaux bitter.

GERALD TRAUFETTER

Der digitale SPIEGEL

Jetzt für
iPad/iPhone,
Android und
Mac/PC



Jetzt exklusiv in der neuen Ausgabe:

■ Anschlag – 3-D-Grafik

der Olympia-Geiselnahme von München

■ Augenzeugen – Video-Spezial

über das Massaker in der syrischen Stadt Hula

■ Artenschutz – Video

über die Nashorn-Mörder Afrikas

Die neue Art zu lesen

Der digitale SPIEGEL lässt Sie so tief in ein Thema einsteigen, wie Sie es möchten. Mit zusätzlichen Hintergrundseiten, exklusiv produzierten Videos, interaktiven Grafiken, 360°-Panoramafotos und 3-D-Modellen.

Einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen – egal, wo Sie gerade sind. Das komplette Heft immer schon ab Sonntag 8 Uhr.



Einfach QR-Code scannen, z. B. mit der App „Sminna“

MEDIZIN

Röhrchen im Herzen

Steht ein Erfolg im Kampf gegen den Herzinfarkt bevor? Die Ärzte erhoffen sich Fortschritte durch neuartige Stents, die sich irgendwann selbst auflösen.

Ungewöhnlich jung war die Patientin, die am 30. Juli 2004 im Universitätsklinikum Essen ins Herz-katheterlabor von Klinikchef Raimund Erbel geschoben wurde: Die Frau war erst 39 Jahre alt, und doch war eine ihrer Herzkranzarterien bereits so stark verengt, dass sie heftiges Stechen in der Brust verspürte.

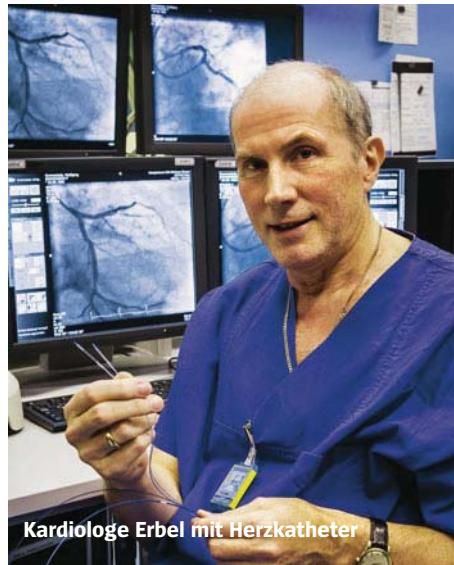
Ungewöhnlicher als ihr Alter aber war die Therapie, die die Frau bekam: Statt ihr, wie üblich, einen Stent aus Metall zum Offthalten in das Herzkranzgefäß einzusetzen, wählte Erbel ein Gitterröhren aus Magnesiumoxid.

Die Frau in Essen war die weltweit erste Probandin, an der ein neuartiger Stent erprobt wurde: Denn anders als Metall, das ein Leben lang im Herzen überdauert, löst sich ein Gerüst aus Magnesium-oxid binnen eines halben Jahres auf. Das Herzkranzgefäß, so die Theorie, ist dann wieder so stabil, dass es auch ohne stützendes Gitter dauerhaft offen bleibt.

Bei der Essener Patientin jedenfalls lief alles glatt. Es gehe ihr gut, sagt Erbel. „Diesen Stents gehört die Zukunft.“

„Eine hochinteressante Entwicklung“, urteilt auch Thomas Meinertz, Kardiologe und Vorstandsvorsitzender der Deutschen Herzstiftung. Sein Kollege Patrick Serruys von der Erasmus-Universität Rotterdam spricht gar von einem „Paradigmenwechsel“, der die Herztherapie „in naher Zukunft verändern könnte“.

Tatsächlich war der metallische Stent im Herzen eigentlich von Anfang an eine Art Notbehelf. Alles begann, als der deutsche Herzspezialist Andreas Grüntzig 1977 erstmals einen winzigen Ballon in ein verengtes Herzkranzgefäß führte, um damit die Arterie aufzudehnen. Etlichen Patienten konnte diese sogenannte Ballondilatation seitdem eine Bypass-OP ersparen; die Sterblichkeit beim akuten Herzinfarkt wurde deutlich gesenkt – doch eine Nebenwirkung des Verfahrens blieb gefürchtet: Weil die Ärzte das verengte Gefäß dabei mit hohem Druck weiten, entstehen häufig – wie bei einem überdehnten Gummiband – haarfeine Risse. Solange diese nicht verheilt sind, besteht die Gefahr von Blutthromben



Kardiologe Erbel mit Herzkatheter

Alternativen zum Metall gab es seinerzeit nicht. Bis heute verbleiben die gängigen Stents deshalb ein Leben lang in den Koronararterien. „Ich fühlte mich regelrecht schuldig, als ich das erste Mal ein solches Stück in eine Koronararterie implantiert habe“, gesteht Serruys. „Metall hat in einer solch zarten Umgebung eigentlich nichts zu suchen.“

Jetzt aber scheint es, als werde die alte Idee vom sich selbst auflösenden Stent Wirklichkeit. 14 Unternehmen weltweit tüfteln an einer neuen Generation von Gitterröhren. Vor allem zwei Modelle stehen zur Wahl:

- der Magnesiumoxid-Stent der Firma Biotronik, der innerhalb von rund sechs Monaten wieder absorbiert und seit 2004 im Rahmen von Studien implantiert wird;
- der „Absorb-Stent“ des Marktführers Abbott, der inzwischen an rund tausend Patienten getestet wurde. Das Gerüst aus einem Milchsäure-Polymer zerfällt innerhalb von zwei bis drei Jahren zu Wasser und CO₂.

Die Hersteller setzen darauf, dass die Gefäße wieder ihre natürliche Form einnehmen, nachdem der Stent verschwunden ist. So hofft man, langfristig die gefürchtete Atherosklerose im Stent-Bereich verhindern zu können. Zudem ist es ohne störende Metallkörper weitaus leichter, erneut einzugreifen, falls die Implantation eines weiteren Stents oder eine Bypass-Operation nötig wird.

Die Erwartung an die neue Technik ist enorm. „Ich denke, dass es eine Mainstream-Therapie werden wird“, meint Serruys. Und Stent-Hersteller Abbott erhofft sich einen Umsatz von bis zu einer Milliarde Dollar im Jahr.

Allerdings gilt es zunächst noch einige Probleme zu lösen. So traten bei der ersten Studie mit dem Magnesiumoxid-Stent zu häufig Wiederverengungen der Gefäße auf. Erst durch eine Beschichtung mit einem Medikament konnte die Erfolgsrate verbessert werden. Beim Polymer-Röhren wiederum brach in einem Fall beim Aufspannen eine Gitterstrebe.

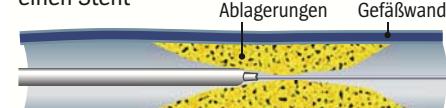
Zwar ist nicht nachgewiesen, ob die neuen Stents langfristig genauso gut sind wie die Metallgitter. Trotzdem liegt für den Abbott-Stent die Zulassung für Europa bereits vor, die Markteinführung ist für Ende 2012 geplant. In Amerika wird es dazu frühestens 2015 kommen. Denn in den USA fordern die Behörden eine große, überzeugende Vergleichsstudie.

„Die Technik steckt noch in den Kinderschuhen“, sagt Serruys. Und Herzspezialist Meinertz urteilt: „Es ist zu früh, um begeistert zu sein. Deshalb muss den Patienten, die so einen Stent bekommen, klargemacht werden, dass es sich noch um ein Experiment handelt.“

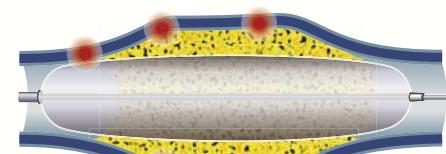
VERONIKA HACKENBROCH

Rettung mit Rückzug

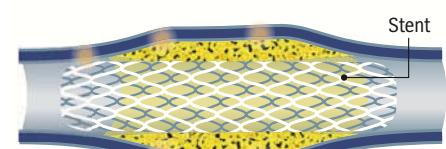
Weitung einer verengten Arterie durch einen Stent



Auf einem Führungsdräht wird ein Ballonkatheter bis zur verengten Stelle vorgeschoben.



Der Ballon dehnt das verengte Gefäß. Dabei entstehen kleine Verletzungen in der Gefäßwand.



Ein Stent stabilisiert die Gefäßwand, bis die Verletzungen verheilt sind.



Eine neue Generation von Stents löst sich auf, wenn ihre Aufgabe erfüllt ist.

oder überschießender Narbenbildung. Die Folge: eine erneute Verengung oder gar ein akuter Herzinfarkt.

Um das zu verhindern, folgerten die Kardiologen, müsse das Gefäß abgestützt werden. 1986 setzten der Schweizer Herzspezialist Ulrich Sigwart und sein französischer Kollege Jacques Puel deshalb nach einer Ballondilatation erstmals Metallgitterröhren in die Koronararterien ihrer Patienten ein.

Der Weg ist das Ziel. Von wegen!



Wir stellen uns Ihren individuellen Anforderungen ohne große Umwege. Unser TÜV SÜD-zertifizierter Service erreicht Sie überall – rund um die Uhr. Mit unseren Managed Document Services wird Büro wirklich einfach – vom Drucken übers Kopieren, Faxen, Scannen bis zum digitalen Dokumenten-Management. Denn von uns bekommen Sie alles aus einer Hand – und das herstellerunabhängig. Und Sie? Sie haben alles im Blick und können sich endlich den wesentlichen Dingen widmen.

So kommen Sie voran. Wir machen den Rest.



Telefon: +49 40 87977941

TA Triumph-Adler GmbH – www.triumph-adler.de/wirsindschneller



TIERE

Handschrift der Mafia

Wilderer schlachten in Südafrika

Hunderte Nashörner ab.

Experten sind sich uneins: Soll man den Handel mit Nashornpulver legalisieren?

Was der südafrikanische Tierarzt William Fowlds Anfang März im Kariega Game Reserve zu sehen bekam, trieb selbst dem sonst so Hartgesottenen die Tränen in die Augen. Die Nashornkuh Thandi, neun Jahre alt, wälzte sich in ihrem Blut, Nashornbulle Themba humpelte mit letzter Kraft durchs Dickicht, bis er zusammenbrach.

Beiden Tieren hatten Wilderer mit Buschmessern das Horn abgeschlagen und ihren Kopf dabei regelrecht zerfetzt. Dann waren die Täter im Schutz der Nacht verschwunden.



Enthornte Nashörner in Südafrika: Tägliche Metzeleien in der Savanne

„Die waren gut organisiert“, meint Fowlds. „In dem 9000 Hektar großen Areal ein bestimmtes Tier zu finden ist fast nur aus der Luft möglich.“ Per Funk gesteuert, müssen sich die Schlächter durch die Savanne gekämpft haben, um ihr blutiges Werk zu verrichten. Fowlds: „Dies ist die Handschrift einer Nashorn-Mafia.“

Metzeleien dieser Art ereignen sich in Afrika derzeit täglich. Allein in der Kaprepublik wurden im ersten Halbjahr

sich 281 Nashörner abgeschlachtet. Die Täter haben es auf die Hörner der Tiere abgesehen. Für bis zu 133 Dollar pro Gramm werden sie auf asiatischen Märkten feilgeboten.

Diese Gewinnspanne wird sonst allenfalls im Drogen- oder Mädchenhandel erzielt – kein Wunder also, dass internationale Banden das Geschäft kontrollieren. In Hamburg oder Bamberg lassen sie Horn aus Naturkundemuseen rauben, in Kenia und Südafrika schicken sie Wilderer auf die Nashornjagd und organisieren den Transport der Beute nach Vietnam, Laos oder China, wo der Aberglaube herrscht, Nashornpulver könne Krankheiten wie Krebs oder Malaria kurieren.

In Südafrika arbeiten Polizei, Zollbehörden und Nationalparkwächter in Spezialeinheiten zusammen, um dem Treiben ein Ende zu bereiten. Zwar gibt es hier noch rund 21 000 Nashörner, so viele wie in keinem anderen Land, doch die Zunahme der Wilderei ist beängstigend: 2007 zählten die Wildschützer 13 getötete Nashörner. Im vergangenen Jahr waren es 448.

Derzeit steht in Südafrika eine Bande von südafrikanischen und thailändischen Hornschmugglern vor Gericht. Sie waren

diese Methode freilich nicht: „Eigentlich brauchen Rhinozerosse ihr Horn, um sich vor Feinden und dornigem Gestüpp zu schützen“, erklärt Fowlds.

Einige Nashornfarmer wollen zu einem noch rabiateren Mittel greifen und das Horn ihrer Tiere vergiften. Das ist für die Dickhäuter selbst ungefährlich, für Menschen aber sehr riskant. Unter Aktivisten ist die Methode deshalb umstritten.

Vor allem private Nashornbesitzer fordern nun eine kontrollierte Freigabe von Nashornpulver. „Wenn wir Vietnam und China damit belieferten, würden die Preise fallen, und die Wilderei wäre nicht mehr lukrativ“, meint etwa Pelham Jones, der Vorsitzende der südafrikanischen Private Rhino Owners Association.

Als Vorbild gilt ihm der Diamantemarkt: Seit in rund 50 Staaten die Herkunft jedes Steins mit einem Zertifikat belegt werden müsse, sei es gelungen, den Handel mit Bludiamanten einzudämmen.

Praktisch ließe sich auch die Herkunft von Nashornsubstanzen leicht nachweisen. An der Universität Pretoria baut die Tierärztliche Hochschule schon seit zwei Jahren eine umfangreiche Datenbank mit Nashorn-DNA auf. Tausende Proben sind hier bereits registriert.

Unter den Experten hat Jones' Vorschlag einen Glaubenskrieg entfacht. „Die Nashornbesitzer wollen auf diese Weise ein Vermögen machen“, schimpft etwa Miranda Jordan, eine Tierschützerin von Activists for Animals Africa. „Eine Freigabe würde nur den Handel anheizen.“ Auch große Tierschutzorganisationen halten das Vorhaben der Nashornbesitzer für eignenutzig.

Sorgen bereiten zudem die Recherchen des Schweizer Artenschützers Karl Ammann. Auf Märkten in Hanoi (Vietnam) und Vientiane (Laos) hat er 20 verschiedene Proben von angeblichem Nashorn erworben und später an der Universität Pretoria analysieren lassen. Zum ersten Mal kam damit Material aus dem asiatischen Handel unter die Mikroskope der südafrikanischen Wissenschaftler.

Der Befund verblüffte sie: Nur drei der untersuchten Stücke kamen wirklich von Nashörnern. Der Rest stammte von Wasserbüffeln, Schafen und einer Saiga-Antilope. „Das ist ein beunruhigendes Ergebnis“, sagt die Leiterin des Labors für Veterinär-Genetik in Pretoria, Cindy Harper. „Es bedeutet, dass die Nachfrage nach Nashornmaterial sehr viel höher ist, als wir bisher angenommen haben.“

Den Befürwortern der Freigabe könnte das einen Strich durch die Rechnung machen. Die Menge an Horn nämlich ist selbst im nashornreichen Südafrika begrenzt. Der Hunger danach aber scheint unstillbar.

THILO THIELKE / DER SPIEGEL

BRANCHEN IN NOT Wie das Internet die Wirtschaft revolutioniert
KARRIERE-VERWEIGERER Wer will heute noch Chef werden?
EINMALIGE SCHNÄPPCHEN Luxusimmobilien am Mittelmeer



Jetzt auch digital
für iPad und PC/Mac.
www.manager-magazin.de/mm-digital

Der große Frustration der Passagiere
**IMMER ÄRGER
MIT LUFTHANSA**

TOPMANAGER
Similauner – der
letzte Männerbund

BRANCHEN IN NOT
Wie das Internet die
Wirtschaft revolutioniert

KARRIERE-VERWEIGERER
Wer will heute
noch Chef werden?

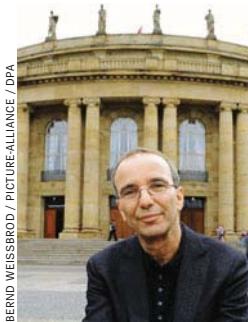
**EINMALIGE
SCHNÄPPCHEN:
LUXUSIMMOBILIEN
AM MITTELMEER**

Wirtschaft aus erster Hand

manager
magazin

++ Jetzt im Handel ++ Jetzt im Handel ++ Jetzt im Handel ++ Jetzt im

„Alle Fenster und Türen öffnen“



Der Intendant der Stuttgarter Oper Jossi Wieler, 60, über ein Medienspektakel rund um die Premiere der Mozart-Oper „Don Giovanni“ (Regie: Andrea Moses) am 25. Juli

SPIEGEL: Herr Wieler, warum reicht es Ihnen nicht, eine ganz normale Opern-Premiere zu feiern?

Wieler: Weil wir am letzten Tag unserer ersten Spielzeit in Stuttgart alle Fenster und Türen öffnen wollen: Wir werden die Premiere von „Don Giovanni“ in den Stuttgarter Schlossgarten vor dem Opernhaus übertragen, auch auf 3sat wird die Aufführung live zu sehen sein. Darüber hinaus wird es Übertragungen im SWR Fernsehen und via Internet-Livestream geben, bei denen der Zuschauer hinter die Bühne geführt wird, in die Garderoben und ins Foyer und so den ganzen Kitzel einer Premiere erleben kann.

SPIEGEL: Was erhoffen Sie sich davon?

Wieler: Ein Publikum zu erreichen, das die steinernen Stufen zu unserem Opernhaus sonst nicht hinaufsteigt. Ihm zu zeigen, wie bei uns gespielt und gesungen wird, mit wie viel künstlerischer Hingabe und Bezug zur Realität. Vielleicht können wir damit die Schwelle, in die Oper zu gehen, ein wenig senken.

SPIEGEL: Und warum haben Sie auch noch Harald Schmidt geholt, um das Ganze zu moderieren?

Wieler: Weil er schon immer der Beste war, wenn es um Kulturvermittlung ging. Deshalb haben Künstler und Intellektuelle seine Late-Night-Shows auch so geschätzt, er ist intelligent und ironisch und nie populistisch. Und er liebt das Theater.

SPIEGEL: Braucht die Subventionskultur einen solchen kommerziellen Aufwand, um ein neues Publikum zu begeistern?

Wieler: Es ist wichtig, Theater auch über andere Medien zu vermitteln, um Zuschauer zu erreichen, die mehr vor dem Fernseher oder im Netz leben. Denen zu zeigen, dass bei uns etwas live stattfindet. Außerdem glaube ich nicht, dass man von Kommerzialisierung sprechen kann, wenn ein öffentlich-rechtlicher Sender so eine Aktion unterstützt, die ohnehin einmalig ist.

KINO IN KÜRZE

Bavaria – Traumreise durch Bayern ist eine Liebeserklärung aus der Luft. Der Regisseur Joseph Vilsmaier („Comedian Harmonists“) hat für diese Dokumentation mit großer Ausdauer seine bayerische Heimat abgefilmt, überwiegend vom Hubschrauber aus: Postkartenansichten von Tegernsee, Oktoberfest und Schloss Neuschwanstein; ein paar Sekunden lang ist auch das Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau zu sehen. Am Boden zeigt Vilsmaier Trachtengruppen, Kirchen, Fingerhakelwettkämpfe und eine Montagehalle von BMW. Der Film ist gut geeignet als Werbevideo für japanische Touristen.



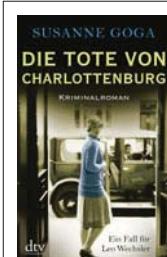
Schloss Neuschwanstein



CONCORDE

Vater unser

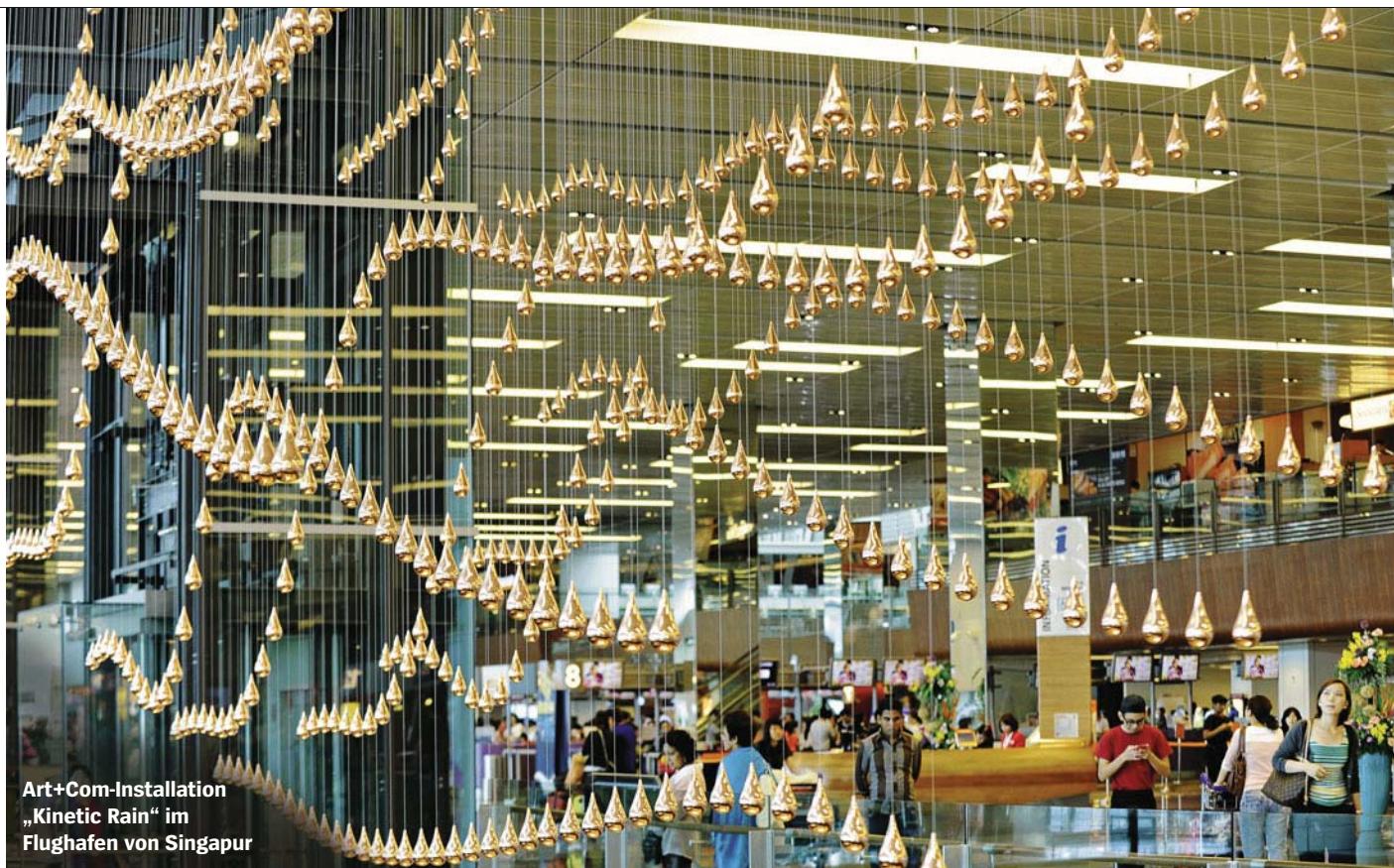
Der Hausarzt tippt zuerst auf Lungenentzündung mit tödlichem Ausgang. Merkwürdig nur, dass sich so viel Wasser in der Lunge befindet. Der Neffe der Toten, der sich ihr besonders verbunden fühlt, hat ebenfalls Zweifel an einem natürlichen Tod und wendet sich an die Polizei. Einiges an dem Todesfall Dr. Henriette Strauss kommt Kommissar Leo Wechsler ebenfalls verdächtig vor, Beweise für einen Mord findet er nicht. Zunächst. Die eigenwillige Frau mit der merkwürdigen Vorliebe für den Duft von Rosenwasser war eine emanzipierte, engagierte Ärztin, die in einer Beratungsstelle schwangeren Frauen half, einen Arzt für eine illegale Abtreibung zu finden. Hauptberuflich arbeitete sie in einem Krankenhaus, in dem sie offenbar zweifelhafte Medizinversuche an Patienten beobachtet hatte. Einige Menschen hätten also ein Motiv gehabt, die Medizinerin zu töten. Aber hatten sie auch die Gelegenheit und die Mittel? Der neue Fall von Leo Wechsler spielt 1923. In Berlin galoppiert die Inflation, es kommt bereits zu Übergriffen auf Juden, der verwitwete Wechsler ist verliebt und überarbeitet. Das letzte Wort der Todkranken, so hört er, soll wie „Pater-noster“ geklungen haben. Ein prämortaler Anfall von Religiosität? Die Recherchen führen den Kommissar und sein Team statt in die Kirche in die Botanischen und Pharmakologischen Institute der Universität. „Die Tote von Charlottenburg“ ist der dritte Fall für Leo Wechsler. Wieder hat die Autorin Susanne Goga, 44, Zeitkolorit der zwanziger Jahre, einen spannenden Fall und ein bisschen historische und medizinische Nachhilfe zu einem attraktiven Krimi zusammengefügt. Auch die geschilderte Mordmethode ist erfrischend originell. Schade nur, dass sich die Autorin nicht immer davon freimachen kann, floskelhafte Wendungen zu benutzen. Das Buch könnte auch bestens ohne „fragenden Blick“ auskommen und ohne dass jemand „wehmütig“ lächelt.



Susanne Goga

Die Tote von Charlottenburg

Deutscher Taschenbuch Verlag, München; 304 Seiten; 9,95 Euro.



AFP

KUNST

Tropfen für Tropfen

Es ist ja nicht so, dass es in den vorigen Wochen nicht genug Regen gegeben hätte. Doch die Künstlergruppe Art+Com ließ sich durch Tropfen, die vom Himmel fallen, zu einem magisch-schönen Kunstwerk inspirieren, das jeden Betrachter mit schlechtem Wetter versöhnt. „Kinetic Rain“ heißt die Installation, die seit vergangener Woche im Flughafen von Singapur zu sehen ist. 1216 kupferfarbene Tropfen schweben

dort durch die Luft, an feinen, sich bewegenden Schnüren hängend, scheinen sie von der Decke des renovierten Terminals 1 zu regnen. Sie fügen sich zu weichen Wellen zusammen, fließen zu harmonischen Linien ineinander, um dann in unerwarteter Ordnung umeinander zu fliegen. Die Künstlergruppe Art+Com, die von ehemaligen Studenten der Berliner Hochschule der Künste und Mitgliedern des Chaos Computer Clubs gegründet wurde, hat eine 15-minütige Tropfen-Choreografie entworfen, die das Einchecken auf dem Flughafen von Singapur zu einem Erlebnis macht. „Wir wollten einen Film schaffen, ohne einen Film zu drehen“, sagt einer der Künstler. Wer nicht nach Südostasien fliegt, kann sich das poetische Kunstwerk auch auf YouTube anschauen.

ARCHITEKTUR

Kalter Krieg aus Stein

Berlin ist reich an Architektur-Denkmalen. Im östlichen Zentrum der Hauptstadt dominieren die klassizistischen Bauten von Karl Friedrich Schinkel und an der Peripherie die Wohnsiedlungen im Stil der Neuen Sachlichkeit von Bruno Taut aus den zwanziger Jahren. Nun wollen drei Bürgerinitiativen – unterstützt von der Akademie der Künste – auch die Nachkriegsmoderne herausstellen. Zwei Architektur-Zeugnisse aus der Zeit des Kalten Krieges soll der Senat, so regen

die Initiativen an, auf die Liste für das Unesco-Welterbe setzen: die Karl-Marx-Allee im Osten und das Hansa-



Karl-Marx-Allee im Berliner Osten

viertel im Westen. Anfang der fünfziger Jahre ließ der Ost-Berliner Magistrat in der damaligen Stalinallee Wohnhäuser nach sowjetischem Stilvorbild errichten. Der West-Berliner Senat reagierte 1957 mit der Interbau, einem Bauprojekt zur Wiederbelebung eines durch den Krieg nahezu komplett zerstörten Viertels unweit der Sektorengrenze. Beide Ensembles sind für einen der Initiatoren der Kampagne, den ehemaligen Berliner Kultursenator Thomas Flierl, einmalige Beispiele für den „konfrontativen Städtebau in Zeiten des Kalten Krieges“. In der kommenden Woche will der Berliner Senat entscheiden, ob er das Projekt für die Welterbe-Liste anmeldet.



STEFAN ERHARD / DPA

Heinze-Filme unter richtigem und falschem Autorennamen*: „Ich habe gedacht, das gibt einen Riesenärger, und dann ist gut“

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Blöd! Völlig überzogen!“

Die ehemalige NDR-Fernsehspielchefin
Doris Heinze über ihre kriminelle Energie, ihr Unrechtsbewusstsein und
den Filz in öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten

Die „Drehbuch-Affäre“ um die ehemalige Fernsehspielchefin des NDR, Doris Heinze, zählt zu den größten Skandalen in der Geschichte des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Heinze, 63, hatte ihren Posten von 1991 bis 2009 inne, unter ihrer Leitung entstanden rund 400 Spielfilme, auch viele „Tatort“-Folgen. Zurzeit muss sie sich zusammen mit ihrem Mann Claus Strobel und der Produzentin Heike Richter-Karst vor der Wirtschaftskammer des Hamburger Landgerichts verantworten.

SPIEGEL: Frau Heinze, Sie stehen wegen Betrug, Bestechlichkeit und Untreue vor Gericht, weil Sie als Spielfilmchefin des NDR unter falschem Namen dem Sender Drehbücher von sich und Ihrem Ehemann Claus Strobel verkauft haben. Ahnten Sie, dass Sie dafür nun mit einer Gefängnisstrafe rechnen müssen?

Heinze: Ich wusste, dass es nicht richtig war. Ich wusste, dass es ein Fehler war.

SPIEGEL: Der ARD-Vorsitzende Peter Boudgoust spricht von einer „hohen kriminellen Energie“, Ihr ehemaliger Intendant Lutz Marmor von „unlaurem Verhalten“. In den Zeitungen galten Ihre Machenschaften als Medienskandal

* „Zwei Dickköpfe mit Format“ (2000), „Die Freundin der Tochter“ (2009). Das Gespräch führten die Redakteure Thomas Hüetlin und Cordt Schnibben.

des Jahres 2009. Das ist mehr als ein Fehler.

Heinze: Ich war mir über die juristische Bewertung, die dann erfolgte, nicht im Klaren. Ich will mich nicht rausreden, aber ich hab immer gedacht, das gibt einen Riesenärger, und dann ist gut.

SPIEGEL: Sie dachten, Sie können beim NDR als Spielfilmchefin weiterarbeiten?

Heinze: Ja, so hab ich das gedacht, glaub ich.

SPIEGEL: Der finanzielle Schaden für den NDR betrug rund 90 000 Euro. Das Image des öffentlich-rechtlichen Rundfunks wurde durch Ihr Verhalten ebenfalls beeinträchtigt. Der Betrieb, den die Bürger mit jährlich über sieben Milliarden Euro finanzieren, hat nun einen Makel. Er steht im Verdacht, dass man ihn über Jahre als Selbstbedienungsladen nutzen kann.

Heinze: Es tut mir wahnsinnig leid. Und ich hatte die ganze Zeit hindurch ein schlechtes Gewissen.

SPIEGEL: Konnten Sie denn allein entscheiden, welche Projekte im Sender umgesetzt wurden?

Heinze: Ich hatte erheblichen Einfluss auf die Entscheidungen und konnte meine Projekte in der Regel verwirklichen.

SPIEGEL: Das Bild, das von Ihnen gezeichnet wurde, zeigt eine Frau, die zu den fähigsten Spielfilmredakteuren der ARD zählte, aber autokratisch regierte.

Heinze: Wenn man jeden Tag mindestens einen Vorschlag gesickt bekommt, zum Teil auch gute Vorschläge, und man weiß, dass man nur 17, 18 dieser Vorschläge pro Jahr zu Filmen machen kann, dann enttäuscht man 200 bis 250 Autoren. Dasselbe gilt für Regisseure. Natürlich können viele sagen: Die wollte mich nicht, die war ganz gemein. Es gibt aber genügend andere, auch noch heute, die von einer guten Zusammenarbeit sprechen.

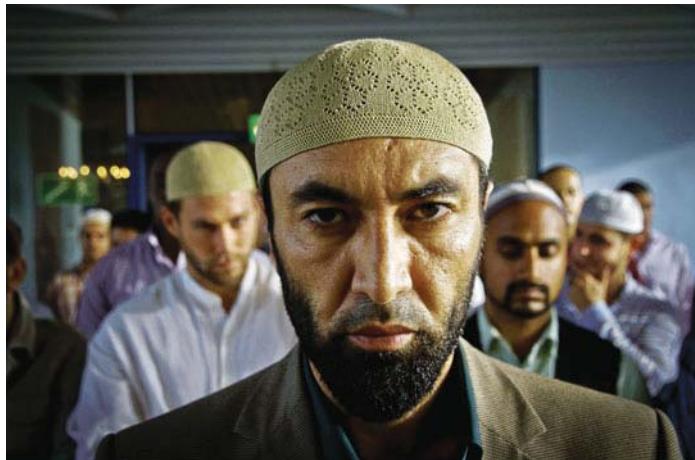
SPIEGEL: Die Produzentin, mit der Sie vorzugsweise gearbeitet haben, Heike Richter-Karst, ist ebenfalls angeklagt.

Heinze: Ich habe Frau Richter-Karst kennengelernt, als sie Ende der Neunziger mein Buch „Holstein Lovers“ produziert hat.

SPIEGEL: Frau Richter-Karst sagte laut Vernehmungsprotokoll: „Bei dem Projekt ‘Vor meiner Zeit‘ gab es im Jahr 2001 Probleme. Ich glaube, Frau Heinze brachte die Idee auf, dass ihr Mann Claus Strobel dieses Drehbuch verwirklichen könnte.“

Heinze: Sie hatte meinen Mann bei einem Studio-Hamburg-Fest angesprochen. Sie wollte gern mit ihm zusammenarbeiten, dann ist zwischen den beiden die Idee entstanden, dass ja nicht alles unter Claus Strobel, seinem richtigen Namen, laufen muss.

SPIEGEL: Frau Richter-Karst bestreitet dies. Sie sagt, Sie hätten ihr damals erzählt,



CHRISTINE SCHRODER / NDR

Von Heinze erfundene „Tatort“-Ermittler Cenk Batu, Charlotte Lindholm*: „Gier nach Geld geht mir völlig ab“



Autorin Heinze

JORG MUELLER / AG. FOCUS / DER SPIEGEL

„für ihren Mann sei es aufgrund ihrer eigenen hohen Position beim NDR ein großes Problem, NDR-Aufträge zu übernehmen. Dieses würde zu Neid in der Branche führen. Aus diesem Grunde sollte er das Drehbuch unter Pseudonym schreiben. In diesem Fall war es das Pseudonym Niklas Becker.“

Heinze: Ich hab es nicht vorgeschlagen. Den Namen Niklas Becker hatte sich mein Mann in unserer ersten Zeit in Hamburg zugelegt, als er für den Cora-Verlag irgendwelche Liebesromane übersetzt hat.

SPIEGEL: Warum deckten Sie das Versteckspiel mit dem falschen Namen? Sie hatten ja während der neunziger Jahre mit einem Erfolg Drehbücher unter eigenem Namen geschrieben.

Heinze: Es wurde nicht mehr gern gesehen, dass man hauseigene Drehbücher schrieb. Diese Tätigkeit hatte einen Hautgout bekommen. Ich hatte zu dieser Zeit beim Intendanten gefragt, ob er ein Problem damit hätte, wenn ich für den NDR weiter Bücher schreibe. Er antwortete, er habe ein Problem damit. Seine Vorsicht war ein Ergebnis der sogenannten Süßstoffdebatte.

SPIEGEL: Die Kritik befürchtete eine Überzuckerung des Programms, eine zu große Anpassung an das seichte Fernsehen der Privaten. Eine Gruppe von ARD-Chefs, zu der Sie gehörten, hatte ein „Optimierungspapier“ erarbeitet.

Heinze: Ausgangspunkt war, dass die Fernsehfilme in der ARD sehr schlecht liefen. Zu dieser Zeit kam blöderweise ein Film, zu dem ich das Drehbuch geschrieben hatte: „Zwei Dickköpfe mit Format“ mit Harald Juhnke und Ruth Maria Kubitschek. Der Film wurde richtig in die Mangel genommen von Fernsehkritikern und ich für den Süßstoff verantwortlich gemacht. Insofern traf es mich persönlich.

SPIEGEL: Sie zogen öffentlich die Konsequenzen. Für den eigenen Sender, sagten

* Darsteller Mehmet Kurtulus, Maria Furtwängler.

Sie damals, hätten Sie das Schreiben von Drehbüchern jetzt eingestellt, „um jeden Verdacht einer Interessenkollosion zu vermeiden“. War das eine Äußerung, um sich besser tarnen zu können?

Heinze: Nein, ich dachte, die Meinung meiner Vorgesetzten, ich solle unter meinem Namen keine Drehbücher mehr für den NDR schreiben, würde sich wieder ändern.

SPIEGEL: Im Jahr 2006 verkauften Sie für 26 000 Euro Ihr erstes Drehbuch unter falschem Namen, Titel: „Die Freundin der Tochter“. Warum sind Sie das Risiko eingegangen?

Heinze: Es war blöd. Aber der Stoff war mir wichtig, ich hatte schon daran gearbeitet, als mir noch erlaubt war, als NDR-Redakteurin unter meinem Namen Drehbücher zu schreiben.

SPIEGEL: Wie lange haben Sie am Drehbuch von „Die Freundin der Tochter“ gesessen?

Heinze: Immer mal wieder. Mindestens ein halbes Jahr, vielleicht auch ein drei viertel Jahr lang. Genau weiß ich es nicht mehr.

SPIEGEL: Ihr Pseudonym lautete „Marie Funder-Donoghue“. Wie kamen Sie auf diesen Namen?

Heinze: Das ist der Name meiner Großmutter.

SPIEGEL: Auch der irische Teil Donoghue?

Heinze: Den hab ich mir ausgedacht, weil ich so gern in Irland leben wollte.

SPIEGEL: Plagte Sie während des Schreibens kein Unrechtsbewusstsein?

Heinze: Das hatte ich immer. Aber es ist nicht so, dass man morgens aufwacht und sofort denkt, jetzt mache ich etwas Falsches. Eigentlich wollte ich auch sagen, das ist mein Buch.

SPIEGEL: Wann haben Sie geschrieben, nachts?

Heinze: An den Wochenenden, das waren schöne Wochenenden. Beim Schreiben hatte ich kein schlechtes Gewissen. Sonst hätte ich nicht produzieren können.

SPIEGEL: Haben Sie darüber nachgedacht, sich jemandem im Sender anzuvertrauen?

Heinze: Darüber habe ich immer nachgedacht. Auch in Bezug auf die Bücher von meinem Mann. Aber immer wenn ich das Gefühl hatte, da ist jemand im NDR, dem ich mich gern anvertrauen würde, war der schon wieder weg.

SPIEGEL: Die Produzentin Richter-Karst bekam irgendwann Skrupel. Vor allem, als Sie Biografien für die Pseudonyme erfanden. Im Vernehmungsprotokoll sagt sie: „Als dann auch noch die komischen Lebensläufe von Niklas Becker kamen, wurde mir das Ganze doch zu viel, und ich rief Doris Heinze an. Frau Heinze sagte mir, das müsse so sein beim Pseudonym. Pseudonyme hätten auch einen fiktiven Lebenslauf.“

Heinze: Das mit den Biografien war blöd, völlig überzogen. Aber ich wurde von



ULRICH PERREY / DPA

Angeklagte Heinze, Ehemann Strobel: „Es ist nichts Besonderes, dass es Pseudonyme gibt“

der Pressestelle und den Leuten, die Zulieferungen machten, gefragt, wann kommt denn die Biografie?

SPIEGEL: Die Biografien waren so gewählt, dass man die Personen schwer erreichen konnte. Frau Funder lebte an der irischen Küste, Herr Becker in Kanada.

Heinze: Was hätte ich machen sollen? Eine Telefonnummer neben die Namen schreiben?

SPIEGEL: Der Regisseur Thorsten Fischer, der Niklas Beckers Skript „Katzenzungen“ verfilmt, sagte, dass er oft versucht habe, Becker zu erreichen, aber das sei nicht möglich gewesen. Nur die Produktionsleute bekamen einmal eine Mail von Becker: „Zur Zeit bin ich kurz in Amsterdam, fliege aber morgen nach Afrika, komme aber wieder. Am Wochenende habe ich kurz Kontakt zu Doris Heinze gehabt / (darf man eigentlich Redakteure am Wochenende stören?? Na ja, sie schien jedenfalls gefasst.)“ Ziemlich dreist.

Heinze: Die Biografien entsprangen der Phantasie, genauso wie die Figuren, die in den Büchern vorkamen. Es ist ja nicht so wahnsinnig besonders, dass es Pseudonyme gibt, besonders bei Drehbuchautoren. Die haben dann manchmal Biografien, bei denen ich denke: Hallo, auch nicht schlecht.

SPIEGEL: Warum haben Sie sich bei diesem ausgefeilten Versteckspiel trotzdem bei der VG Wort, der Vertretung der Auto-

ren, mit richtigem Namen für die betreffenden Projekte angemeldet?

Heinze: Es gab keinen großen Verschleierungsplan. Vielleicht war die Anmeldung bei der VG Wort dumm, aber ich hatte den Gedanken im Hinterkopf: Irgendwann ist die Zeit vorbei, in der man unter Pseudonym schreiben muss. Zumaldest habe ich das gehofft.

SPIEGEL: Wie war die Stimmung im NDR, als Sie aufflogen?

Heinze: Die Reaktionen waren gespalten: es gab Leute, die sich wahnsinnig gefreut haben, dass ich weg bin, das liegt in der Natur der Sache. Dann gab es andere, die das sehr bedauert haben.

SPIEGEL: Es ist viel über Ihre Motive spekuliert worden. Die einen unterstellen Gier, andere Autorenleidenschaft, andere glauben, Sie habe das Verbote gereizt.

Heinze: Wer mich kennt, weiß, dass Gier nach Geld keine Rolle spielt. Natürlich arbeitet man, will auch dafür bezahlt werden, aber Gier nach Geld geht mir völlig ab. Zum Beispiel habe ich im NDR 15 bis 20 Sendungen gemacht, das waren Gespräche mit Schauspielern und anderen Künstlern, und habe auf ein Honorar verzichtet.

SPIEGEL: Als der Regisseur Helmut Dietl hörte, dass Sie beim NDR ein Jahresgehalt von rund 100 000 Euro bekamen, sagte er, das sei für die Filmbranche wenig. Er dachte, Sie hätten das Doppelte verdient. Fühlten Sie sich schlecht bezahlt?

Heinze: Ich wusste immer, wie viel man bei öffentlich-rechtlichen Anstalten verdient, und ich hatte nicht das Gefühl, zu wenig zu bekommen.

SPIEGEL: Der Skandal um Sie und Ihren Mann warf auch ein Licht auf die semi-korrupten Vorgänge, die bei der Auftragsvergabe in öffentlich-rechtlichen Anstalten gelegentlich herrschen. Der Drehbuchautor Fred Breinersdorfer zum Beispiel erzählt von einem Lunch in München im „Mandarin Oriental“, den Wein nicht unterhalb des dreistelligen Bereichs. Andere freie Produzenten sprechen von Einladungen zum Lachsfischen in Norwegen oder von drei Tagen Mallorca.

Heinze: Das hab ich nie gemacht. Ich habe die meisten Gespräche gern bei Salzbretzeln bei mir im Büro gehalten. Manchem standen sie schon bis hier.

SPIEGEL: Was hat Sie überrascht, nachdem Ihr Verwirrspiel aufflog?

Heinze: Der Umgang mit mir in der Presse. Nicht das Aufdecken an sich und die Fakten. Aber das Ganze schien mir auch eine persönliche Rache und Abrechnung, die ich als sehr verletzend empfand. Ich hatte das Gefühl, es geht gar nicht um Aufklärung, sondern um Vernichtung. Nur als Beispiel: Wenn jemand in Hamburg meine Wohnung fotografierte, im Haus recherchierte, welche Möbel ich besitze, oder dem Umzugswagen folgte bis nach Nordstrand.

SPIEGEL: In diesem Zusammenhang ging es auch um Ihren Vorgesetzten Jürgen Kellermeier, mit dem Sie angeblich ein Liebesverhältnis hatten und der, nachdem Ihre Drehbuchschreiberei bekannt wurden, im Herbst 2009 Selbstmord beging.

Heinze: Wir hatten ein sehr enges und gutes Arbeitsverhältnis. Ich habe damals für ihn noch nebenher die Geschäftsführende Koordination in der ARD-Spielfilmplanung übernommen, das war vorher ein Vollzeitjob. Mehr kann ich dazu nicht sagen.

SPIEGEL: Ihr besonderes Verhältnis galt als bekannt im ganzen NDR.

Heinze: Ich werde dazu grundsätzlich nichts sagen. Da ist so viel Altherrenphantasie eingeflossen. Dazu äußere ich mich nicht.

SPIEGEL: Sie bekommen nun eine vorgezogene Rente. Müssen Sie noch schreiben?

Heinze: Ich habe gerade einen Roman namens „Höhere Gewalt“ herausgebracht und arbeite an einem zweiten. Das macht mir viel Freude. Drehbücher schreibe ich nicht mehr. Die würde auch keiner nehmen.

SPIEGEL: Möglicherweise liefe es besser mit einem Pseudonym.

Heinze: Gute Idee. Ich wüsste einen Namen.

SPIEGEL: Frau Heinze, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson**
Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand
Carl's Books; 14,99 Euro
- 2 (2) **Jean-Luc Bannalec**
Bretonische Verhältnisse
Kiepenheuer & Witsch; 14,99 Euro
- 3 (3) **Rachel Joyce**
Die unwahrscheinliche Pilgerreise des Harold Fry Krüger; 18,99 Euro
- 4 (5) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Tödliche Spiele Oetinger; 17,90 Euro
- 5 (4) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Gefährliche Liebe Oetinger; 17,95 Euro
- 6 (7) **Jussi Adler-Olsen**
Das Alphabethaus dtv; 15,90 Euro
- 7 (6) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Flammender Zorn Oetinger; 18,95 Euro
- 8 (8) **Donna Leon**
Reiches Erbe Diogenes; 22,90 Euro
- 9 (9) **Dora Heldt**
Bei Hitze ist es wenigstens nicht kalt dtv; 14,90 Euro
- 10 (10) **Tana French**
Schattenstill Scherz; 16,99 Euro
- 11 (13) **Jussi Adler-Olsen**
Schändung dtv; 14,90 Euro
- 12 (14) **Jussi Adler-Olsen**
Erlösung dtv; 14,90 Euro
- 13 (11) **P. C. Cast / Kristin Cast**
Bestimmt – House of Night 9 FJB; 16,99 Euro
- 14 (12) **Karen Rose**
Todesherz Knaur; 16,99 Euro
- 15 (18) **C. C. Hunter**
Shadow Falls Camp – Geboren um Mitternacht FJB; 14,99 Euro
- 16 (16) **Elisabeth Kabatek**
Spätzleblues Droemer; 12,99 Euro
- 17 (20) **George R. R. Martin**
Der Sohn des Greifen – Das Lied von Eis und Feuer 9 Penhaligon; 16 Euro
- 18 (15) **Sten Nadolny**
Weitlings Sommerfrische Piper; 16,99 Euro
- 19 (17) **Sarah Lark**
Die Tränen der Maori-Göttin Bastei Lübbe; 15,99 Euro
- 20 (19) **Nicholas Sparks**
Mein Weg zu dir Heyne; 19,99 Euro

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Sachbücher

- 1 (1) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klaren Denkens Hanser; 14,90 Euro
- 2 (2) **Philippe Pozzo di Borgo**
Ziemlich beste Freunde Hanser Berlin; 14,90 Euro
- 3 (3) **Daniel Kahneman**
Schnelles Denken, langsames Denken Siedler; 26,99 Euro
- 4 (5) **Steffen Möller**
Expedition zu den Polen Malik; 14,99 Euro
- 5 (4) **Thilo Sarrazin**
Europa braucht den Euro nicht DVA; 22,99 Euro
- 6 (7) **Adam Zamoyski**
1812 – Napoleons Feldzug in Russland C. H. Beck; 29,95 Euro
- 7 (6) **David Graeber**
Schulden – Die ersten 5000 Jahre Klett-Cotta; 26,95 Euro
- 8 (8) **Hans-Ulrich Grimm**
Vom Verzehr wird abgeraten Droemer; 18 Euro
- 9 (9) **Norbert Robers**
Joachim Gauck – Vom Pastor zum Präsidenten – Die Biografie Koehler & Amelang; 19,90 Euro
- 10 (10) **Joachim Gauck**
Freiheit Kösel; 10 Euro
- 11 (12) **Joe Bausch**
Knast Ullstein; 19,99 Euro
- 12 (15) **Thomas Kistner**
Fifa-Mafia Droemer; 19,99 Euro
- 13 (14) **Dieter Nuhr**
Der ultimative Ratgeber für alles Bastei Lübbe; 12,99 Euro
- 14 (11) **Samuel Koch / Christoph Fasel**
Zwei Leben Adeo; 17,99 Euro
- 15 (-) **Gunter Frank**
Schlechte Medizin – Ein Wutbuch Knaus; 16,99 Euro
- 16 (17) **Walter Isaacson**
Steve Jobs C. Bertelsmann; 24,99 Euro
- 17 (13) **Stephen Greenblatt**
Die Wende – Wie die Renaissance begann Siedler; 24,99 Euro
- 18 (16) **Wilfried Huismann**
Schwarzbuch WWF Gütersloher Verlagshaus; 19,99 Euro
- 19 (20) **Maximilian Schell**
Ich fliege über dunkle Täler – Erinnerungen Hoffmann und Campe; 24,99 Euro
- 20 (-) **Edmund de Waal**
Der Hase mit den Bernsteinaugen Zsolnay; 19,90 Euro



Wirtschaftskrimi über die dunklen Machenschaften des Fußball-Weltverbands

Fantasy-Roman über ein Ferienlager, in dem sich Feen und Vampire auf ihr Leben mit übernatürlichen Kräften vorbereiten



16 (16) **Elisabeth Kabatek**
Spätzleblues Droemer; 12,99 Euro

17 (20) **George R. R. Martin**
Der Sohn des Greifen – Das Lied von Eis und Feuer 9 Penhaligon; 16 Euro

18 (15) **Sten Nadolny**
Weitlings Sommerfrische Piper; 16,99 Euro

19 (17) **Sarah Lark**
Die Tränen der Maori-Göttin Bastei Lübbe; 15,99 Euro

20 (19) **Nicholas Sparks**
Mein Weg zu dir Heyne; 19,99 Euro

AUTOREN

Die zwei Seiten

Edgar Hilsenrath wurde mit dem Roman „Der Nazi & der Friseur“ berühmt. Nun hat er seinen Verleger verklagt. Mit seltsamen Argumenten. Es geht wohl um viel Geld.

Er ist ein Bestsellerautor, ein großartiger Schriftsteller, aber auch ein Außenseiter der deutschen Nachkriegsliteratur, der auf eigenwillige Weise die Schrecken des Holocaust zur Sprache gebracht hat: fast unerträglich realistisch und brutal, mit schwarzem Humor und grotesken Zuspitzungen.

Edgar Hilsenrath, 86, selbst Überlebender der Schoah, hat in seinem Dichterleben viele verwirrt und irritiert. Berühmt wurde er mit seinem Roman „Der Nazi & der Friseur“, der Geschichte eines SS-Schergen, der sich nach dem Krieg mit geraubter Identität als jüdischer Holocaust-Überlebender ausgibt. Heutige Weltauflage: mehr als eine Million.

Der Roman war 1971 zunächst in den USA erschienen, in englischer Übersetzung. Kein deutscher Verlag hatte sich an das Werk herangetraut, es gab mehr als 60 Absagen. Erst 1977 wagte ein Kölner Verleger eine deutsche Ausgabe.

Jetzt, im Alter, hat der Schriftsteller wieder Ärger mit einem Buch. Doch diesmal ist es ein Buch nicht von, sondern über Edgar Hilsenrath. Verfasst hat es sein langjähriger Verleger Volker Dittrich, 60, der mit viel Enthusiasmus zwischen 2003 und 2008 eine Werkausgabe in zehn Bänden publizierte. Ihm hat Hilsenrath jetzt gerichtlich den weiteren Vertrieb des Buches untersagen lassen.

„Zwei Seiten der Erinnerung“ heißt das im Frühjahr veröffentlichte Werk, dem das Landgericht Berlin noch eine einmonatige „Aufbrauchfrist“ eingeräumt hat, die Ende der kommenden Woche ausläuft*. Danach darf das Doppelporträt der Brüder Edgar und Manfred Hilsenrath nicht mehr angeboten werden.

Was steckt hinter der Klage? Unzufriedenheit mit dem Inhalt? Eine Entfremdung zwischen Autor und Verleger, zurückzuführen auf eine geschickte Manipulation des greisen Dichters durch seine Frau und einen von ihm eingesetzten Generalbevollmächtigten? Geht es am Ende um erhoffte Geldsummen, die aus dem Verkauf von Filmrechten fließen könnten?

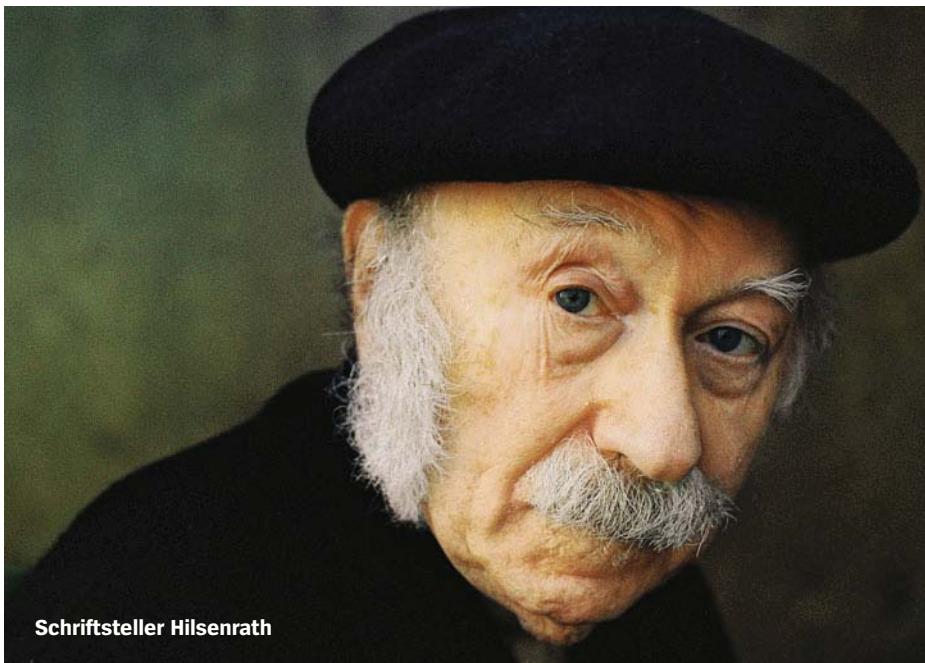
„Zwei Seiten der Erinnerung“ ist eine liebevolle Hommage, eine kunstvolle und

kenntnisreiche Montage aus Briefen, Romanauszügen und Äußerungen Edgar Hilsenraths, ergänzt durch ein langes Gespräch mit dem in den USA lebenden Bruder Manfred.

Vier Tage lang ließ sich Dittrich im Mai 2011 in Arkansas dessen Lebensgeschichte erzählen, eine Geschichte, die die Brüder während des Holocaust großenteils

gemeinsam zu bestehen hatten. Die in Leipzig geborenen Söhne aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie waren 1938 als Jugendliche bei Verwandten in der Bukowina untergekommen. Drei Jahre später wurden sie in einem Güterwaggon ins Ghetto Mogiljow-Podolski in der Ukraine transportiert, 1944 befreite sie die Rote Armee.

Der mündliche Lebensbericht des Ingenieurs Manfred Hilsenrath, 83, gewinnt seinen Charme gerade durch die auch in der Druckfassung erhaltene Diktion, etwa wenn er über seinen berühmten Bruder im Kindesalter spricht: „Er hat einen Kopf mit vollen blonden, gelockten Haaren gehabt und hat immer das Haar um seinen Zeigefinger gewickelt. Und das war immer das Zeichen, Edgar denkt. Man darf ihn nicht stören.“ Auch die Eltern seien immer stolz auf ihren Edgar gewesen: „Das hat ihn für sein Leben



Schriftsteller Hilsenrath

ULLSTEIN BILD



Buchcover, Ehepaar Hilsenrath, Bevollmächtigter Kubota 2009: Geschickte Manipulation?



VOLKER DITTRICH

* Volker Dittrich: „Zwei Seiten der Erinnerung. Die Brüder Edgar und Manfred Hilsenrath“. Dittrich Verlag, Berlin; 256 Seiten; 17,80 Euro.

beeinflusst. Er sah sich immer als Vaters Goldsohn oder als der Goldsohn der Welt.“

Was stört Edgar Hilsenrath daran? Das Landgericht Berlin jedenfalls begründete das Verkaufsverbot mit der unautorisierten Verwendung zweier Briefe Edgar Hilsenraths aus dem Jahr 1945 und eines Familienfotos als Coverbild, aufgenommen 1952 in New York.

Eine überraschende Argumentation. Denn die beanstandeten Dokumente und das Foto waren zuvor schon in einem im Dittrich-Verlag erschienenen Bild- und Textband publiziert worden, der im Auftrag der Berliner Akademie der Künste 2005 zu einer großen Ausstellung über Hilsenrath herausgegeben worden war.

Für den Verleger Dittrich sieht das alles nach einem Versuch aus, seinem kleinen Verlag das Wasser abzugraben. Er selbst hat keinen Kontakt mehr zu Hilsenrath.

Nach seinem Gefühl werde ihm der Zugang von Hilsenraths knapp 30 Jahre jüngerer Frau Marlene – Hochzeit war Anfang 2009 – und dem neuen Bevollmächtigten des Schriftstellers unmöglich gemacht.

Auch Manfred Hilsenrath kommt nicht mehr an seinen Bruder heran: „Ich habe früher regelmäßig mit Edgar telefoniert. Plötzlich war das nicht mehr möglich. Nur einmal hat er in den vergangenen Jahren zurückgerufen. Doch nach wenigen Minuten legte er auf. Seine Frau sei gerade gekommen, da wolle er nicht länger telefonieren.“

Eine Schlüsselrolle bei alldem spielt wohl der vom Autor eingesetzte Generalbevollmächtigte Ken Kubota, 35. Der hatte zum Abschluss seines Studiums eine Arbeit über die „Funktion der Groteske“ im Roman „Der Nazi & der Friseur“ geschrieben und sich mit Hilsenrath angefreundet. Durch ihn lernte der Schriftsteller auch seine spätere Frau Marlene kennen.

Die im April 2009 ausgestellte Generalvollmacht umfasst alle Angelegenheiten, „bei denen eine Stellvertretung rechtlich zulässig ist“, und sie soll auch „bei einer zur Geschäftsunfähigkeit führenden Erkrankung oder durch den Tod des Vollmachtabgebers nicht erlöschen“.

Bald danach, so stellt es Manfred Hilsenrath dar, sei ihm die Verwaltung des Vermögens seines Bruders entzogen worden, um das er sich jahrelang gekümmert hatte. Wenige Monate später begann sich auch das Klima zwischen Autor und Verleger zu verändern. „Plötzlich hieß es,

unsere Arbeit sei eher hinderlich als förderlich“, erinnert sich Dittrich, „Kubota schrieb mir, man könne gut auf die Werkausgabe verzichten. Dabei war sie Edgar wichtig und eine Bedingung für unsere Zusammenarbeit.“ Seit 2010 wird der kleine Dittrich-Verlag nun mit Klagen überzogen, rund 15 000 Euro sind nach Auskunft des Verlegers allein an Gerichts- und Anwaltskosten angefallen. Für die Firma eine schwer zu tragende Last.

Und Edgar Hilsenrath? Der sitzt in seiner Wohnung in Berlin-Steglitz auf einem schwarzen Ledersofa. Neben ihm steht ein Rollator, auf dessen Sitzfläche hockt ein buschiger schwarzer Kater. „Das ist sein Lieblingsplatz“, sagt Hilsenrath. Und fügt in der ihm eigenen trockenen Art hinzu: „Eigentlich mag ich Hunde lieber.“

Der Schriftsteller versteht sich auch im hohen Alter noch gut darauf, einen leicht belustigten Blick von unten herauf zu



Razzia in ukrainischem Ghetto 1941: Schrecken der Schoah

Ja, die öffentlichen Auftritte mit Dittrich, die fehlten ihm. „Es gab Krach, seitdem können wir nicht mehr zusammen reisen.“ Aber worin der Krach bestand, das falle ihm jetzt nicht ein. Immerhin haben Verleger und Autor in ganz Deutschland mehr als 60 Lesungen bestritten. „Dittrich hat sich immer sehr um mich gekümmert“, sagt Hilsenrath.

Aber nun vertreibe eben sein Bevollmächtigter die Werkausgabe. Der von Kubota als „Chief executive officer“ betriebene Verlag „Eule der Minerva“ habe die Restbestände übernommen. Ergebnis eines Vergleichs zwischen Dittrich und Hilsenrath im vergangenen Jahr.

Es geht bei all den Auseinandersetzungen wohl auch um eine mögliche Verfilmung des Erfolgsromans „Der Nazi & der Friseur“. Da sind größere Summen im Spiel. Ein Options- und Filmvertrag wurde im April 2009 mit dem Produzenten

David Groenewold geschlossen, der später durch seine Nähe zum damaligen Bundespräsidenten Wulff in die Schlagzeilen kam. Hilsenrath: „Jetzt wollen wir den Film selber machen. Der Kubota will einen eigenen Filmverleih gründen.“

Das alles klingt recht seltsam. Den Vertragsabschluss mit Groenewold, so sagt Dittrich, habe er vermittelt. „Da hätte der Verlag wirklich auch einmal etwas an dem Werk von Hilsenrath verdienten können“, sagt er resigniert. „Aber ob wir in dieser Sache vor Gericht recht bekommen würden, daran zweifle ich nach den bisherigen Erfahrungen erheblich.“

Für Dittrich ist der ganze Streit bitter, ein Desaster. Ohne seinen engagierten Einsatz für Hilsenrath, ohne die Werkausgabe wäre es auch nicht zu der exzellenten Lizenzausgabe im Deutschen Taschenbuch Verlag gekommen. Allein vom Roman „Der Nazi & der Friseur“ wurden so noch einmal gut 100 000 Exemplare verkauft. Es wäre vielleicht auch nicht zu der großen Ausstellung der Akademie der Künste in Berlin gekommen oder zu dem Empfang aus Anlass von Hilsenraths 80. Geburtstag, der im Schöneberger Rathaus mit Hunderten Gästen stattfand.

Doch das zerrüttete Verhältnis scheint nicht mehr zu reparieren zu sein. Und auch das schöne Buch „Zwei Seiten der Erinnerung“ bleibt nun auf der Strecke – nur noch einige Tage lang darf es verkauft werden.

VOLKER HAGE

Empfehlen Sie jetzt den SPIEGEL:



NEU

COBY-22"-LED-High-Definition-TV2226B

21,5"-LED-HD-TV mit eingebautem DVB-T-Tuner, digitaler HDMI-Verbindung, PC-VGA-Verbindung, eingebauten Stereo-Lautsprechern u.v.m. Inkl. Fernbedienung, AV-Kabel und Stromkabel. Maße (BxHxT): ca. 52,5x36,8x4,1 cm.

Zuzahlung: nur € 65,-



BOSCH Schlagbohrmaschine PSB 500 RE und Akku-Schrauber IXO

Schlagbohrmaschine mit Rechts-/Links-Lauf und Bosch-Electronic-Drehzahlsteuerung. Inkl. Koffer, Zusatzgriff und Tiefenanschlag. Akku-Schrauber mit Lithium-Ionen-Technologie. Inkl. Ladestation und 10 Bits.

Ohne Zuzahlung



NEU

Artemide Tischleuchte „Tizio Micro“

Außergewöhnliche Tischleuchte mit zwei ausrichtbaren Armen, verstellbarem Leuchtkopf und Lichtstärkeregelung. Aus lackiertem Aluminium. Lieferung ohne Leuchtmittel. Design: Richard Sapper. Maße (BxH): ca. 68x76 cm.

Zuzahlung: nur € 85,-



NEU

Tchibo-Geschenkkarte € 90,-

Wählen Sie aus dem vielfältigen und exklusiven Tchibo-Sortiment Ihren Wunschartikel oder -Kaffee aus. Die Geschenkkarte ist deutschlandweit in allen Tchibo-Filialen und unter www.tchibo.de einlösbar – auch in Teilbeträgen.



NEU

EPSON Multifunktionsdrucker 4-in-1 „Stylus Office BX305FW“

Multifunktionsgerät mit Druck-, Fax-, Kopier- und Scannerfunktion. Druckt Vorlagen bis max. DIN A4. Die Datenübertragung erfolgt über WLAN, WEP, WPA oder WPA2. Anschlüsse: USB, Analog (a/b). Maße (BxHxT): ca. 46x41,6x23,5 cm.

Ohne Zuzahlung



Tivoli-Radio „Model One“

Mit störungsfreiem AM-/FM-Empfang und hochwertige 3-Zoll-Breitbandlautsprecher. Anschlüsse für CD-Player, Tape, Kopfhörer und 12-V-Anschluss. Farbe: Kirsch/Silber. Maße (BxHxT): ca. 21,2x11,4x13,3 cm.

Zuzahlung: nur € 49,-



Telefon 040 3007-2700

Aktionsnummer SP12-140



Fax 040 3007-857085

Einfach Coupon ausschneiden und faxen

Viele Prämien-Neuheiten zur Wahl!



Nintendo Wii Family Edition mit Wii Sport & Wii Party

Spielspaß für die ganze Familie. Weiße Nintendo Wii inkl. zweier Spiele. Wii Party sorgt mit über 80 Minispiele für Spaß ohne Ende. Und der Klassiker Wii-Sports bringt mit fünf Sportdisziplinen Bewegung ins Spiel.

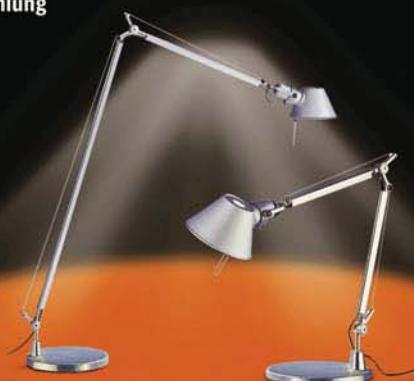
Zuzahlung: nur € 59,-



Fossil Herrenchronograph CH2565

Mit verspiegelter Lünette, silbernem Zifferblatt, holzbraun gemaserten Chrono-Anzeige und Tachymeterring. Quarzwerk mit Stoppfunktion und Datumsanzeige. Lederarmband mit Kontrastnaht und Ziernieten. Gehäuse-Ø: ca. 45 mm.

Ohne Zuzahlung



Artemide „Tolomeo Lettura“ oder „Tolomeo Micro Tavolo“

Mit regulierbaren Armen und einem in alle Richtungen verstellbaren Leuchtkörper. Material: Aluminium. Wahlweise als Stehleuchte „Tolomeo Lettura“ (Länge: ca. 167 cm) oder Tischleuchte „Tolomeo Micro Tavolo“ (Länge: ca. 73 cm).

Zuzahlung Stehleuchte 1: nur € 115,-; Zuzahlung Tischleuchte 1: nur € 29,-



NEU

STAMM Heimtrainer „Fit.204“

Manueller Heimtrainer mit Magnetbremssystem, Pulsmessung, 8-stufiger Widerstandseinstellung, Computer mit LC-Display und vielen Funktionen. Gewichtsbelastung bis 120 kg. Maße (BxHxL): ca. 51x119x105 cm.

Zuzahlung: nur € 29,-



NEU

Samsung Galaxy Y Duos Dual-SIM – ohne Vertrag

Ermöglicht den gleichzeitigen Einsatz von zwei SIM-Karten z. B. von Firmen- und Privat-SIM. Mit Betriebssystem Android 2.3, 3,14"-Touchscreen, 3,2-Mpix.-Kamera und zahlreichen Funktionen. Maße (BxHxT): ca. 6x11x1,2 cm.

Zuzahlung: nur € 45,-



ODYS LOOX PLUS Tablet PC – ohne Vertrag

7"-Tablet-PC mit Betriebssystem Google Android 4.0 und 1,2-GHz-Prozessor. Mit integrierter Kamera, 4 GB internem Speicher, Mikrofon, Lautsprecher, WLAN und G-Sensor. Gewicht: ca. 335 g. Inkl. USB-Kabel, Ladegerät und Anleitung.

Ohne Zuzahlung



www.spiegel.de/praeien

Weitere Prämien im Internet



Coupon senden an:

DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

Wählen Sie Ihre Wunschprämie!



NEU

OLYMPUS Digitalkamera VH-210

14-Mpix.-Kamera mit 3"-LC-Display, 5fach optischem Zoom, 4fach Digitalzoom, 34,9 MB internem Speicher und HD-Videoqualität. Mit vielen Magic-Filters, z.B. Pop Art und Glitzermodus. Wahlweise in Schwarz oder Weiß.

Ohne Zuzahlung



NEU

Alcatel One Touch 918D – ohne Vertrag

Smartphone mit Android 2.3, 3,2"-Touchscreen und vorinstallierten Anwendungen. Die Dual-SIM-Funktion ermöglicht das gleichzeitige Nutzen zweier SIM-Karten in einem Handy. Maße (BxHxT): ca. 5,9x11,2x1,2 cm.

Ohne Zuzahlung



NEU

Artemide „Tolomeo Lettura Basculante“ oder „Basculante Tavolo“

Aus glänzendem und poliertem Aluminium mit verstellbarem Leuchtkopf und Schirm aus Pergamentpapier. Wahlweise als Stehleuchte „Tolomeo Lettura Basculante“ (Höhe: ca. 108 cm) oder Tischleuchte „Tolomeo Basculante Tavolo“ (Höhe ca. 75 cm).
Zuzahlung Stehleuchte 2: nur € 145,-; Zuzahlung Tischleuchte 2: nur € 105,-



TEASI one – Fahrrad- und Wandernavigation

Ideal für alle Radfahrer, Wanderer, Fußgänger und Geocacher. Großes transpektives 3,2"-Display, integrierter Tripcomputer inkl. GPS-Kompass, individuelle Streckenwahl, profilabhängiges Routing u.v.m.

Ohne Zuzahlung



NEU

HP 635 Notebook

Leistungsstarkes 15,6"-Notebook mit HD-Monitor, Bluetooth, 2 GB RAM und 320 GB HDD. Betriebssystem: Windows 7 Home Premium 64-Bit-Edition. Maße (BxHxT): ca. 37,6x24,7x3,6 cm.

Zuzahlung: nur € 239,-



Gigaset A420A Trio

Schnurloses, strahlungsarmes DECT-Telefon mit 3 Mobilteilen und integriertem Anrufbeantworter. Beleuchtetes Display, Anruferanzeige, Freisprechfunktion, Kurzwahlspeicher u. v. m. Gesprächszeit bis zu 20 Stunden. Wandmontagefähig.
Ohne Zuzahlung



Telefon 040 3007-2700

Aktionsnummer SP12-140



Fax 040 3007-857085

Einfach Coupon ausschneiden und faxen



www.spiegel.de/prämiens

Weitere Prämien im Internet

DEBATTE Das Kölner Beschneidungsurteil hat einen Grundsatzstreit über Glaubenspraktiken ausgelöst. SPIEGEL-Autor Matthias Matussek verteidigt auf dieser Seite die Religion gegen ihre vernunftgetriebenen Widersacher. Maximilian Stehr,

Kinderchirurg am Universitätsklinikum München, schildert auf den folgenden Seiten die Risiken einer Beschneidung. Er schreibt mit seinem Kollegen Hans-Georg Dietz seit zehn Jahren über medizinische und ethische Aspekte der Zirkumzision.

Toleranz und Tabus

Warum Beschneidung kein Verbrechen ist
Von Matthias Matussek

Dass ein Landgericht in der Begründung eines Urteils so nebenbei eine mehrtausendjährige religiöse Tradition, die Beschneidung, für gesetzeswidrig erklärt hat, ist zwar mittlerweile nahezu allen peinlich, aber der Vorfall bestätigt eine Tendenz, er liegt in der Windrichtung eines grassierenden antireligiösen Vorurteils, einer zunehmenden Intoleranz Gläubigen gegenüber.

Sicher, die Bundesregierung beeilt sich, den Rechtsfrieden durch Neuregelungen wiederherzustellen, sie möchte den Eindruck einer „Komiker-Nation“ (Bundeskanzlerin Angela Merkel) vermeiden, aber überall in der Welt schüttelt man den Kopf über die Tatsache, dass es wieder einmal die Deutschen sind, die, wie Rabbi Pinchas Goldschmidt erklärte, den Verbleib von Juden im Land unmöglich machen wollen. Mit Recht hat sich auch der Philosoph Robert Spaemann in der „Zeit“ darüber gewundert, dass in der Beschneidung nun plötzlich ein ungeheuerliches Verbrechen am Kind entdeckt wird, eines, das den lautstarken Befürwortern des Verbots all die Jahre zuvor offenbar gleichgültig gewesen ist.

Nun legen sie los, mit doppelter Lautstärke, als wollten sie verlorenen Boden gutmachen. Die Schärfe der Angriffe wird nur noch überboten von der Absurdität der Begründungen. Ein Eingriff, der kaum schmerzhafter ist als eine Impfung – bei der das Kind ja auch nicht vorher von den Eltern konsultiert wird –, wird nun zu einer kulturanthropologischen Strategie hochgedeutet.

Für den „SZ“-Kommentator Ralf Bönt wird der Beschnittene zum „soldatischen Mann“ geschmiedet. Er sei „glatt wie Edelstahl“ und „startbereit wie eine Rakete“. Ich habe versucht, das Soldatische aus Gustav Mahlers „Adagietto“ in der 5. Sinfonie herauszuhören und den Edelstahl aus Heinrich Heines „Lied von der Loreley“ herauszulesen, beides sind Werke beschnittener Männer, und ich muss gestehen, es ist mir nicht gelungen (wobei Heine eine Menge Spaß mit der startklaren Rakete gehabt hätte, wenn er gewusst hätte, was eine Rakete ist). Vielleicht aber bin ich schon vollkommen desensibilisiert, als Soldat im Bett oder sonst wo, denn ich gehöre zu jenem knappen Drittel der männlichen Weltbevölkerung, das diesen Schnitt als Bereicherung empfindet.

Bönt vermutet, und er weiß den „gesunden Menschenverstand“ auf seiner Seite, dass für Beschnittene der „Geschlechtsverkehr schmerhaft und Orgasmen kompliziert“ seien. Gesunder Menschenverstand? Der sieht auf jüdischer und islamischer, auf russischer und chinesischer und indischer Seite jeweils ganz anders aus, aber bei uns ist er so eng mit dem „gesunden Volksempfinden“ verschwistert, dass ich Gänsehaut bekomme.

Um es gleich klarzustellen: Nein, Ralf Bönt, Orgasmen sind nicht kompliziert, und weh tut auch nichts. Und der Vergleich

zur Klitoris-Beschneidung bei jungen Mädchen ist haarsträubender Unfug. Den Mädchen wird durch den Eingriff ein Großteil des Lustempfindens geraubt, den Jungen dagegen nicht. Sollte ich sagen: im Gegenteil? Dass sich Vernunftmatadore wie Bönt mit ihren Ausflügen in überhitzte Spekulationen auf den gesunden Menschenverstand stützen, beweist, wie heruntergekommen die Aufklärung mittlerweile ist, die doch einst so stolz auf den Altären herumtanzte. Der gesunde Menschenverstand lummelt sich gern in einem Vorurteil herum. Der



Beschneidungsfest in Essen



Beschneidungsmesser

muslimische Schriftsteller Navid Kermani erkennt in solchen Argumentationen einen Vulgärrationalismus, dem der Sinn für das Heilige – und 85 Prozent der Weltbevölkerung sind auf die eine oder die andere Art gläubig – abhandengekommen ist.

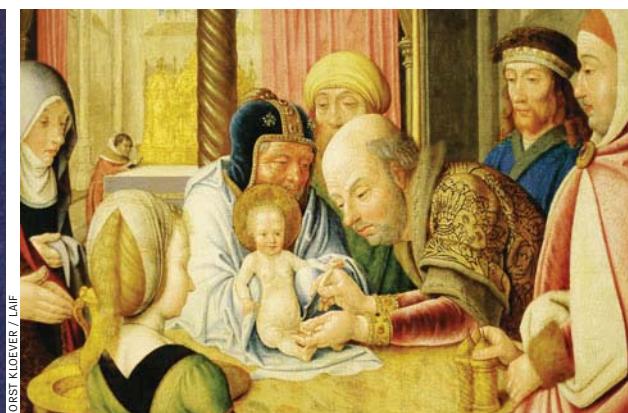
Dabei gibt es diesen Bezirk des Heiligen doch in jedem Menschen. Es ist der gleiche Bezirk, in dem auch das Staunen und die Liebe und das Wunder zu Hause sind, die Kunst und der Geist, also alles, was über die biologische Funktion des Menschen hinausgeht. Ein intimer, ja der verletzlichste Bereich, und ganz sicher ist es einer, den jeder abgeschirmt und respektiert sehen möchte. Gerade das aber reizt eine säkularisierte Umwelt, die dem, was Menschen heilig ist, mit immer größerer und aggressiverer Unduldsamkeit begegnet. Ein Kommentator des „Berliner Kuriers“ sieht im jüdischen Gebot der Beschneidung sogar „ein absurdes und perverses Gottesbild, das in der alttestamentarischen Theologie entstanden ist, um die völkische Einheit der Juden zu sichern“. Hat Edith Stein, die für ihren Glauben im KZ ermordet wurde, das gewusst?

Vor einigen Wochen hatte der Schriftsteller und Georg Büchner-Preisträger Martin Mosebach in der „Frankfurter Rundschau“ gegen die antireligiöse Verrohung angeschrieben. Seine mittlerweile berüchtigten Überlegungen

zur Blasphemie sind eine einzige große Klage: Er schrieb über „Blasphemie als lässige Attitüde oder kalkulierte Spielerei“ – was jeder Theater- oder Vernissage-Besucher so schon erlebt hat – und erntete schrille Verunglimpfungen. Kaum etwas provoziert mehr, als unserer vernünftigen Gesellschaft das Recht auf Blasphemie streitig zu machen. Da versteht die Vernunft keinen Spaß mehr. Die Kolumnistin Sibylle Berg verhöhnte Mosebach als beschränkten „Gotteskrieger im Tweedjackett“ und „Vordenker adelssehnsüchtiger Jungjunker“ und insgesamt minderwertigen Autor, der die Feder nicht halten kann.

Nur einer sprang ihm bei: der Schriftsteller-Kollege Navid Kermani. Zunächst wies er darauf hin, um wie viel sorgfältiger und respektvoller der weltläufige Mosebach auch fremden Kulturen und Religionen gegenüberstehe als all seine flotten Kritiker. Auch für ihn hatte Mosebach verstörend formuliert, weil er von einem „gewaltigen Schrecken“ schreibt, den Muslime blasphemischen Künstlern einjagten. Mosebachs Argument: Nur die Furcht vor Bestrafung führe zu ehrfürchtigem und anständigem Verhalten.

Nun zeigt das jüngste Titelbild der „Titanic“ einen inkontinenten Papst. Auch Jesus gab es dort bereits in allen möglichen Funktionen, unter anderem als Klopapierspender mit der Zeile: „Spielt Jesus noch eine Rolle?“ Den Propheten Mohammed als Klopapierrolle zu zeigen, haben sich die Humorhelden der „Titanic“ bisher nicht getraut. Man kann sich leicht vorstellen, was passieren würde, wenn sie es täten.



HORST KLOEVER / LAIF

CHRIS HELLIER / CORBIS

aus dem 18. Jahrhundert

Beschneidung Jesu (Darstellung um 1490)

Die „Titanic“ hat unterdessen einen neuen Papst-Titel angekündigt. Sie wird diesen Muskel weiter testen, denn sie weiß, dass Deutschland trotz der nach wie vor großen Zahl eingetragener Kirchenmitglieder längst kein christliches Land mehr ist. Heute würden sich die Väter des Grundgesetzes nicht mehr „vor Gott und den Menschen“ zusammenfinden. Dabei übersiehen wir leicht, dass unser säkularer Staat, dem berühmten Diktum des ehemaligen Verfassungsrichters Ernst-Wolfgang Böckenfördes zufolge, „von Voraussetzungen lebt, die er selbst nicht garantieren kann“.

Dass es die Würde des Menschen gibt und dass diese unantastbar ist, ist der Abstimmung (und dem gesunden Volksempfinden) entzogen. Dieser Grundsatz bedeutet: Wir sind mehr als Biologie, mehr als ein Menschenpark, der sich züchten und hegen und beschneiden lässt. Jeder von uns hat eine Seele. Es ist dieser Transzendenz-Bezug, der uns davor bewahrt, uns zu biologischen Fortpflanzungsmaschinen zurichten zu lassen, die sich von jedem beliebigen Terrorregime in seinen jeweiligen Masterplan einpassen lassen.

Im Namen der Vernunft allein (und des gesunden Menschenverstands) gibt es keine Liebe, keine Schönheit, vielleicht sogar keinen Gott, da muss sich das Herz öffnen. Auf jeden Fall bleibt der instrumentellen Vernunft verschlossen, warum van

Gogh aus dem Himmel über einem Weizenfeld ein kosmisches Wunder macht.

Als der Dalai Lama den Kölner Dom besuchte, bestand er darauf, eine Messe mitzuerleben, der er mit der ihm eigenen Ehrfurcht vor einem fremden Brauch beiwohnte. Er war gebannt von dem, was anderen heilig ist. Diesen Grundrespekt verlernt man bei uns zusehends. Aber ist es nicht selbstverständlich, dass sich jeder, der eine Moschee betritt, die Schuhe auszieht, und dass er respektiert, dass Männer und Frauen dem Gottesdienst getrennt beiwohnen, genauso wie in orthodoxen Synagogen, egal, was die gerade sich zuständig fühlende Gleichstellungsbeauftragte dazu befindet?

Auf welches Niveau die Auseinandersetzung der säkularen Welt mit der Religion gesunken ist, lässt sich mit einem Rückblick in jenes Jahr 2004 ermessen, als der Theologe Joseph Ratzinger und der Philosoph Jürgen Habermas mit großem gegenseitigem Respekt über die „Dialektik der Säkularisierung“ diskutierten. Damals warnte Habermas, dass das zeitgenössische Bewusstsein „nicht kostenlos in den Genuss der (negativen) Religionsfreiheit“ komme – die Gefahren einer enthemmten Vernunft, des Klempner-Zugriffs auf die Schöpfung, sind gewaltig.

Habermas, der sich selbst als „religiös unmusikalisch“ bezeichnete, mahnte, die säkulare Gesellschaft müsse lernen, der Religion ihren Wahrheitsgehalt nicht von vornherein abzusprechen. „Naturalistische Weltbilder genießen keineswegs prima facie Vorrang vor religiösen Auffassungen.“

Heute wird auf diese Mahnung so reagiert: „Außerdem gibt es schon genug trampelige Menschen, die ohne immer neue Beschränkungen einen Freiheitswillen überhaupt nicht spüren.“ So trampelt der Autor Ralf Bönt mit seinem Aufruf zur Freiheit durch Syntax und Logik, ohne dass ihm eine Sibylle Berg die Befähigung zur Schriftstellerei absprechen würde. Aber er ist ja auch ihrer Meinung, das muss genügen.

Die antireligiöse Krakeelerei beschränkt sich längst nicht mehr auf Kolumnen. Die protestantische Theologin Petra Bahr hat jüngst vor dem Berliner Dom folgende Szene beobachtet: Eine spanische Reisegruppe machte sich auf den Weg zur Orgelandacht am Mittag. Da trat ihr ein junger Mann mit rotem T-Shirt in den Weg und rief: „Treten Sie aus der Kirche aus.“

Die Spanier waren verdutzt. Auf dem Shirt des Jungen stand, in den Schriftzügen des Coca-Cola-Logos: „Gott ist tot.“ Der Mann rief der Gruppe hinterher: „Die Kirche ist eine Zwangsanstalt“, woraufhin die Spanier sich noch ein wenig mehr wunderten: Als Freigang in einer Zwangsanstalt hatten sie ihren Besuch nicht empfunden. Wahrscheinlich kam ihnen unser Coca-Cola-Agitor seinerseits ein wenig zwanghaft vor.

Wie wäre es, wenn wir ihm sagen würden: Hab ein wenig Respekt vor religiös empfindenden Menschen, sei tolerant?

Wir haben in unserer Gesellschaft so gut wie alle Tabus abgeräumt und preisen das als enormen Fortschritt. Dabei kommen wir gar nicht ohne Tabus aus. Kinderpornografie ist eines, die Leugnung des Holocaust ein anderes. Beides steht unter Strafe. Nun wissen wir seit Freud, wie sehr sich der Witz aus der Verletzung von Tabus speist. Der jüdische Humor wäre nicht denkbar ohne die listige oder lustige Abrechnung mit dem Allmächtigen. Doch merkwürdig: Er ist nicht blasphemisch, nie höhnisch.

Wie wäre es, wenn wir Blasphemie, also die dummliche Verhöhnung Gottes und des Glaubens, aus innerer Überzeugung ablehnten und aus Respekt vor dem Nächsten?

Wir wären einen Schritt weiter.

Unzumutbare Schmerzen

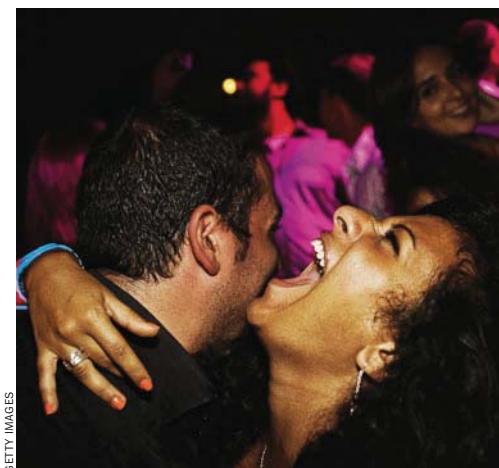
Warum Kinder ohne medizinische Gründe nicht beschnitten werden sollten
Von Maximilian Stehr

Im Juli 2011 ging eine Mutter mit ihrem zweijährigen Sohn in eine kinderchirurgische Praxis in München. Der Junge war bis zu diesem Tag vollkommen gesund, ihm fehlte nichts. Der Junge sollte nach dem Willen seiner Eltern in der Arztpraxis aus religiösen Gründen beschnitten werden.

Während der Narkose gab es einen Zwischenfall, das Kind ließ sich plötzlich nicht mehr beatmen. Der Sauerstoffgehalt im Blut sank ab, das Herz des Kindes hörte auf zu schlagen. Dramatische Szenen spielten sich in den folgenden Minuten ab. Die Ärzte versuchten, das Kind wiederzubeleben, verständ-

Seit 2001 werden am Uni-Klinikum München Jungen ohne medizinische Indikation nicht mehr beschnitten. An vielen renommierten Kinderkliniken war es auch vor dem Kölner Urteil ähnlich. Innerhalb der Ärzteschaft wird diese Frage seit fast zehn Jahren diskutiert. Das Verdienst der Kölner Richter ist es, diese Debatte in die Öffentlichkeit getragen zu haben.

Es ist das Grundprinzip ärztlicher Ethik, niemandem zu schaden. Im Eid des Hippokrates (um 460 bis um 370 vor Christus) ist unter anderem zu lesen: „Ich werde ärztliche Verordnungen treffen zum Nutzen der Kranken nach meiner Fähigkeit und



Paar in Ägypten



Feier in der Türkei



Beschneidung auf den Philippinen

GETTY IMAGES

digten den Münchner Kindernotarzt. Bei seinem Eintreffen war der kleine Körper seit mindestens zehn Minuten ohne ausreichende Sauerstoffversorgung. Die Wiederbelebung gelang, der Junge wurde im Notarztwagen in unser Krankenhaus gebracht. Dennoch, das Bewusstsein hat dieses Kind nie wieder erlangt, die Hirnschädigung durch den Sauerstoffmangel war zu stark.

Ich erzähle diese Geschichte nicht aus Effekthascherei. Ich erzähle sie, weil sie mich tief betroffen gemacht hat. Ein gesundes Kind, das morgens – wahrscheinlich fröhlich – noch aus seinem Bett krabbelt, wird am Vormittag einer medizinisch unnötigen Narkose unterzogen und liegt am Mittag – schwerstbehindert für den Rest seines Lebens – auf unserer Intensivstation.

Diese bestürzende Begebenheit macht vor allem eines deutlich: Wir Ärzte dürfen die uns anvertrauten Patienten niemals einem unnötigen Risiko aussetzen. Denn ohne die Beschneidung dieses Knaben hätte es auch keinen Narkosezwischenfall gegeben. Jeder operative Eingriff und jede Narkose bringen ein gewisses Grundrisiko mit sich. Das Risiko ist in diesem Fall zwar nicht sehr hoch, doch darf auch das nur eingegangen werden, wenn es gerechtfertigt ist. In keinem Fall genügt die häufig gehörte Bagatellisierung: „Es ist doch nur ein kleiner Eingriff.“ Genau das ist es nicht.

meinem Urteil, hüten aber werde ich mich davor, sie zum Schaden und in unrechter Weise anzuwenden.“ Im Zentrum ärztlich ethischen Handelns steht der Leitsatz: „Primum nihil nocere – zuerst einmal nicht schaden“ (formuliert von dem Arzt Scribonius Largus am Hof von Kaiser Tiberius Claudius). Die Behandlung des Patienten muss zu seinem Wohle sein und wird damit vor andere Interessen wie Wissenschaft, Einkommen oder Gewinn gestellt.

Der Schaden bei einer medizinisch nicht nötigen Beschneidung liegt im irreversiblen Verlust von gesundem Körpergewebe. Das halten manche für unbedeutend, weil die Vorhaut keine erkennbare Funktion habe. Tatsächlich gibt es sehr wohl Funktionen, die die Vorhaut erfüllt. Allerdings sind diese im Detail den wenigsten Teilnehmern der Debatte bekannt.

Die Vorhaut schützt nach der Geburt die Eichel und die Harnröhrenöffnung vor Reibung und Austrocknung. Nach einer Beschneidung verdickt und verhornt sich regelmäßig die Oberfläche der Eichel. Das kann zu einer Verengung der Harnröhrenöffnung führen, der häufigsten Komplikation bei Beschneidungen im Säuglingsalter, die in bis zu 30 Prozent der Fälle auftritt. Nicht selten sind dann gar mehrere Ope-

rationen nötig, damit die Kinder ihre Blase normal entleeren können.

Auch beim Lustempfinden spielt die Vorhaut eine Rolle: Im Gegensatz zur Eichel, die über eine Tiefensensibilität verfügt, finden sich in der Vorhaut sogenannte Tastkörperchen, die in dieser Dichte nur noch an den Fingerkuppen, den Lippen und den Augenlidern vorkommen. Nicht umsonst wird die Vorhaut als erogene Zone des Mannes bezeichnet. Männer, die erst im Erwachsenenalter beschneidet worden sind und darum einen Vergleich ziehen können, berichten in signifikanter Mehrzahl über einen Sensibilitätsverlust an dieser Stelle. Doch nicht nur dadurch hat die Beschneidung Einfluss auf die Sexualität: Einheitlich berichten Paare mit beschneidetem Mann über einen merklichen Sekretverlust während des Beischlafs mit höherer Reibung und dadurch bedingten Schmerzen. Insgesamt muss man davon ausgehen, dass die Beschneidung durchaus auch negative Auswirkungen auf die Sexualfunktion und das Sexualleben beider Partner mit sich bringen kann. Diese Erkenntnisse sind nicht neu: Schon Ende der neunziger Jahre wurden hierzu große Studien und Umfragen durchgeführt und veröffentlicht.

Aber auch die direkten Folgen der Operation müssen beachtet werden. Die Komplikationsrate nach einer Beschneidung beträgt zwischen 0,19 und 2 Prozent, sie steigt aber bei Beschneidungen im Säuglingsalter auf 11 Prozent an. Das sind

schied, ob ein Mann beschneidet ist. Im Jahr 2007 hat die Weltgesundheitsorganisation (WHO) die Beschneidung als Vorbeugungsmaßnahme gegen HIV-Infektionen empfohlen. Gestützt wurde die Empfehlung auf Studien aus Kenia und Uganda, deren Ergebnisse darauf hindeuteten, dass das HIV-Infektionsrisiko bei beschneideten heterosexuellen Männern etwa 50 Prozent geringer ist als bei unbeschneideten. Forderungen nach routine- und flächenmäßiger Beschneidung berücksichtigen jedoch nicht, dass die WHO die Beschneidung nur für Männer in Betracht zieht, die selbst entscheiden können, und das auch nur bei hohem Ansteckungsrisiko.

Für Deutschland ergibt das epidemiologisch gesehen keinen Sinn. Außerdem könnte die Beschneidung zu diesem Zweck auch in einem Alter durchgeführt werden, in dem der Jugendliche selbst zustimmen kann. Die gleiche Überlegung gilt für den präventiven Charakter hinsichtlich von Peniskarzinomen oder auch Gebärmutterhalskrebs: Angenommen, die Beschneidung hätte hier zweifelsfrei einen positiven Einfluss (was so nicht von allen Wissenschaftlern gesehen wird), dann hätte diese Operation doch erst Sinn im geschlechtsreifen Alter, also in einem Alter, in dem die Jugendlichen einwilligen können.

Es gibt aus medizinischer Sicht keinerlei wissenschaftliche evidenzbasierte Vorteile für den Knaben, und damit entspricht



Vatertrost in Malaysia



Operation in Essen



Zirkumzision eines Erwachsenen in Simbabwe

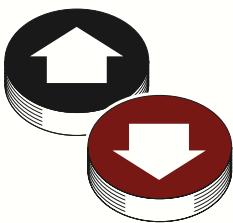
vor allem Nachblutungen und Entzündungen. In seltenen Fällen kann es aber auch zur Verletzung der Harnröhre oder der Eichel bis hin zur Amputation kommen. Solche Komplikationen sehe ich in unserer Klinik immer wieder, auch wenn diese bei weit weniger als einem Prozent der Eingriffe vorkommen. Für das Kind bedeutet das schmerzhafte Operationen.

Häufig wird der Beschneidung ein medizinischer Nutzen zugeschrieben, etwa bei Infektionskrankheiten oder Krebs. Doch es lohnt sich, die Studienergebnisse und Zahlen genauer anzusehen: Beschneidete Säuglinge haben zwar zehnmal weniger Harnwegsinfekte im ersten Lebensjahr, doch diese Infekte sind generell so selten, dass 100 Zirkumzisionen notwendig wären, um einen einzigen Harnwegsinfekt zu verhindern. Dies ist bei sonst gesunden Säuglingen überhaupt nicht sinnvoll. Es gibt keinen medizinischen Nutzen einer Routinebeschneidung.

Auch nicht, was die mögliche Reduzierung sexuell übertragbarer Krankheiten angeht: Schon 1855 wurde ein Zusammenhang zwischen Zirkumzision und der Übertragung von Geschlechtskrankheiten vermutet und publiziert. Seit dieser Zeit sind über 30 Studien veröffentlicht worden. Die Ergebnisse der Untersuchungen sind allerdings ausgesprochen inhomogen. Letztlich macht es für die Häufigkeit sexuell übertragbarer Krankheiten (Gonorrhö, Syphilis, Herpes, Aids) keinen Unter-

die medizinisch nicht begründete Beschneidung auch nicht dem Kindeswohl. Dies ist das wesentliche Argument gegen den unzulässigen Vergleich mit einer anerkannten Impfung: Hier ist die Wirksamkeit und damit der Nutzen für das Kind wissenschaftlich eindeutig belegt.

Ärzte wägen mögliche Risiken und möglichen Nutzen ab. Bei Beschneidungen aus religiösen Gründen gibt es keinen medizinischen Nutzen. Darum wiegt umso schwerer, dass es ein ernsthafter, mit Risiken und Komplikationen behafteter Eingriff ist. Die Beschneidung führt den Knaben auch mit Narkose oder regionaler Betäubung unzumutbare Schmerzen zu. Aus ärztlich-ethischer Sicht ist dieser Eingriff daher abzulehnen. Als gläubiger Katholik habe ich großen Respekt vor den Anliegen der Religionsgemeinschaften. Als Wissenschaftler fühle ich mich von Angela Merkels Worten von der „Komikernation“ diskreditiert. Das Kölner Urteil hätte eine Möglichkeit geboten, gemeinsam mit den Religionsgemeinschaften über das Recht auf körperliche Unversehrtheit und das Recht auf Religionsfreiheit nachzudenken. Einige Muslime haben sich bereits aufgeschlossen gezeigt, Jungen erst dann zu beschneiden, wenn die in der Lage sind einzuwilligen. Diese Diskussion droht in Berlin politisch abgewürgt zu werden, eine Chance auf einen Dialog wäre damit vertan. ♦



Die Unschuld ist weg

FILMKRITIK: Ein Attentat in einem US-Kino während einer Vorstellung von „The Dark Knight Rises“ verändert den Blick auf die Batman-Saga.

The Dark Knight Rises“ ist der dritte und wohl letzte Batman-Film des britischen Regisseurs Christopher Nolan. In den ersten beiden Filmen, „Batman Begins“ (2005) und „The Dark Knight“ (2008), hatte er das Kunststück fertiggebracht, eine am Rande der Lächerlichkeit lavierende Figur mit düsterem Pathos und politischer Bedeutung aufzuladen. Der Regisseur verpflanzte seinen Batman-Darsteller Christian Bale aus dem Kindergarten der Popkultur, in dem die Helden Strumpfhosen tragen, in eine apokalyptische Erwachsenenwelt, so virtuos, dass niemand mehr lacht.

Batman, der Milliardär im Fledermauskostüm, war plötzlich cool, eine Mischung aus James Bond und Warren Buffett, Nolan galt als Visionär. Die Szene aus „The Dark Knight“, in der Heath Ledger als Batmans Gegenspieler Joker mit Genugtuung einen Haufen Geld verbrennt, kann als Prophezeiung der Bankenkrise verstanden werden. „The Dark Knight“ spielte weltweit eine Milliarde Dollar ein; der kurz nach Ende der Dreharbeiten verstorbene Heath Ledger wurde postum mit einem Oscar geehrt.

Die Erwartungen an „The Dark Knight Rises“ waren entsprechend groß, angeheizt von Nolan selbst, der in einem Interview verkündete, auch diesmal etwas beizutragen „zu Themen, die uns heutzutage alle beunruhigen“.

Am Freitag vergangener Woche, zum Start von „The Dark Knight Rises“ in den USA, ging diese Ankündigung auf grausame Art und Weise in Erfüllung. In einem Kino in Aurora bei Denver schoss ein Mann während einer Mitternachtsvorstellung von „The Dark Knight Rises“ ins Publikum und tötete mindestens 12 Menschen, rund 60 wurden verletzt. Der Täter, 24 Jahre alt, keine Vorstrafen, trug eine Gasmaske, einen Helm und eine kugelsichere Weste; er wurde auf dem Kinoparkplatz festgenommen.

Es war, nach allem, was danach bekannt wurde, die Tat eines Wahnsinnigen. Trotz-

dem werden die Morde die Rezeption dieses Films verändern. Das „Dark Knight Massaker“, so heißt das Verbrechen bereits in amerikanischen Medien. In New York kündigte die Polizei an, die Sicherheitsvorkehrungen in den Kinos zu verschärfen. Das Studio Warner Bros. und die Filmemacher kondolierten per Pressemitteilung den Angehörigen der Opfer. Die Unschuld ist weg.

Dass der Täter eine Gasmaske trug, aussah wie ein Bösewicht aus einem Batman-Film und ausgerechnet bei einer ersten normalen Vorstellung zuschlug, dürfte kein Zufall sein. Auch der Schurke in

auf US-Präsident Ronald Reagan schoss. Hinckley identifizierte sich mit dem „Taxi Driver“, einem Attentäter, er wollte die Schauspielerin Jodie Foster beeindrucken.

Das neue Attentat wird dennoch mit „The Dark Knight Rises“ verbunden bleiben, aber es sollte nicht das Einzige sein, woran man sich erinnert. Die Batman-Filme zeigen den Kampf zwischen Gut und Böse, einen Einzelkämpfer, der auf Verbrecherjagd geht. In seiner Naivität – Ursprung der Saga ist ein Comic aus dem Jahr 1939 – ist Batman ein Märchenstoff.

Der Regisseur Nolan, dafür wurde er bislang verehrt, verbindet diese Figur mit den Themen unserer Zeit, mit Terrorismus und Wirtschaftskrise. In „The Dark Knight Rises“ ruft Bane zum Aufstand gegen die Reichen auf, das verhasste obere eine Prozent, Occupy Gotham! In einer Sequenz werden Luxuswohnungen geplündert, Damen im Pelzmantel gejagt und Börsenmakler vor ein Revolutionstribunal gestellt.

Nolan scheut sich auch nicht, die Bilderwelten der Anschläge vom 11. September 2001 zu zitieren: Rauchsäulen über der Wall Street, Kampfjets im Tiefflug über Manhattan und staubbedeckte Polizisten, die über Betontrümmer klettern. Eine zerfetzte US-Fahne weht im Wind.

Nolan zeigt das bedrohte Amerika in seinen „Batman“-Filmen. Seine Bösewichte sind keine politisch motivierten Terroristen, sondern Irre, Täter ohne offensichtliche Motive, außer dem Willen zur Zerstörung, Desperados, Amokläufer, wie wohl auch der junge Mann in Aurora. Im Film muss sich nur Batman opfern, damit am Ende alles wieder gut ist.

Schön wär's.

MARTIN WOLF



Hauptdarsteller Bale in „The Dark Knight Rises“

„The Dark Knight Rises“, ein Schlägertypon namens Bane, trägt eine Atemmaske, die sein halbes Gesicht verdeckt. Bereits in den Werbetrailern zum Film wurde er zum Bösen an sich stilisiert.

Wie schon Heath Ledgers Joker sieht auch Bane (Tom Hardy) Gewalt nicht als Mittel zum Zweck. Vielmehr genießt er das Leiden seiner Opfer, ein nihilistischer Sadist, der die große Bühne sucht. In einer Szene sprengt Bane zur Demonstration seiner Macht das Spielfeld eines Football-Stadions in die Luft; die mit Menschen vollbesetzten Tribünen lässt er stehen. Alle sollen zusehen.

Kein Film macht einen Menschen zum Mörder. Martin Scorseses „Taxi Driver“ war nicht dafür verantwortlich, dass ein Verrückter namens John Hinckley 1981



Video:
Der Kinofilm
„The Dark Knight Rises“

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. spiegel.de/app302012batman



ECKEHRD SCHULZ / DAPD

TV-SHOWS

Sofa in Fahrt

Bei „Wetten, dass ...?“ wird ab der kommenden Staffel nicht nur der Moderator neu sein. Wie es im Umfeld von Markus Lanz heißt, wird derzeit an Optik und Dramaturgie der ZDF-Show gefeilt. Nach den bisherigen Plänen besteht das Bühnenbild aus beweglichen LED-Wänden. Blau soll dominieren. Das Sofa mit den Prominenten soll sich möglicherweise durch die Halle bewegen oder um die eigene Achse

drehen lassen. Die Rolle der Kandidaten wird aufgewertet: Künftig nehmen sie in einer eigenen Sitzecke auf der Bühne Platz. Außerdem werden sie in Einstießfilmen vorgestellt, die über die Entstehung der Wette berichten; damit nähert sich die Sendung der Machart von Casting-Shows wie „Deutschland sucht den Superstar“ oder „Das Supertalent“ an. Auch den Regisseur teilt sich „Wetten, dass ...?“ künftig mit den beiden RTL-Sendungen: Volker Weicker, 55, wird in dieser Funktion Frank Hof ersetzen. Die Lanz-Premiere soll am 6. Oktober in Düsseldorf stattfinden, wo Frank Elstner 1981 die erste Ausgabe der Show moderiert hat.

NIGGEMEIERS MEDIENLEXIKON

Ge|sichts|er|ken|nung

die: Technik zur Identifikation von Menschen anhand biometrischer Merkmale.

Seit vergangener Woche bietet YouTube seinen Nutzern die Möglichkeit, mit einem Knopfdruck alle Gesichter in den von ihnen hochgeladenen Videos unkenntlich zu machen. Wo immer das Programm dann Gesichter erkennt, macht es sie in einem größeren Rechteck unscharf.

Die neue Funktion soll nützlich sein, um etwa Aktivisten zu schützen, die einander bei Protesten filmen oder Menschenrechtsverstöße dokumentieren. Nachdem sie bekannt wurde, fragte ein Kommentator im YouTube-Blog, ob man nicht gezielt auswählen könnte, welche Personen anonymisiert werden (Demonstranten) und welche nicht (Polizisten).

Das kann man nicht, und überhaupt funktioniert die Anonymisierung bislang nur leidlich. Wer darauf angewiesen ist, dass Personen in seinem Video zuverlässig unkenntlich gemacht werden, kann sich auf die Funktion nicht verlassen.

YouTube selbst spricht von einer Technologie im Entwicklungsstadium.

Komische Sache: Die moderne Technik tut sich schwer, Gesichter als Gesichter zu erkennen, um sie unkenntlich zu machen.



KARRIEREN

ProSieben buhlt um Joko und Klaas

ProSieben arbeitet weiter daran, die als TV-Hoffnungen gehandelten Moderatoren Joko Winterscheidt, 33, und Klaas Heufer-Umlauf, 28, exklusiv an sich zu binden. Im kommenden Jahr soll das Duo bei dem Münchner Sender eine wöchentliche Show erhalten. Bei ProSieben geht man davon aus, dass das Gespann dafür seine ebenfalls wöchentliche Sendung „neo Paradise“ beim öffentlich-rechtlichen Digitalkanal ZDFneo aufgeben wird. Bereits im Mai hatte ProSieben verkündet, man habe die beiden von nun an exklusiv – korrigierte dies nach einem Dementi durch das ZDF jedoch in „deutlich exklusiver“.



WINTERSCHEIDT, HEUFER-UMLAUF

Sie ist aber andererseits schon verblüffend gut darin, den Besitzer eines Gesichts für andere Zwecke zu identifizieren. Vielleicht ist das Ausdruck von unterschiedlichem Talent und Ehrgeiz: Die großen Internetkonzerne leben schließlich vom Datensammeln und sind chronisch schlecht im Vergessen. Google, der Mutterkonzern von YouTube, bietet die Möglichkeit der Gesichtserkennung auf Fotos in seinem sozialen Netzwerk Google+. Ein Verfahren für Videos lässt er sich gerade patentieren.

Die Möglichkeiten sind mannigfaltig. Die Polizei könnte automatisch Aufnahmen von Demonstrationen auswerten lassen. Die Rotterdamer Verkehrsbetriebe nutzen versuchsweise eine ähnliche Technik, um zu erkennen, ob bekannte Gewalttäter mit ihren Bahnen fahren. Und Google arbeitet ja auch an einer Brille mit Kamera, Display und Netzanbindung. Die könnte theoretisch dank Gesichtserkennung mit

ein paar entscheidenden Informationen den vielen Alltags-Gesichtsblind den Leben erleichtern, denen regelmäßig auf Partys nicht einfällt, wer das ist, der da mit ausgestreckter Hand auf sie zuläuft.

Von Google heißt es zwar, man wolle ähnliche Möglichkeiten der Gesichtserkennung nicht anbieten: Das sei „zu gruselig“. Aber wenn es Google nicht macht, dann womöglich ein anderer. Was dann begehrte sein könnte, wäre eine Verpixelungs-Technik, die nicht erst im Nachhinein, auf YouTube, funktioniert, sondern einen schon auf der Straße für die Umwelt unkenntlich macht.



Profi-Klicker Bethke

HC PLAMBECK / DER SPIEGEL

SOZIALE NETZWERKE

Falsche Fans

Eine wichtige Währung der Facebook-Ära ist der „Gefällt mir“-Button geworden. Doch die Zuneigung kann man sich genauso kaufen wie Twitter-Follower. Zwischenhändler liefern Scharen von Anhängern – gegen Honorar.

Mülltrennung scheint sich auch international wachsender Beliebtheit zu erfreuen, selbst im fernen Bangladesch, wo diese durchaus deutsche Art des Umweltschutzes eigentlich noch nicht allzu viele Nachahmer gefunden hat. Fans hat das als „Grüner Punkt“ bekannte „Duale System“ aber dennoch in Bangladesch. Viele Fans. Zu- mindest auf der Facebook-Seite des Kölner Unternehmens.

Auffallend viele der mehr als 10 000 Facebook-Anhänger des Dualen Systems hat-

ten als Heimatort Dhaka angegeben. Be- merkbar machen sich die exotischen Mülltrennfetischisten indes kaum: Ein eigens in englischer Sprache bereitgestelltes Vi- deo über die Kaffeekapselentsorgung hat- te zuletzt gerade mal 30 Abrufe – und auch die kamen fast ausschließlich aus Europa.

Eine mögliche Erklärung der merkwür- digen Freundschaftsbande zwischen Rheinland und indischem Subkontinent: Die vermeintlichen „Freunde“ könnten mit Barem angelockt worden sein.

Beim Freunde-Verkäufer Fandealer aus Thüringen beispielsweise konnte man Fan des Dualen Systems werden – und darüber hinaus von Hunderten anderer Firmen. Wer sich ein bisschen was dazuv verdienen möchte, meldet sich auf der Plattform an, hinterlegt sein PayPal-Konto und klickt sich fortan durch die angebotenen Marken.

Pro Klick werden mindestens zwei Cent gutgeschrieben. Das ist der Deal – und zugleich ein neues Geschäftsmodell in der Facebook-Ära, in der es längst

CYBURIOS™

FACEBOOK FANS KAUFEN

Sie haben Fragen? ☎ 01805 - 63 53 63 • E-mail support@cyburios.net

Startseite Facebook Fans Twitter Followers YouTube Views Google Plus

deutsche und weltweite Facebook Fans kaufen

Durch gezieltes und richtlinienkonformes Facebook Marketing bewerben wir Ihre Facebook-Seite solange bis die entsprechende Anzahl der gebuchten Facebook Fans erreicht ist. Über 2.000 Kunden irren nicht!

	100 deutsche Facebook Fans	€15.00
	Kauf Sie dieses Paket und wir vermitteln Ihnen Facebook-Seite 100 reale Facebook Fans aus Deutschland.	Produktdetails >>
	100 weltweite Facebook Fans	€10.00
	Kauf Sie dieses Paket und wir vermitteln Ihnen Facebook-Seite 100 reale Facebook Fans aus aller Welt.	Produktdetails >>
	200 deutsche Facebook Fans	€25.00
	Kauf Sie dieses Paket und wir vermitteln Ihnen Facebook-Seite 200 reale Facebook Fans aus Deutschland.	Produktdetails >>
	200 weltweite Facebook Fans	€20.00
	Kauf Sie dieses Paket und wir vermitteln Ihnen Facebook-Seite 200 reale Facebook Fans aus aller Welt.	Produktdetails >>
	500 deutsche Facebook Fans	€44.00
	Kauf Sie dieses Paket und wir vermitteln Ihnen Facebook-Seite 500 reale Facebook Fans aus Deutschland.	Produktdetails >>

Preisliste für Facebook-Fans

Klicken als Zubrot



neue Währungen gibt: Der Einfluss von Menschen und Marken in der digitalen Welt bemisst sich nach der Zahl ihrer Fans bei Facebook, Followern bei Twitter oder Abrufen bei YouTube.

Seit Anbieter wie Klout diesen Einfluss messen und melden, geben sich viele Firmen und selbst große Konzerne einem wahren Zahlenwahn hin. Etliche Marketing-Strategen deutscher Unternehmen scheinen beim Buhlen um eine möglichst große Fan-Gemeinde im Netz offenbar nicht allzu wählerisch zu sein.

Ungezählte hiesige Firmen haben ihre Anhängerschaft in den sozialen Medien bereits mit Hilfe von Fan-Kauf-Seiten wie Fanslave oder Fandealer künstlich aufgeblasen.

Unter den Einkäufern sind anscheinend neben einer Reihe von Mittelständlern auch etliche namhafte Konzerne – oder von ihnen beauftragte Social-Media-Agenturen, die für die Pflege der Marken zuständig sind. Solche Subunternehmen brüsten sich gegenüber ihren Auftraggebern natürlich gern mit hohen Fan- und Follower-Zuwächsen.

Mario Rönsch hat das Geschäftsmodell früh für sich entdeckt. Mit Fandealer und

Cyburios ist der gelernte Bankkaufmann einer der Vertreter im Business mit den falschen Fans. Auf seinen Plattformen gibt es Fans und Follower in verschiedenen Kategorien. 100 weltweite Facebook-Fans gibt es bei ihm schon für 10 Euro. Für 10 000 Deutsche müssen Kunden 669 Euro berappen. Bei den hochpreisigen Angeboten können die Kunden angeblich sogar Alter und Geschlecht der neuen Anhänger auswählen.

Sein Angebot kommt offenbar an: „80 Prozent der Unternehmen, die davon Kenntnis haben, dass Facebook-Fans käuflich erworben werden können, entscheiden sich auch für diese Art der Online-Werbung“, behauptet Rönsch.

Tatsächlich kann sich die Liste von Unternehmen sehen lassen, die auf seiner Seite in den vergangenen Monaten anklickbar waren. Sie reichte vom Käse-Riesen Hochland („Almette“) über den Fertigmenü-Hersteller Apetito bis zur Autowerkstattkette Pit-Stop. Deren „Freundeskreis“ legte jeweils auch auffällig zu.

Rönsch will offiziell die von ihm feilgebotenen Fan-Seiten-Deals zu konkreten Unternehmen nicht bestätigen. Das Geschäft beruhe auf einer Vertrauensbasis, sagt sein Hamburger Anwalt.

Bei Pit-Stop will man nichts von gekauften Fans wissen. Sollte es doch welche geben, könnte es sich um eine „Initiative Dritter“ handeln. Dafür kämen „sehr viele Verursacher“ in Frage. Wettbewerber? Über-eifrige Mitarbeiter? Fanatische Kunden? Theoretisch kann jeder im Namen einer Firma Kunde bei Fan-Händlern werden. Nur: Wer außer dem Unternehmen oder dessen Marketingagentur hätte daran Interesse?

Rönschs Geschäftsmodell ist simpel: Klickt ein beim ihm angemeldeter Nutzer den „Like“-Button eines seiner Kunden, bekommt der kleinere Cent-Beträge auf seinem Fandealer-Mitgliedskonto gutgeschrieben. Die Auftraggeber zahlen wiederum ein vielfaches mehr für die Pseudo-Anhängerschaft. Die Differenz bleibt bei Rönsch. Es gehe ihm nicht schlecht, sagt der 29-Jährige.

Ahnliche Firmen gibt es nicht nur hierzulande, sondern auch im Ausland. Das Versprechen klingt bei allen ähnlich: Fans für die Firmen, schnelles Geld für Klickwillige. Eine Win-win-Situation, die nur einen Verlierer kennt: Verbraucher, die solche Art von Imagepflege ernst nehmen.

Facebook scheint bislang keine klare Linie im Umgang mit Freundeshändlern zu haben. Man verurteile Ansätze, die den Handel mit Fans betreffen. Vor allem gefälschte Accounts würde man löschen, so eine Sprecherin. Gern sieht Facebook die Aktivitäten sicher nicht, schließlich verkauft das Netzwerk selbst Reklame – und das zu deutlich höheren Preisen.

Es sind offenbar nicht nur Firmen, die ihren Online-Ruf polieren möchten, auch die CDU geriet vor zwei Wochen in Er-

klärungsnot. Das ZDF-Weblog Hyperland entdeckte einen „wundersamen“ Anstieg bei den Twitter-Followern. Die Partei fand schnell eine Erklärung für die neuen Parteifreunde aus Milwaukee und Venezuela: Es waren gefälschte Accounts, vielleicht stammten sie von Fan-Händlern. Vielleicht. Unions-Verantwortliche bemühten sich, ihre Unschuld zu beteuern, Twitter löschte rund 5000 offenkundig falsche Fans der Union.

In Österreich machte man sich noch mehr Mühe. Um das Image des Bundeskanzlers Werner Faymann zu verbessern, kreierten dessen Mitarbeiter voriges Jahr mehrere tausend erfundene Facebook-Anhänger für Faymanns Fan-Seite. Die Sache flog nur durch Zufall auf.

Wie schnell sich die eigene Beliebtheit in sozialen Medien steigern lässt, zeigte ein Testkauf am vorigen Donnerstag. Für 15 Euro, die über PayPal zu überweisen sind, sollte es bei Rönschs Firma Cyburios 100 „reale“ Twitter-Follower geben. Nur zweieinhalb Stunden nach der Überweisung waren sie da. Viele haben noch nicht mal ein Profilbild. Sie heißen @BABSY391 oder @eOITSRGoCE2. Reichlich offenkundige Fakes sind dabei, die Cyburios aber rauszufiltern versuche.

Es gibt aber auch reale Nutzer, die das Klicken als Zubrot entdeckt haben. Der Potsdamer Fotomedientechniker Tobias Bethke etwa wollte sich während seiner Fortbildung mit ein paar Mausklicks sein Einkommen aufzubessern. Deshalb meldete sich der 22-Jährige Ende März bei Fandealer an. Täglich besuchte er in der Folgezeit die Seite, jedes Mal musste er dort lediglich bei einer Reihe von Firmen den „Gefällt mir“-Knopf drücken.

So wurde Tobias Bethke über Fandealer in nur wenigen Tagen nicht nur Fan eines Hamburger Schlüsseldienstes und eines Münchner Shopping-Centers, sondern auch der Deutsche-Telekom-Tochter Congstar. Zu seinen angeblichen Favoriten gehörten auch diverse, aus der TV-Werbung bekannte Produkte, wie der „alpenfrische“ Almette-Käse oder eben die Autowerkstattkette Pit-Stop.

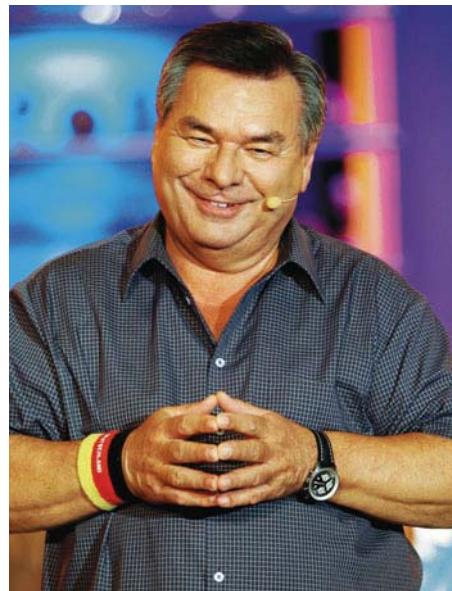
„Den Großteil der Firmen, die mir bei Facebook gefallen, kenne ich überhaupt nicht“, versichert Bethke. „Ohne das Geld wäre ich niemals Fan der Firma geworden.“

Auch andere Fandealer-Nutzer berichten, sie hätten über die Erfurter Seite fleißig namhafte Firmen geklickt. Häufig finden sich in den „Gefällt mir“-Listen der Mitglieder des Fan-Kauf-Portals etwa die deutsche Tochter des Uhrenherstellers Swatch oder Produkte der Fertigmenü-Größe Apetito. Beide Unternehmen sagen auf Anfrage, sie würden keine Fans kaufen.

Beim Anbieter Fanslave konnten Nutzer am Freitag vergangener Woche unter anderem die Fan-Seiten eines Casino-Portals, einer hoffnungsvollen Nachwuchs-Band aus dem Ruhrgebiet und einer Haar-

„Abpfiff zur Halbzeit“

Fußballmoderator Waldemar Hartmann, 64, will nicht mehr „Waldis Club“ moderieren – und wettert gegen die ARD.



IMAGO

Duz-Maschine Hartmann
„Stammtisch von und für Fußballfans“

SPIEGEL: Herr Hartmann, man hört, Sie haben Zoff mit der ARD?

Hartmann: Im Gegenteil, es ist alles geklärt. Ich habe meine Entscheidung getroffen: Die Sendung „Waldis Club“ wird es im Ersten nicht mehr geben. Ich nehme das Angebot der ARD nicht an.

SPIEGEL: Was hat man Ihnen angetan?

Hartmann: Während der Fußball-Europameisterschaft hat die Sendung um Mitternacht regelmäßig drei Millionen Menschen vor dem Fernseher versammelt. Da wäre es doch normal gewesen, dass ich von den Verantwortlichen des Ersten wenigstens eine SMS oder ein Fleißkärtchen mit zwei Zeilen bekomme. Was aber macht die ARD-Programmkonferenz? Beschließt zwei Tage nach dem Finale, meinen Vertrag nur bis Juni 2013 zu verlängern.

SPIEGEL: Dazu kann man Sie doch eigentlich beglückwünschen.

Hartmann: Das ist eine Verlängerung um gerade mal ein Jahr – anstatt wie bisher um zwei! Im September fängt die Qualifikation für die WM 2014 an. Nach den Spielen hätte es wieder den „Club“ gegeben. Und plötzlich, mitten in der Qualifikation, die ja bis November 2013 dauert, hätte man ihn eingestellt? Das wäre genauso, als wenn man die Übertragung eines Fußballspiels nach der Halbzeit abbrechen würde.

SPIEGEL: Ihre Plauderrunde erntete viel ätzende Kritik: zu laut, zu kumpelig, zu blöd.

Hartmann: Die Zuschauer haben das nie so gesehen. Nur die Feuilletonisten.

SPIEGEL: Wolf-Dieter Jacobi, Fernsehdirektor des zuständigen MDR, hat das Format hingegen als „großartig“ gelobt und versprochen, alles zu tun, damit Sie bleiben.

Hartmann: Das hat er auch getan. Sieben der neun Fernsehdirektoren haben zugestimmt. RBB und WDR waren, wie ich hörte, dagegen. Bereits während der EM hatte mich WDR-Sportchef Steffen Simon auflaufen lassen. Üblich ist es, dass der Kommentator in der 80. Spielminute ordentlich Werbung macht für „Waldis Club“ im Anschluss. An dem Abend, an dem er im Einsatz war, hatte ich Spitzengäste: Anne Will, den künftigen „Tatort“-Kommissar Til Schweiger und Fredi Bobic. Die hätte man groß anpreisen können. Steffen Simon sagte stattdessen einfach: 23.30 Uhr, „Waldis Club“. Ohne einen dieser Top-Namen zu nennen!

SPIEGEL: Neigen Sie zu Verschwörungstheorien?

Hartmann: Die Fakten sind doch klar. Zugegeben, Simon und ich waren noch nie die besten Freunde, das kommt im Leben schon einmal vor. Es trifft mich nicht persönlich, aber es ist bizarr, dass er ein Format der ARD so beschädigt. Das hat angefangen mit dem Pressetermin, bei dem der WDR die EM-Berichterstattung des Ersten präsentierte und zu dem Moderator und Redaktion von „Waldis Club“ nicht eingeladen waren.

SPIEGEL: Die ARD will weg von Ihrem Weißbier-Duz-Sportjournalismus?

Hartmann: „Waldis Club“ war ein Stammtisch von und für Fußballfans und kein „Literarisches Quartett“. Aber wenn das der ARD zuwider gewesen wäre, hätte sie's schon früher sagen können. Immerhin läuft die Sendung seit sechs Jahren in der gleichen Machart.

SPIEGEL: Wird man Sie künftig auf einem Nischensender sehen oder neben Harald Schmidt im Pay-TV?

Hartmann: Ich schließe nicht nach anderen Sendern, ich gehöre immer noch zur ARD. Mein Vertrag als Boxmoderator läuft bis Ende des Jahres. Außerdem gehe ich bald mit meinem Soloprogramm „Born to be Waldi“ auf Tour und schreibe meine Memoiren. Da ist ja gerade noch ein schönes Kapitel dazugekommen.

INTERVIEW: ALEXANDER KÜHN

transplantationsklinik aus Österreich klicken – und damit Punkte und Cent-Beträge verdienen. Ein verbreitetes Mittel, um die eigenen Nutzer zu wahren Klick- und „Gefällt mir“-Orgien anzuspornen sind sogenannte Rallyes. Es gewinnt der Nutzer mit den meisten Punkten. Im Juni schüttete Fanslave an die Erstplatzierten nach eigenen Angaben 500 Euro aus.

Wie bei der CDU erregen vor allem plötzlich auftretende Zuwächse in der Anhängerschaft den Verdacht, dass käufliche Liebe im Spiel sein könnte. Der durch den Werbeslogan „Ehrmann – Keiner macht mich mehr an“ bekannte Joghurt Almighurt hat seit Monaten fast keine neuen Fans gewonnen. Ausgerechnet im vergangenen Oktober hatten dagegen noch eine nicht unerhebliche Zahl der rund 10 000 Fans ihre plötzliche Liebe zu dem Fruchtjoghurt entdeckt. Auch die in Wasserburg am Inn gelegene Privatmolke Bauer verharrete längere Zeit bei etwa 5000 Fans. Ende April zahlte dann plötzlich Fanslave seinen Mitgliedern Geld für das „Gefällt mir“-Klicken des Joghurts, prompt stieg die Anhängerzahl des Milchprodukts innerhalb von gut zwei Wochen um rund 2000.

Die Firmen geben sich auf Anfrage eher wortkarg. Sowohl die Abfallexperten des Dualen Systems als auch Joghurthersteller Ehrmann reagierten nicht auf mehrere Anfragen. Bauer und Congstar ließen über ihre PR-Agenturen ausrichten, keine Fans gekauft zu haben.

Dabei scheint das Fan-Shopping um sich zu greifen, wie Stichproben in den vergangenen Wochen zeigten: So fanden sich in den Klicklisten auch Sparkassen und ein städtisches Krankenhaus. Einige Volks- und Raiffeisenbanken könnten sich bei Facebook offenbar ebenfalls ihre eigene Anhängerschaft geschaffen haben. Häufig finden sich zudem Hotel- und Klinikketten bei den „Gefällt mir“-Händlern.

Selbst Lokalpolitiker greifen anscheinend schon auf den Kauf von Fans zurück. Überführt werden sie aber nur selten, wie jüngst eine Kandidatin für die Eichstätter Oberbürgermeisterwahlen.

Fandealer-Chef Rönsch bietet seinen Kunden nun auch an, die Klickzahlen von YouTube-Videos in die Höhe zu treiben. 30 Sekunden müssen die Klickprofis durchhalten, dann gibt's auch dafür Geld. Rönsch ist überzeugt, dass der Zahlenwahn im sozialen Netz ihm noch viel Kundschaft bescheren wird. „Früher hieß es doch: ‚Mein Haus, mein Auto, mein Boot‘. Heute muss man noch ‚Mein Fan-Zähler auf Facebook‘ anfügen.“

Zumindest der bisherige Profi-Klicker Tobias Bethke spielt künftig nicht mehr mit: „Für ein paar Euro im Monat den eigenen Account vollzumüllen – das kann ich auf Dauer niemandem empfehlen.“

TOBIAS LILL, MARTIN U. MÜLLER,
FELIX SCHEIDL, HILMAR SCHMUNDT

Exklusiv für Studenten:

12 x den SPIEGEL zum Vorzugspreis + Wunschgeschenk!



TFA-Wanduhr

Moderne Wanduhr mit Hygro- und Thermometer. Inklusive Batterie. Farbe: Silber. Maße: Ø ca. 26,5 cm, Tiefe ca. 3,5 cm.

Komplett
für nur
€ 19,90
Über 60 %
gespart!



Lieferung ohne iPod

B&F - Botzen



Umhängetasche „Stripes“

Die geräumige Umhängetasche „Stripes“ aus Lkw-Plane mit Organizer-Fächern und Reißverschluss-Vortasche. Maße (BxHxT): ca. 40x31,5x12,5 cm.

Sinus-SoundTube

Klangwunder mit Steckplatz für Ihren iPod nano/ shuffle! Mit Autoscan-Radio, Aluminiumkorpus, Anschlusskabel für alle anderen iPods, MP3- und CD-Player. Maße (BxHxT): ca. 18,5x4,8x4,8 cm.



Inklusive 12 x den
digitalen SPIEGEL,
sonntags ab 8 Uhr
auf Ihrem Smartphone,
Tablet und PC/Mac.



UniSPIEGEL
und
KulturSPIEGEL
gratis!



Ja, ich bin Student und möchte mein SPIEGEL-Sparpaket!



Einfach Coupon senden an:

DER SPIEGEL, Kunden-Service,
20637 Hamburg



Telefon 0180 2 775566
(6 Ct./Anruf*) Aktionsnummer SP12-226



Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

Auslandsangebote auf Anfrage: +49 40 3007-4881

Ich lese den SPIEGEL 12 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 19,90 statt € 50,40 im Einzelkauf. Mein Geschenk erhält ich direkt nach Zahlungseingang. Wenn ich mich nach Erhalt der 10. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterziehen, dann für zurzeit € 2,95 statt € 4,20 pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Eine Kopie meiner aktuellen Studienbescheinigung ist erforderlich und wird noch vom Verlag abgefordert.

Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Mein Wunschgeschenk:

TFA-Wanduhr
(3852)

Umhängetasche „Stripes“
(1669)

Sinus-SoundTube
(2622)

Frau

Herr

Name, Vorname

Strasse, Hausnummer

PLZ

Ort

Geburtsdatum

1 9

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug

BLZ

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort



Datum, Unterschrift

SP12-226

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · Facebook www.facebook.com/DerSpiegel · SPIEGEL ONLINE www.spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEURE Georg Mascolo (V. i. S. d. P.),
Mathias Müller von Blumencron

STELLV. CHEFREDAKTEURE Klaus Brinkbäumer, Dr. Martin Doerry

Politischer Autor: Dirk Kurbjuweit

DEUTSCHE POLITIK - HAUPTSTADTBÜRO *Leitung:* Konstantin von Hammerstein, René Pfister (stellv.). *Redaktion Politik:* Ralf Beste, Ulrike Demmer, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinski, Merlin Theile. *Autor:* Markus Feldenkirchen

Redaktion Wirtschaft: Sven Böll, Markus Dettmer, Katrin Elger. *Reporter:* Alexander Neubacher, Christian Reiermann

Mitteilung: Dr. Gerhard Spörle

DEUTSCHLAND *Leitung:* Alfred Weinzierl, Cordula Meyer (stellv.), Dr. Markus Verbeet (stellv.); Hans-Ulrich Stoldt (Panorama, Personalien). *Redaktion:* Felix Bohr, Jan Friedmann, Michael Fröhlingdorf, Hubert Gude, Carsten Holm (Hausmitteilung, Online-Koordination), Anna Kistner, Petra Kleinau, Guido Schenckert, Bernd Kühl, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Christoph Scheuermann, Katharina Stegelmann, Andreas Ulrich, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darnstädt, Gisela Friedrichsen, Beate Lügken, Bruno Schrep, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro *Leitung:* Holger Stark, Frank Hornig (stellv.). *Redaktion:* Sven Becker, Markus Degerich, Özlem Gezer, Sven Röbel, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Michael Sauga (Berlin), Thomas Tuma, Marcel Rosenbach (stellv., Medien und Internet). *Redaktion:* Susanne Amann, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Stefan Niggemeier, Michaela Schieffel

AUSTRALIEN *Leitung:* Hans Hoyng, Dr. Christian Neef (stellv.), Britta Sandberg (stellv.). Bernhard Zand (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Jan Puhl, Daniel Steinworth, Helene Zuber. *Reporter:* Clemens Höges, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Christoph Reuter. *Diplomatischer Korrespondent:* Dr. Erich Follath

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Jörg Blech, Manfred Dworschak, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Samiha Shafy, Frank Thaddeus, Christian Wüst. *Autoren:* Rafaela von Bredow

KULTUR *Leitung:* Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbein (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Elke Schmitter, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Wolfgang Höbel, Dr. Romain Leick, Matthias Matussek, Katja Thimm, Dr. Susanne Weingarten

KulturSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich). Tobias Becker, Jochen Dehne, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT *Leitung:* Matthias Geyer, Cordt Schnibben, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardingham, Wiebke Hollersen, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip, Dialisha Neufeld, Bettina Stiekel, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Busse, Jochen-Martin Gutsch, Thomas Huettin, Guido Mingels, Alexander Osang

SPORT *Leitung:* Gerhard Peifel, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Lukas Eberle, Cathrin Gilbert, Maik Großkathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN *Leitung:* Dietmar Pieper, Annette Großbongardt (stellv.), Norbert F. Pötzl (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Uwe Klüfmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub

MULTIMEDIA Jens Radu; Nicola Abé, Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLÜSSERAKTION Anke Jensen; Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Busmann, Lutz Dierichs, Bianca Hunekühl, Sylke Kruse, Maika Kunze, Stefanie Moos, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Birnroth, Christiane Stauder, Petra Thormann, Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jeczwiat, Claus-Dieter Schmid; Sabine Dotting, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Hüss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz. *E-Mail:* bildred@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unsell (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzko, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhilde Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilfuß, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Rauff, Barbara Rodiger, Doris Wilhelm

Sonderhefte: Rainer Sennewald

TITELBILD Stefan Kiefer; Suze Barrett, Iris Kuhlmann, Gershon Schwafenberg, Arne Vogt

REDAKTIONSTHEMEN DEUTSCHLAND PARISER Platz 44, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Maximilian Popp, Wallgäfchen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Georg Bönisch, Frank Dohmen, Barbara Schmid-Schalenbach, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-91

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Kaiser, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dina Deckstein, Conny Schult, Bd. Charlemagne 45, Postfach 10, 80331 München, Tel. (089) 45459050, Fax 45459525

STUTTGART Eberhardstraße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

ABU DHABI Alexander Smolczyk, P.O. Box 35 290, Abu Dhabi

ATHEN Julia Amalia Heyer, Pindarou 23, Kolonaki, 10673 Athen, Tel. (0030) 2103621412

BANGKOK Thilo Thielke, Tel. (0066) 22584037

BRÜSSEL Christopher Pauly, Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (0322) 2306108, Fax 2311436

ISTANBUL PK 90 Beyoglu, 34431 Istanbul, Tel. (0090212) 2389558, Fax 5606769

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

LONDON Marco Evers, Suite 266, 33 Parkway, London NW1 7PN, Tel. (004420) 32394776, Fax 75045867

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

MOSKAU Matthias Schepp, Ul. Bol. Dmitrovka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

NAIROBI Horand Knauf, P.O. Box 1402-00621, Nairobi, Tel. (00254) 207123387

NEW YORK Ullrich Fichtner, Thomas Schulz, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Mathieu von Rohr, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (0033) 5862300, Fax 42960822

PEKING Dr. Wieland Wagner, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Fiona Ehlers, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Dr. Philip Bethge, P.O. Box 151013, San Rafael, CA 94915, Tel. (001415) 7478940

SHANGHAI Sandra Schulz, Wukang Road 115, Room 3, Xuhui District, Shanghai 200031, Tel. (008621) 64661293

STAVANGER Gerald Traufetter, Rygjaveien 33a, 4020 Stavanger, Tel. (0047) 51862529, Fax 51853543

TEL AVIV Julianne von Mittelstaedt, P.O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

WARSCHAU P.O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warszawa, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Marc Hujer, Dr. Gregor Peter Schmitz, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arap, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkens, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geike, Silke Geister, Catrin Hamny, Thorsten Hapke, Susanne Heitken, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Imisch, Kurt Jansson, Michael Jurgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kencksi, Jan Kerbusk, Ulrich Klotz, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakermeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbecke, Sonja Maas, Nadine Moorkwald-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Nabér, Margret Nitsche, Malte Nohrm, Sandra Öfner, Thorsten Oltmer, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andre Schumann-Eckert, Dr. Kristina Schuricht, Ulla Siegenthaler, Rainer Staudhammer, Tuiska Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimmin, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENST AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 66 vom 1. Januar 2012

Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden

Prinovis, Itzehoe

Der SPIEGEL wird auf Papier aus nachhaltiger Waldwirtschaft gedruckt.

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffe

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966

E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966

E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times News Service/Syndicate

E-Mail: nytsyn-paris@nytimes.com

Telefon: (00331) 41439757

für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966

E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

SPIEGEL-Shop

SPIEGEL-Bücher, SPIEGEL-TV-DVDs, Titellustrationen als Kunstdruck und eine große Auswahl an weiteren Büchern, CDs, DVDs und Hörbüchern unter www.spiegel.de/shop

Abonnenten zahlen keine Versandkosten.

SPIEGEL-Einzelhefte (bis drei Jahre zurückliegend)

Telefon: (040) 3007-2948

Fax: (040) 3007-857050

E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Ältere SPIEGEL-Ausgaben

Telefon: (08106) 6604 Fax: (08106) 34196

E-Mail: spodats@t-online.de

Kundenservice

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,

Sa. 10.00 – 16.00 Uhr

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,

20637 Hamburg

Umzug/Urlaub: 01801 / 22 11 33 (3,9 Cent/Min.)*

Fax: (040) 3007-857003

Zustellung: 01801 / 66 11 66 (3,9 Cent/Min.)*

Fax: (040) 3007-857006

* aus dem Mobilfunk max. 0,42 €/Min.

Service allgemein: (040) 3007-2700

Fax: (040) 3007-3070

E-Mail: aboservice@spiegel.de

Kundenservice Schweiz

Telefon: (040) 40-3007-2700 Fax: (0049) 40-3007-3070

E-Mail: kundenservice-schweiz@spiegel.de

Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e.V.

Telefon: (06421) 606265

Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde

Telefon: (069) 955124-0

Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate € 208,00

Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl.

sechsmal UniSPIEGEL

Österreich: zwölf Monate € 213,20

Schweiz: zwölf Monate sfr 361,40

Europa: zwölf Monate € 262,60

Außenhalb Europas: zwölf Monate € 340,60

Der digitale SPIEGEL: zwölf Monate € 197,60

Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,

20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL

für € 4,00 pro Ausgabe

für € 3,80 pro digitale Ausgabe

für € 0,50 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur Normallieferung

Eilbotenzustellung auf Anfrage.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle

bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl Konto-Nr.

Geldinstitut

nach Erhalt der Jahresrechnung. Ein Widerrufsrecht besteht nicht.

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP12-001

SD12-006

SD12-008 (Upgrade)



FRISO GENTSCH / DPA

THEMA DER WOCHE

London im Olymp

Medaillen, Rekorde, Emotionen: Jahrelang haben Tausende Athleten auf die Olympischen Spiele hingearbeitet. Endlich ist Showtime. An der Themse startet das größte Sportfest der Welt. Alle Wettkämpfe, alle Entscheidungen, alle Hintergründe live bei SPIEGEL ONLINE.

POLITIK | Kampf um Damaskus

Der Bürgerkrieg in Syrien erreicht das Zentrum der Macht. Diktator Assad und seine Gefolgsleute versuchen mit allen Mitteln, die Hauptstadt gegen die Rebellen zu verteidigen. Und die Bevölkerung muss leiden.

WISSENSCHAFT | Blick in die Vergangenheit

Tausende Festungen, Grabhügel und Siedlungen liegen vergraben unter dem Staub der Jahrhunderte. Doch Hightech-Luftaufnahmen machen die Relikte wieder sichtbar: Archäologen können selbst Wälder virtuell verschwinden lassen.

WIRTSCHAFT | Die dunkle Seite des Salzes

K+S gehört zu den erfolgreichsten deutschen Konzernen. Doch bei der Förderung von Kalisalz zahlt die Umwelt einen hohen Preis. Ein Report über die Schattenseiten des Börsenstars.

einestages.de | Aufgenommen in Ruinen

SARAH SCHÖNFELD

Kindergarten, Schule, Schwimmbad: Das waren die Plätze in Sarah Schönfelds Kindheit im Osten Berlins. Jahre später kehrte sie dorthin zurück und fand verlassene Orte und verfallene Gebäude. Auf einestages.de erzählt die Fotografin von ihren Erinnerungen an die Zeit hinter der Mauer – und zeigt, was davon geblieben ist.

www.spiegel.de – Schneller wissen, was wichtig ist

SONNTAG, 29. 7., 22.05 – 22.50 UHR | RTL**SPIEGEL TV MAGAZIN**

Gut gemeint, schlecht gemacht – Merkels Energiewende; **Letzter Sirtaki in Athen** – Griechenland-Tourismus in der Krise; **Gefährliche Lizenz zum Fahren** – Senioren und der Führerschein.

SAMSTAG, 28. 7., 22.05 – 0.05 UHR | VOX**DIE SAMSTAGSDOKUMENTATION**

Tatort Straße – Die gefährliche Jagd auf PS-Rowdys

Im Kampf gegen Raser hat die Polizei aufgerüstet. Mit Hightech-Radargeräten und Video-Fahrzeugen verfolgt sie rücksichtslose Fahrer. Nachdem in Hamburg die Zahl der Verkehrstoten gestiegen ist, haben die Behörden reagiert. Zivilfahnder nehmen nun auf Motorrädern die Verfolgung von Verkehrssündern auf und filmen sie auf frischer Tat. Für die ertappten Raser kann eine Fahrt auf der Überholspur teuer werden. SPIEGEL TV berichtet über den Kampf der Ordnungshüter

**Polizist mit Geschwindigkeitsmessgerät**

gegen den alltäglichen Sittenverfall im Straßenverkehr, den Rausch der Geschwindigkeit und das Schicksal derjenigen, die auf der Strecke bleiben.

DIENSTAG, 24. 7., 20.15 – 21.05 UHR | SKY**SPIEGEL GESCHICHTE**

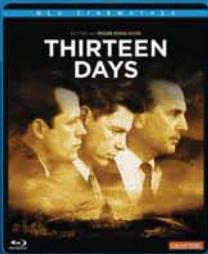
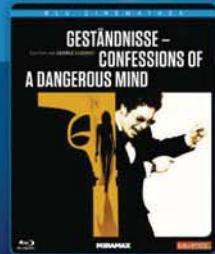
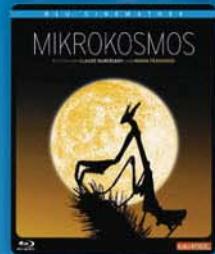
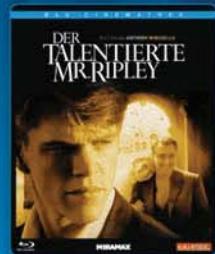
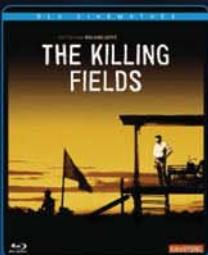
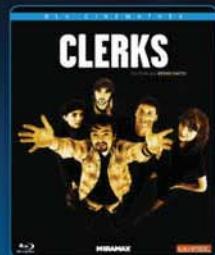
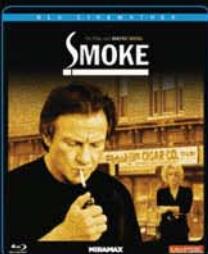
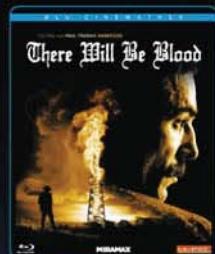
Deutschland, deine Polizei – Das verborgene Verbrechen: Kampf gegen Korruption

Korruption, Bestechung und Wirtschaftskriminalität gelten als besonders schwierige Ermittlungsfelder der Polizeiarbeit, weil das Dunkelfeld groß, der Schaden häufig nicht sofort ersichtlich und auch das Anzeigeverhalten aus Angst vor Repressalien zurückhaltend ist. Die Dokumentation zeigt anhand großer und kleiner Fälle, was Polizeiarbeit auf diesem Gebiet dennoch zu leisten fähig ist. Unter anderem berichten Wolfgang Pistol, Antikorruptionsbeauftragter des Landes Schleswig-Holstein, und Christian Humborg von Transparency International über konkrete Fälle aus Politik und Wirtschaft.

PRÄSENTIERT EXKLUSIVE
BLU-RAYS FÜR DAS
HD-KINOERLEBNIS ZU HAUSE!

BLU CINEMATHEK

10 NEUE TITEL!



Alle Blu-rays im hochwertigen Digipak!

UVP € 12,99 – Überall im Handel und im

SPIEGEL SHOP

www.spiegel.de/shopARTHAUS
BESONDERE FILME

STUDIOCANAL

Register

GESTORBEN

Norbert Berger, 66. Stets frisch geföhnt und adrett gekleidet, wirkte er wie der nette Junge von nebenan, der direkt nach der Banklehre versehentlichlich in die Schlagerbranche gerutscht ist. Berger, Sohn eines Organisten und Chorleiters, war Industriekaufmann und Gitarrist einer Amateurband, als er in den sechziger Jahren Jutta Gusenbauer kennenlernte. Die beiden machten sich als Schlagerduo Cindy & Bert selbstständig, 1967 heirateten sie.

Ihr größter Hit, „Immer wieder sonntags“, verschaffte ihnen einen Dauerplatz in den Hitparaden. Lieder wie „Spaniens Gitarren“ oder „Aber am Abend da spielt der Zigeuner“ hielten das Geschäft über lange Zeit in Gang. Nach 21 Jahren Ehe trennte sich das Paar. Beide verfolgten anschließend mit mäßigem Erfolg eine Solokarriere, sie als Sängerin, er als Produzent und Texter. Norbert Berger starb am 14. Juli in Düsseldorf an einer Lungenentzündung.



DAVIDS

Jon Lord, 71. Mitte der siebziger Jahre verkündete er in einem Interview, die Musik seiner Rockband Deep Purple habe ebenso viel Substanz wie eine Komposition Beethovens. Das meinte er durchaus ernst. Der in Leicester geborene Brite verband in seiner langen Karriere konsequent die Liebe zum Rock mit der zur klassischen Musik. Ersten Klavierunterricht hatte er schon mit fünf Jahren bekommen. Früh entdeckte er auch seine Leidenschaft für Rock'n'Roll, Jazz, Blues und für Musiker wie Jerry Lee Lewis. Nach Gastspielen in diversen Bands wurde Lord 1968 Gründungsmitglied von Deep Purple. Mit seinem markanten Keyboardspiel prägte er den Sound der Band, die großen Hits wie „Smoke on the Water“ und „Child in Time“ tragen auch seine Handschrift. Während Deep Purple zu einer der erfolgreichsten Bands der Welt aufstiegen, komponierte Lord nebenher klassische Werke wie die „Gemini Suite“. Nach dem endgültigen Ausstieg bei Deep Purple im Jahr 2002 war sein Keyboardspiel noch bei Aufnahmen von George Harrison und Abba-Sängerin Frida Lyngstad zu hören. Jon Lord starb am 16. Juli in London an Krebs.

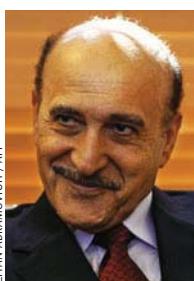


CHRIS WALTER / WIREIMAGE

Omar Suleiman, 76. Er war Mubaraks letzter Stellvertreter, doch bevor er in die ägyptische Führung aufstieg, musste Suleiman einen langen Weg hinter sich bringen. Zunächst besuchte der Musterschüler ein Begabtengymnasium und absolvierte die Militärakademie in Kairo sowie die Elite-Hochschule der Roten Armee, die Frunse-Militärakademie in Moskau. Als Offizier war er am Sechstagekrieg und am Jom-Kippur-Krieg gegen Israel beteiligt. Statt anschließend wie geplant Diplomat zu werden, ging der sprachgewandte Aufsteiger zum staatlichen Geheimdienst, dessen Chef er 1991 wurde. Staatspräsident Husni Mubarak machte ihn zu seinem persönlichen Berater. Suleiman bewahrte die zerstrittenen Palästinenserfraktionen Hamas und Fatah vor dem endgültigen Auseinanderdriften und vermittelte zwischen Palästinensern und israelischer Regierung. Doch er bediente sich auch ruchloser Methoden: Nach dem 11. September soll Suleiman in Absprache mit der CIA Folterungen von Terrorverdächtigen zugelassen und teilweise sogar selbst gefoltert haben. Nach der Januar-Revolution

von 2011 gab Suleiman den Rücktritt Mubaraks bekannt. Seine Kandidatur für das Amt des Staatspräsidenten wurde von der obersten Wahlkommission für ungültig erklärt. Daraufhin reiste er in die USA und begab sich wegen Herzproblemen in Behandlung. Omar Suleiman starb am 19. Juli in Cleveland.

Richard Zanuck, 77. Seine erste Oscar-Verleihung besuchte er als Siebenjähriger, in Begleitung seines Vaters Darryl F. Zanuck, eines der Gründer des Hollywood-Studios 20th Century Fox. 1962 ernannte Zanuck senior seinen Sohn, damals 27, zum Produktionschef der Fox. Zanuck bewies, dass er den Job verdient hatte. Er verantwortete Erfolgsfilme wie „Butch Cassidy and the Sundance Kid“ oder „French Connection“. Anfang der siebziger Jahre, nachdem er von seinem Vater gefeuert worden war, machte sich der Junior als Produzent selbstständig. Einem jungen Regisseur namens Steven Spielberg hielt er den Rücken frei, als die Dreharbeiten zu „Der weiße Hai“ von teuren Pannen überschattet wurden. Für das Südstaaten-Drama „Driving Miss Daisy“ gewann Zanuck 1990 einen Oscar. In den letzten Jahren produzierte er sechs Filme des Regisseurs Tim Burton, darunter „Alice in Wonderland“ (2010) und „Dark Shadows“ (2012). Richard Zanuck starb am 13. Juli in Beverly Hills.



ETIENNE ABRAHAMOVICH / AFP

KOMMEN SIE IHR ZUVOR.

Die perfekte Minute für Ihre Markenkommunikation: die BEST MINUTE

Platzieren Sie sich direkt vor der Tagesschau, der Nachrichtensendung Nummer eins.

Ihr Mehrwert: beste Reichweiten in einem echten Qualitätsumfeld.



Immer mehr Wert
ard-werbung.de

AS & ¹



IAN JONES / LAIF

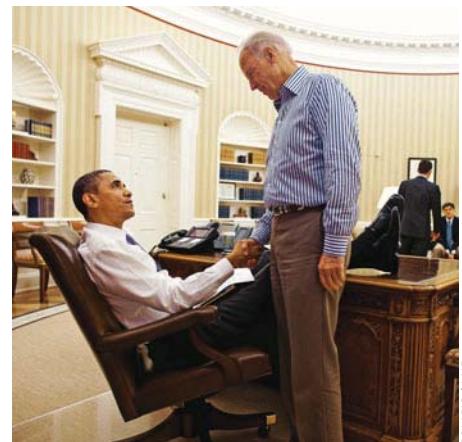
Prinz Charles

Kristina Schröder, 34, Bundesfamilienministerin, wechselte sich vergangene Woche während der Abstimmung im Bundestag zu den Spanien-Hilfen bei der Betreuung ihrer Tochter mit ihrem Ehemann ab. Während Ole Schröder, Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesinnenministerium, im Plenum seine Stimme abgab, krabbelte Lotte Marie unter Aufsicht ihrer Mama über die Flure des Reichstags. Kanzlerin Angela Merkel begrüßte den etwas über ein Jahr alten Nachwuchs im Vorbeigehen, auch CDU-Generalsekretär Hermann Gröhe und eine ganze Reihe von Abgeordneten schauten bei Mutter und Tochter vorbei. Als Schröder, die für die Abstimmung ihren Urlaub in Süddeutschland unterbrochen hatte, gefragt wurde, warum ihre Tochter so quirlig sei, hatte die junge Mutter eine verblüffende Erklärung parat: Lotte Marie habe am Tag zuvor zum ersten Mal in ihrem Leben Leberkäs' gegessen.

Michael Cramer, 63, verkehrspolitischer Sprecher der Grünen im Europaparlament, wird kurz vor der Vollendung seines Lebenswerks ausgebremst. Seit Jahren setzt er sich dafür ein, die Teilung der deutschen Hauptstadt mit dem „Berliner-Mauer-Radweg“ erfahrbar zu machen. Auf dem 160 Kilometer langen Radweg muss nur noch eine Lücke geschlossen werden – doch die Regierung von Brandenburg ist nicht bereit, sich an der Realisierung einer Unterführung der quer im Weg liegenden Bahntrasse bei Potsdam zu beteiligen. „Für viele Millionen“, schimpft Radwanderer Cramer über die rot-rote Landesregierung, „wollen sie eine überflüssige Umgehungsstraße in Falkensee bauen“, aber für eine einfache Unterführung fehle das Geld. Mit sogenannten Mauerstreifzügen will Cramer auf das letzte Hindernis beim Zusammenradeln der ehemals geteilten Stadt aufmerksam machen.

Charles, Prince of Wales, 63, britischer Thronfolger, beweist sportlichen Ehrgeiz. Kurz vor Eröffnung der Olympischen Sommerspiele in London besuchte er eine Schule auf der Kanalinsel Jersey. Dabei erregte eine blaue Kletterwand in der frisch renovierten Turnhalle sein besonderes Interesse. Zur Überraschung aller Anwesenden griff Charles beherzt an die Klettergriffe und hangelte sich in Maßanzug und polierten Schuhen etwa einen Meter die Wand entlang. Angeblich atmete seine mitgereiste Frau Camilla hörbar auf, als der Thronfolger wieder den weichen Boden der Turnmatte unter den königlichen Füßen hatte. Die steile Karriere der Free Climber wird dem Prince of Wales verwehrt bleiben; einer der anwesenden Lehrer lobte immerhin Charles' vorbildhafte „Bereitschaft, den Versuch zu wagen“.

Barack Obama, 50, US-Präsident, sorgt mit seinem Hang zur lässigen Sitzhaltung für Empörung beim politischen Gegner. „Dieser Mann hat keine Klasse“, heißt es in einer Rundmail im Internet, Obama erweise den Möbelstücken im Weißen Haus nicht genügend Respekt. Als Beweis zeigt die digitale Protestnote eine reiche Auswahl an Bildern, die Obamas ausgestreckte Beine auf Tischen des präsidialen



Polaris / Laif

Obama, Biden

Amtssitzes dokumentieren. Auf einem der Fotos schüttelt Obama mit ernstem Blick die Hand seines Vize-Präsidenten **Joe Biden**, 69, während seine Schuhe auf dem Schreibtisch thronen. „Obama, Sie sind nicht in einer Hütte in Kenia“, heißt es in der Mail, „nehmen Sie Ihre Füße von unseren Möbeln!“ Die Einrichtung des Weißen Hauses sei schließlich Eigentum des amerikanischen Volkes. Bei ihrer Stimmungsmache blenden die Obama-Gegner einen Umstand indes aus: Auch der vorherige Präsident, der Republikaner George W. Bush, legte die Füße hoch. Am liebsten in Cowboy-Stiefeln.

ZITAT

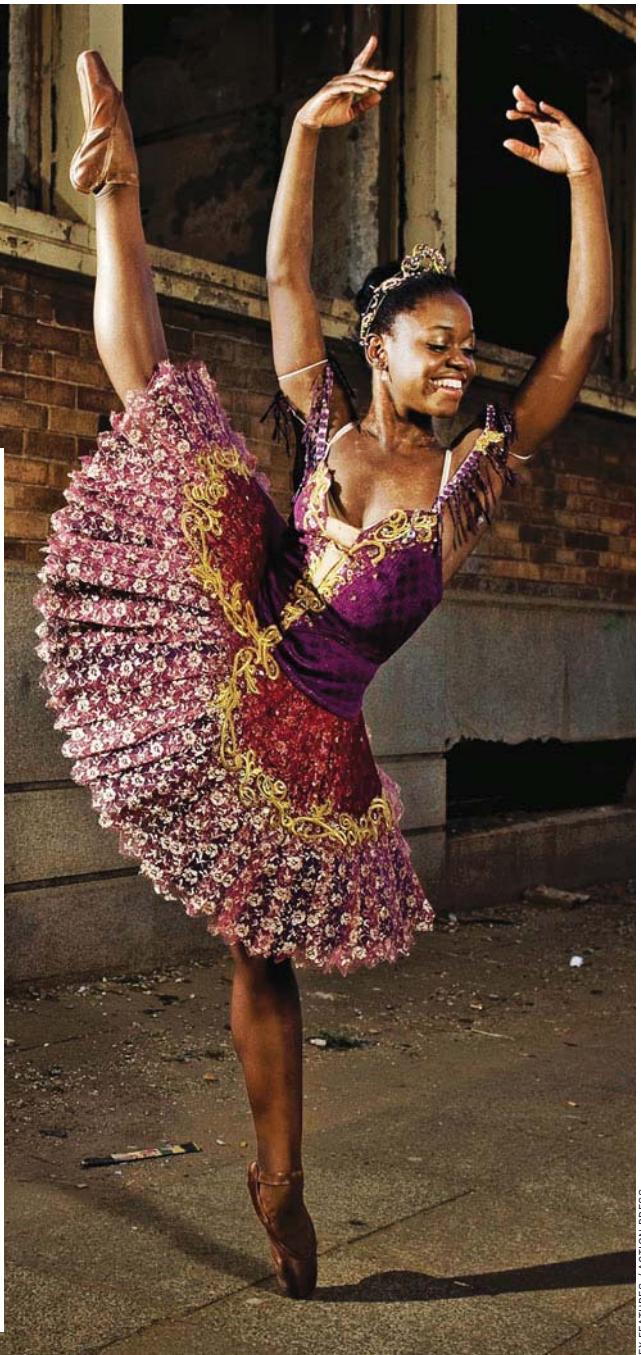
Drogen und Alkohol haben meinen Körper zu einem Ort gemacht, vor dem Bakterien Angst haben.“

Marilyn Manson, 43, US-amerikanischer Musiker („Born Villain“) mit Hang zu furchterregenden Kostümen, erfreut sich einer tadellosen Gesundheit.



TERRY SONNEAUX / DEMOTIX / CORBIS

Michaela DePrince, 17, Ballett-Tänzerin aus Sierra Leone, blickt trotz ihrer Jugend auf eine bewegte Vergangenheit zurück. Der Vater ermordet, die Mutter verhungert, mithin als „Teufelskind“ gebrandmarkt, wurde sie 1999 von einem amerikanischen Ehepaar adoptiert. In New York begann sie eine Tanzausbildung und wurde Star eines Dokumentarfilms über ambitionierte junge Tänzerinnen. Einige Rollen bekam sie dennoch wegen ihrer dunklen Hautfarbe nicht. Diese Woche gibt DePrince ihr Debüt am Joburg Theatre im südafrikanischen Johannesburg. Sie sagt: „Bis heute mag ich keine Komplimente.“



REX FEATURES / ACTION PRESS

Silvio Berlusconi, 75, ehemaliger Regierungschef und oberster Charmebolzen Italiens, hat sich eine Abfuhr bei Kanzlerin Angela Merkel eingehandelt. Der „Cavaliere“, der sich bei der italienischen Parlamentswahl im kommenden Jahr wieder zum Ministerpräsidenten küren lassen will, hatte in einem Interview mit der „Bild“-Zeitung seine Beziehung zur deutschen Kanzlerin als weiterhin „sehr herzlich“ bezeichnet. Im Übrigen schätzt er Angela Merkel wegen ihrer „Offenheit, ihrer Seriosität und Kompetenz“. Die italienische Presse fühlte dem Befinden der Kanzlerin bezüglich ihres Ex-Kollegen nach und erhielt eine Klarstellung von

Regierungssprecher Steffen Seibert: Seit Berlusconis Ausscheiden aus dem Amt habe es kein persönliches Treffen gegeben, weshalb „ich für den Moment nicht von einer herzlichen Beziehung sprechen kann“. Auch aus den eigenen Reihen ernstete der mehrfach angeklagte Großunternehmer, der zurzeit an der Neuformierung seiner Partei PdL („Popolo della Libertà“) arbeitet, lautend Widerspruch: Berlusconis Ankündigung in „Bild“, seinem Parteienbündnis wieder den alten Namen „Forza Italia“ geben zu wollen, kommentierte ein früherer Weggefährte: So etwas mache man nicht „in einer deutschen Zeitung“.

Cécile Duflot, 37, frisch gekürzte Ministerin für sozialen Wohnungsbau in Frankreich, sorgt mit einem einfachen Sommerkleid für eine Debatte über Machos in der Nationalversammlung. Als sie vergangenen Dienstag im französischen Parlament auf eine Frage zu Bauprojekten im Großraum Paris antworten wollte, wurde sie von männlichen Zwischenrufern aus der Opposition unterbrochen. Der Aufruhr galt allerdings gar nicht ihrer Rede, sondern allein ihrem blau-weiß geblümten Kleid. So ein Verhalten habe sie nicht einmal bei Bauarbeitern erlebt, ärgerte sich Duflot. „Wir haben sie doch gar nicht ausgebuht, sondern nur bewundert“, versuchte sich ein rechter Parlamentarier später an einer plumpen Entschuldigung und bekundete gleich darauf seine Grundeinstellung zu Frauen in der Politik: „Vielleicht hat sie das Kleid auch nur getragen, damit wir nicht darauf achten, was sie zu sagen hat.“

Marissa Mayer, 37, vergangene Woche inthronisierte Chefin des Internetkonzerns Yahoo, freut sich über ein ungewöhnliches Willkommensgeschenk: eine Babyausstattung in den Firmenfarben ihres neuen Arbeitgebers. Strampler und Mützchen sind mit dem Yahoo-Schriftzug bedruckt. „Man beachte auch die lila Badeente“, schrieb Mayer unter ein Foto des Präsentkorbs, das sie auf Twitter veröffentlichte. Die Informatikerin ist im achten Monat schwanger. Vor ihrem überraschenden Wechsel an die Spitze der Internetfirma Yahoo war Mayer als Managerin beim direkten Konkurrenten Google tätig. Das Baby, dessen Geburt für Oktober ausgerechnet ist, sollte die Karriere der US-Amerikanerin kaum beeinträchtigen. „Die paar Wochen Mutterschutz werde ich durcharbeiten“, kündigte sie im Wirtschaftsmagazin „Fortune“ an. Vor der Doppelbelastung ist Mayer nicht bange, schließlich sei das Kind schon jetzt „superaktiv“. Die werdende Mutter gibt sich gelassen: „Mein Doktor sagt, der Junge komme ganz nach seinen Eltern.“



Mayer

N. BERGER / NEW YORK TIMES / LAIF

Hohlspiegel

Aus der Mainzer „Allgemeinen Zeitung“: „Die Ausstellung ist die letzte, die von Patricia Rochard verantwortet wird. Sie geht nach 25 Jahren Ingelheim in Ruhestand und erfüllt sich damit einen lang gehegten Wunsch – für das Publikum ein Glücksfall.“

Salmonellen mogeln sich unter die Gäste

Aus der „Werra-Rundschau“

Aus den „Lübecker Nachrichten“: „Wurde der Palästinenserführer Opfer eines Giftanschlags? Auf Arafats Zahnbürste gefundene Suren von Polonium stützen den Verdacht.“



Schilder an der Bismarckschule in Nürnberg

Aus der Koblenzer „Rhein-Zeitung“: „Wir werden nicht nur immer älter und immer weniger, wir werden auch einsamer. Schon jetzt lebt jeder vierte Deutsche allein, in wenigen Jahren gilt das für jeden fünften, wenn die Entwicklung anhält.“

Reh flüchtet nach Unfall mit Mercedes

Aus der „Gelnhäuser Neuen Zeitung“

Aus der „Süddeutschen Zeitung“: „So gut ist das Sortiment, dass auch Damen des ausländischen diplomatischen Chors manchmal zum Shopping hierher ausrücken.“

Aus der „Badischen Zeitung“: „Manuela Heisler, Schwester des ZMF-Gründers, beherbergte übrigens in der Galanacht Edwin Shirley, einen der ersten Rowdys der Rolling Stones.“

Nächste Woche im SPIEGEL



Rückspiegel

Zitate

Der Bischof der evangelischen Kirche in Berlin, Dr. Markus Dröge, in der „B.Z.“ zur SPIEGEL-Titelgeschichte „Das Schicksal ist doof“ (Nr. 29/2012):

„Berührt uns!“ Ich bleibe an der Überschrift im neuen SPIEGEL hängen. Zwei Rollstuhlfahrer auf dem Titel. Das Bild zeigt Samuel Koch und Philippe Pozzo di Borgo. Beide sind bekannt. Und beide sind querschnittsgelähmt ... Es ist immer noch die Ausnahme, dass Behinderte und Nichtbehinderte einander unverkrampft und auf Augenhöhe begegnen. Das lässt sich nur ändern, wenn schon Kinder und Jugendliche die unsichtbaren Mauern abbauen ... Das gemeinsame Lernen in der Schule ist dabei besonders wichtig.

Die türkische Zeitung „Milliyet“ zum SPIEGEL-Bericht „Pampers und Pistolen“ über den mutmaßlichen Islamisten aus Ulm, der bei seiner Rückreise aus Pakistan in Istanbul festgenommen wurde (Nr. 29/2012):

Laut dem Bericht des SPIEGEL wird Istanbul von internationalen Geheimdiensten genauestens überwacht, weil es als Niederlassungsort der radikalen Islamisten gilt, die bei ihrer Rückkehr aus Pakistan in der Stadt untertauchen. Die Geheimdienste wollen genau dokumentieren, wer kommt und wer geht. Istanbul sei sogar einer der meistüberwachten Orte der Welt. Das führt dazu, dass Istanbul sich zu einer Art 007-James-Bond-Bühne verwandelt.

Der SPIEGEL berichtete ...

... in Nr. 51/2011 „Der verlorene Sohn“ über den Franzosen Olivier Karrer, der Ausländern hilft, ihre Kinder nach der Scheidung aus Deutschland zu entführen. Die Italienerin Marinella Colombo ist eine von mehreren Frauen, die seine Hilfe in Anspruch genommen haben. Über ihren Fall berichtete der SPIEGEL in Nr. 1/2011 „Wer liebt, hat recht“:

Am 12. Juli wurde Olivier Karrer in Straßburg festgenommen. Gegen ihn liegen ein europäischer Haftbefehl der Staatsanwaltschaft München und ein entsprechender Antrag aus Mailand vor. Nach Angaben seines Anwalts wird ihm vorgeworfen, bei sieben Entführungen von Kindern binationaler Eltern mitgeholfen und für jede der Aktionen 10 000 Euro erhalten zu haben. Das Appellationsgericht Colmar ordnete die Auslieferung des 52-Jährigen nach Italien und Deutschland an. Karrer weist die Vorwürfe von sich und kündigte an, Rechtsmittel einzulegen zu wollen.

DIE LETZTEN
7 GRÜNDE
NICHT MINI ZU FAHREN.



GRUND 7:
DER KRIEGT ZU VIEL FANPOST.

Abhängig von den Bedingungen Ihres
Mobilfunkanbieters können bei der
Nutzung des Codes Kosten entstehen.

Fahrzeugdarstellung zeigt Sonderausstattung.

MINI begeistert viele Fans. Das liegt nicht nur an seinem einzigartigen Design und seiner Zuverlässigkeit, die ihm erneut den 1. Platz in der aktuellen ADAC Pannenstatistik bescherte. Sondern auch an seinem Preis. Denn pures Gokart-Feeling und viele andere gute Gründe für MINI sind erschwinglicher, als man denkt. Jetzt einsteigen mit dem Rundumsorglospaket „MINI Complete“. Worauf warten? Erleben Sie Fahrspaß, Action und MINI pur bei den MINI Experience Days – **jetzt bewerben unter www.MINI.de/fanpost**

Kraftstoffverbrauch kombiniert: 7,1 [6,4] bis 3,8 [5,3] l/100 km, CO₂-Emission kombiniert: 165 [150] bis 99 [139] g/km. Werte in [] gelten für Fahrzeuge mit Automatic-Getriebe Steptronic.

BE MINI. WORAUF WARTEN.





- Schadstoffgeprüft
- Abriebfestigkeit geprüft
- Fleckenbeständigkeit geprüft



Laminatfußboden®
'Terra-Edition', ab m²

8,95

(Paket 2,47 m² = 22,11 €)

* Dekor (Holznachbildung):
Eiche-Edition

Unser LOGOClic®-Wald wächst!
- zu sehen unter www.logoclic.info -

102750
Bäume

Vielen Dank an alle Kunden!

**Wir pflanzen einen
Baum für jedes Paket der
LOGOClic® - Edition.**

Gewinnspielkarten finden Sie in Ihrem nächstgelegenen BAUHAUS Fachzentrum. Teilnahmebedingungen für das Gewinnspiel finden Sie unter www.logoclic.info oder in Ihrer Holzabteilung im BAUHAUS



Mitmachen und gewinnen!

Wir verlosen insgesamt 48 Elektrofahrräder und ein umweltfreundliches Elektroauto von



Nähre Informationen unter www.logoclic.info



BAUHAUS®

... der Natur zuliebe

Alle Informationen zur Firma und Anschrift Ihres BAUHAUS Fachcentrums finden Sie unter www.logoclic.info oder kostenlos unter Tel. 0800-3905000.